ZEITSCHRIFT FÜR HISTORISCHE FORSCHUNG

Beiheft 7

Der europäische Beobachter außereuropäischer Kulturen

Zur Problematik der Wirklichkeitswahrnehmung

Duncker & Humblot · Berlin

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Der europäische Beobachter außereuropäischer Kulturen

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ZEITSCHRIFT FÜR HISTORISCHE FORSCHUNG

Vierteljahresschrift zur Erforschung des Spätmittelalters u. der frühen Neuzeit

Herausgegeben von

Johannes Kunisch, Klaus Luig, Peter Moraw
Volker Press

Beiheft 7

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Der europäische Beobachter außereuropäischer Kulturen

Zur Problematik der Wirklichkeitswahrnehmung

Herausgegeben von

Hans-Joachim König · Wolfgang Reinhard
Reinhard Wendt

Duncker & Humblot · Berlin

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Der **europäische Beobachter außereuropäischer Kulturen:** zur Problematik der Wirklichkeitswahrnehmung / hrsg. von Hans-Joachim König ... – Berlin: Duncker u. Humblot, 1989
(Zeitschrift für Historische Forschung: Beiheft; 7)
ISBN 3-428-06624-3
NE: König, Hans-Joachim [Hrsg.]; Zeitschrift für Historische Forschung / Beiheft

Alle Rechte vorbehalten
© 1989 Duncker & Humblot GmbH, Berlin 41
Satz: Klaus-Dieter Voigt, Berlin 61
Druck: Berliner Buchdruckerei Union GmbH, Berlin 61
Printed in Germany

ISSN 0931-5268
ISBN 3-428-06624-3

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Vorwort

Der Arbeitskreis „Europäische Expansion und ihre Wirkungen" hat 1986 und 1987 jeweils im Juli in Bamberg Arbeitstagungen abgehalten, die von Hans-Joachim König vorbereitet und durchgeführt wurden. Der Unterzeichnende hat zusammen mit Reinhard Wendt die Herausgabe der dort gehaltenen Vorträge übernommen, wobei die Hauptarbeitslast bei der Einrichtung der Manuskripte für den Druck von Reinhard Wendt getragen wurde. Die einzelnen Beiträge unterscheiden sich erheblich nach Umfang und Ausrichtung: der eine Verfasser hat seinen Vortrag zu einer breit angelegten Untersuchung des Gesamtproblems ausgeweitet, der andere es bei einem Essay zum Gegenstand belassen; der eine diskutiert in subtiler Weise Methodenprobleme der Quellenauswertung, der andere versucht, eine konkrete Quelle zum Thema zu befragen, ein dritter wählt die vergleichende Perspektive oder legt einen Längsschnitt durch die frühe Neuzeit. Das allen gemeinsame Problem ist aber so komplex, daß die Erschließung verschiedener Zugänge zu ihm nicht nur möglich, sondern sogar erwünscht ist. Die berechtigte Unzufriedenheit mit der früher üblichen, rein nationalpolitischen Interpretation der europäischen Expansion hat zunächst zur Vorherrschaft ökonomischer Gesichtspunkte geführt: politischer Machtwille wurde als Instrument kapitalistischer Profitgier entlarvt. In jüngerer Zeit hat sich nun nicht nur Abneigung gegen derartige übervereinfachte Deutungen breitgemacht, sondern sie wurden vor allem als nach wie vor eurozentrisch erkannt, geht es ihnen doch fast ausschließlich um die Triebkräfte der Expansion in den Metropolen. Wendet man sich aber ernsthaft den Vorgängen bei den Betroffenen an der sogenannten Peripherie zu, dann tritt rasch ein anderer Gesichtspunkt in den Vordergrund: europäische Expansion war vor allem ein Zusammentreffen von Kulturen. Mit Kultur ist dabei jener spezifische Kodex von Regeln des Verhaltens und Denkens gemeint, den eine bestimmte menschliche Gemeinschaft entwickelt und ihren nachwachsenden Mitgliedern durch Erziehung aufprägt. Wirtschaft und Politik werden ebenfalls von ihr bestimmt. Umgekehrt führte westliche Übermacht häufig zur Zerstörung vorgefundener Kulturen; mit der neuen Richtung der Forschung verbreitete sich der einschlägige Vorwurf des Ethnozid, der Zerstörung kultureller Gruppenidentität durch erzwungene Assimilierung. Doch am Anfang des Zusammentreffens steht die gegenseitige Wahrnehmung, die natürlich ihrerseits kulturell geprägt und, wie selbstverständlich unterstellt wird, beeinträchtigt ist. Dieser Frage, der Bedingung der Möglichkeit unbefangener Wahrnehmung des Anderen durch den Europäer,

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sind die folgenden Aufsätze gewidmet. Auf den ersten Blick nehmen sie sich aus wie Beiträge zu einer Geschichte des Vorurteils; bisweilen gerät der eine oder andere in die Nähe radikaler Skepsis und zweifelt an der Möglichkeit von Wahrnehmung des Fremden überhaupt. Doch wissen die Abhandlungen auch von Anderem zu berichten: die Geschichte europäischer Vorurteile ist zugleich auch die Geschichte immer neuer Versuche der Europäer, die Verzerrungen ihrer Perspektive zu korrigieren und zu den als objektiv gegeben vorgestellten Sachverhalten selbst durchzustoßen. Das Problem besteht also nicht nur darin, zu erklären, warum unsere Wahrnehmung des Fremden so unzulänglich und mühsam ist, eine Fragestellung, die dem Westen von seinem wohlbegründeten schlechten Gewissen nahegelegt wird und der auch die vorliegenden Arbeiten verpflichtet sind. Das Problem besteht vielmehr auch darin, herauszufinden, warum Europa und der Westen im Gegensatz zu allen anderen Kulturen in der Lage waren, Anstrengungen zur kontrollierten und sachlichen Wahrnehmung des Anderen, wie er ist, zu unternehmen. Ethnozentrismus ist das menschliche Normalverhalten; was uns die „Heiden" und „Primitiven", das waren den alten Griechen die „Barbaren", den Moslems die „Ungläubigen", den Chinesen die „Langnasen" und den Japanern die „glotzäugigen Südbarbaren". Abweichend von dieser Norm haben sich nur die Europäer immer wieder bemüht, herauszufinden, wie der Andere wirklich ist – ein Anliegen, das noch die vorliegenden Studien umtreibt. Doch warum wir überhaupt so fragen konnten und die Anderen nicht, dieses Problem ist noch kaum erforscht. Freilich, wer in diesen Überlegungen eine neue, subtilere Form von Kolonialapologetik oder europäischem Eigendünkel wittert, der irrt. Es könnte nämlich sein, daß diese außergewöhnliche Fähigkeit der Europäer sich als wichtiges Werkzeug des Ethnozid entpuppt.

Wolfgang Reinhard

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Inhaltsverzeichnis

Jürgen Osterhammel

Distanzerfahrung. Darstellungsweisen des Fremden im 18. Jahrhundert 9

Wolfgang Neuber

Die frühen deutschen Reiseberichte aus der Neuen Welt. Fiktionalitätsverdacht und Beglaubigungsstrategien 43

Urs Bitterli

Die exotische Insel 65

Horst Dippel

Faszination und Wandel im europäischen Amerikabild. Vom Eldorado zum Paradigma 83

Hans-Joachim König

Barbar oder Symbol der Freiheit? Unmündiger oder Staatsbürger? Indiobild und Indianerpolitik in Hispanoamerika 97

Jörg Fisch

Der handelnde Beobachter. François Valentyns Schwierigkeiten mit dem asiatischen Charakter 119

Ulrich Knefelkamp

Vom Nutzen einer Begegnung. Der Bericht der ersten portugiesischen Gesandtschaft nach Äthiopien (1520 - 1526) 135

Adam Jones

Schwarze Frauen, weiße Beobachter. Die Frauen der Goldküste in den Augen der europäischen Männer, 1600 - 1900 153

Anschriften der Mitarbeiter 169

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Distanzerfahrung

Darstellungsweisen des Fremden im 18. Jahrhundert

Von Jürgen Osterhammel, Freiburg i. Br.

Bei seiner Untersuchung der Wirkungsweise der Einbildungskraft *(imagination)* bemerkt David Hume ein Paradox: Im allgemeinen bringt die Einbildungskraft um so deutlichere und lebhaftere Bilder *(images)* hervor, je näher uns zeitlich wie räumlich das jeweilige Objekt der Wahrnehmung steht[1]. Nun kann aber derselbe Effekt auch dann eintreten, wenn die Einbildungskraft in Raum oder Zeit eine *außergewöhnlich* große Distanz zu überwinden hat: "[...] a very great distance encreases our esteem and admiration for an object[2]." Größe an sich – "a wide plain, the ocean, eternity, a succession of several ages[3]" – weckt Bewunderung und erfüllt die Seele mit erhabenen Empfindungen. Die Größe der Distanz überträgt sich auf den entfernten Gegenstand: Etwas erscheint uns allein schon deshalb besonderer Aufmerksamkeit und Hochschätzung wert, weil es weit außerhalb unseres alltäglichen Erfahrungsbereichs beheimatet ist. Diese Wirkung stellt sich auch dann ein, wenn ein Objekt, welches sich physisch in unserer unmittelbaren Nähe befindet, die Aura des Fernen an sich trägt: "A great traveller, 'tho in the same chamber, will pass for a very extraordinary person; as a Greek medal, even in our cabinet, is always esteem'd a valuable curiosity. Here the object, by a natural transition, conveys our view to the distance; and the admiration, which arises from that distance, by another natural transition, returns back to the object[4]."

Hinzu kommt, daß sich die Einbildungskraft durch Hindernisse, die ihr im Wege stehen, in besonderem Maße anregen läßt; sie wächst an ihren Aufgaben. Ganz fernen Gegenständen wendet sie sich mit gesteigerter Intensität zu. Dabei glaubt Hume beobachtet zu haben, daß Entfernungen in der Zeit schwieriger zu imaginieren sind als solche im Raum. Es ist schwerer, sich vorzustellen, wie die alten Griechen lebten, als sich ein Bild von der Existenzweise der gegenwärtigen Bewohner Japans zu machen. Aus diesem

---

[1] *David Hume,* A Treatise of Human Nature [1739/40], ed. by L. A. Selby-Bigge, 2nd edn., ed. by P. H. Nidditch, Oxford 1978, 427f.

[2] Ebd., 432.

[3] Ebd.

[4] Ebd., 433.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Grunde, sagt Hume, "antient busts and inscriptions are more valu'd than Japan tables: And not to mention the Greeks and Romans, 'tis certain we regard with more veneration the old Chaldeans and Egyptians, than the modern Chinese and Persians, and bestow more fruitless pains to clear up the history and chronology of the former, than it wou'd cost us to make a voyage, and be certainly inform'd of the character, learning and government of the latter"[5].

Humes Überlegungen erhellen in dreifacher Weise die Wahrnehmung des Fremden im 18. Jahrhundert. Sein Begriff der *Imagination* weist hin auf die *kreative* Leistung bei der mentalen Erfassung des Fremden: Das Subjekt formt sich mittels seines imaginativen Vermögens Bilder vom Fremden, reagiert also keineswegs als bloß passiv aufnehmendes Bewußtsein auf Sinneseindrücke, die an es herangetragen werden. Imaginativ bedeutet dabei nicht imaginär. Die Einbildungskraft ist nicht nur und vielleicht nicht einmal im Regelfall eine vom Empirischen abhebende Phantasie, die künstliche, utopische Welten entwirft; sie wird gerade dann tätig, wenn aus fragmentarischen Realzeugnissen – seien es Objekte, seien es Texte – das Ganze einer nicht durch den Augenschein wahrgenommenen Welt rekonstruiert werden soll. Beim Betrachten einer antiken Skulptur, bei der Lektüre einer Reisebeschreibung, selbst beim Gespräch mit dem heimgekehrten Weltumsegler tritt die produktive Einbildungskraft in Aktion.

Ebenso wie die Einbildungskraft ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit des Objekts arbeitet und daher die Erkenntnis der abendländischen Antike prinzipiell dieselben Bewußtseinsoperationen verlangt wie die Erfassung gegenwärtiger Zivilisationen außerhalb Europas, so evoziert auch Humes Begriff der *Distanz*[6] ein homogenes Erfahrungsfeld. Zwischen dessen beiden Dimensionen, dem Raum und der Zeit, schweift die Imagination, kombinierend und vergleichend, hin und her: Die Japaner sind dem Hume'schen Subjekt ebenso präsent wie die alten Griechen; deren weitere Entferntheit stimuliert indessen die Einbildungskraft zu besonders nachdrücklichen Anstrengungen. Fremdheit resultiert nicht aus Anders*artigkeit,* sondern aus kulturell neutraler Distanz. Intra-kulturelle und inter-kulturelle Distanz sind dabei zwei Seiten desselben Phänomens räumlich-zeitlicher Entrükkung. Die außereuropäische Welt wird nicht in das Reservat des „Exotischen" ausgegrenzt und ganz spezifischen Wahrnehmungsweisen unterworfen. Sie wird in der generellen Perspektive des Fernen, nicht in der partikularen des Wunderbaren betrachtet[7].

---

[5] Ebd. Zur Interpretation dieser Stelle vgl. *Mary Warnock,* Imagination, London 1976, 39f.

[6] Der Begriff ist neuerdings als Kategorie der Soziologie seit Georg Simmel rekonstruiert worden: *Heinz Otto Luthe,* Distanz. Untersuchung zu einer vernachlässigten Kategorie, München 1985. Darin allerdings nichts zu seiner früheren Verwendung.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Schließlich versucht Hume durch die beiläufig eingeflochtene These der *Distanzverdoppelung* die Faszination zu erklären, die vom sowohl räumlich als auch zeitlich Fernen ausgeht. Hume denkt offenbar an ein Problem, das die europäische Gelehrtenwelt des 17. und 18. Jahrhunderts in außerordentlichem Maße bewegte: Welche Aufschlüsse geben die Zeugnisse außereuropäischer Zivilisationen über das Alter der Welt? Wie läßt sich die Chronologie der Ägypter, Chaldäer und Chinesen mit derjenigen der Bibel in Übereinstimmung bringen? Müssen gar die biblischen Aussagen im Lichte der außereuropäischen Überlieferung relativiert werden[8]? Mit milder Mißbilligung vermerkt Hume die Tatsache, daß dem unzureichend dokumentierten Alten Orient mehr Beachtung geschenkt werde als der asiatischen und afrikanischen Gegenwart, über welche seine Zeitgenossen durch die Reiseliteratur besser unterrichtet waren als jemals Europäer vor ihnen. Die Entwicklung der Orientwissenschaften im 19. Jahrhundert, die weitgehend eine Kunde von untergegangener Kulturblüte waren und die orientalische Gegenwart ignorierten, sollte Humes Analyse bestätigen.

Das Subjekt, das Hume im Sinn hatte, war der Lehnstuhlreisende, der weder die Stätten des klassischen Altertums noch die Länder des Orients aus eigener Anschauung kannte. Diese Situation war selbstverständlich der Normalfall. Ein unmittelbarer Reiseeindruck vom Osten war dermaßen schwierig zu gewinnen – und für niemanden mehr als für die von Kolonialpolitik und Überseehandel abgeschnittenen Deutschen[9] –, daß Kant das Reisen mit dem Lesen von Reisebeschreibungen geradezu in eins setzte: „Zu

---

[7] Zur Differenzierung zwischen „le lointain" und „le merveilleux" vgl. *Francis Affergan,* Exotisme et altérité: Essai sur les fondements d'une critique de l'anthropologie, Paris 1987, 27ff.

[8] Vgl. aus der neueren Literatur *Paolo Rossi,* I segni del tempo: Storia della terra e storia delle nazioni da Hooke a Vico, Milano 1979 (engl. Übersetzung: The Dark Abyss of Time: The History of the Earth and the History of Nations from Hooke to Vico, transl. by Lydia G. Cochrane, Chicago 1984); *John W. Witek,* Controversial Ideas in China and in Europe: A Biography of Jean-François Foucquet, S. J. (1665 - 1741), Rom 1982, 159ff., 289ff.; *Danielle Elisséeff-Poisle,* Nicolas Fréret (1688 - 1749): Réflexions d'un humaniste du XVIIIe siècle sur la Chine, Paris 1978, 18ff.; *David E. Mungello,* Curious Land: Jesuit Accomodation and the Origins of Sinology, Stuttgart 1985, 124ff.; *Richard H. Popkin,* Isaac La Peyrère (1596 - 1676): His Life, Work and Influence, Leiden 1987, 26ff., 115ff.; *Donald J. Wilcox,* The Measure of Times Past: Pre-Newtonian Chronologies and the Rhetoric of Relative Time, Chicago / London 1987; *Wolf Lepenies,* Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts, München 1976, 9 - 13. Mit der Chronologiefrage verband sich das Problem der Abstammung der Chinesen. Vgl. dazu *Walter Demel,* Antike Quellen und die Theorien des 16. Jahrhunderts zur Frage der Abstammung der Chinesen. Überlegungen zu einem frühneuzeitlichen Diskussionsthema, in: Saeculum 37 (1986), 199 - 211; *S. A. M. Adshead,* China a Colony of Egypt: An 18th Century Controversy, in: Asian Profile 12 (1984), 113 - 128.

[9] Besonders für sie war das Lesen von Reisebeschreibungen eine Kompensation für ihren Ausschluß von den Begebenheiten in der großen Welt. Vgl. *Rolf Engelsing,* Perioden der Lesergeschichte in der Neuzeit, in: ders., Zur Sozialgeschichte deutscher Mittel- und Unterschichten (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 4), Göttingen 1973, 140.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

den Mitteln der Erweiterung der Anthropologie im Umfange gehört das Reisen; sei es auch nur das Lesen der Reisebeschreibungen[10]." Die Zahl der wirklichen Fernreisenden war sehr klein, und nur ein Bruchteil von ihnen verfaßte eine anspruchsvolle Reisebeschreibung, wie sie überhaupt erst Rang und Ansehen eines „great traveller" begründete[11]. Erst während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstand ein Bildungstourismus in den Nahen Osten[12], erst im frühen 20. Jahrhundert ein regelmäßiger Reiseverkehr größeren Umfangs nach Fernost. Zu Humes und Kants Zeiten waren Fernreisen beschwerlich, gefährlich und teuer[13]. Auch die wohlhabenden Absolventen der „Grand Tour" gelangten allenfalls – und dies nur selten – bis nach Konstantinopel[14]. Fast ausnahmslos reiste man nur geschäftlich in entferntere Teile der Alten Welt: als Diplomat, Bediensteter einer der Ostindienkompanien, Abgesandter einer Akademie oder gelehrten Gesellschaft, als Missionar, seltener auch als Kaufmann, Handwerker oder Arzt ohne fremden Auftrag[15]. Die große Mehrzahl der Europäer in Asien[16] waren Seeleute und Soldaten, Menschen also, die selten ihre Beobachtungen und Erlebnisse zu Papier brachten[17]. Seit der Großen Nordischen Expedition der

---

[10] *Immanuel Kant,* Anthropologie in pragmatischer Hinsicht [1798], in: Kant-Studienausgabe, hrsg. von Wilhelm Weischedel, Bd. 6, Darmstadt 1964, 400.

[11] Georg Forsters kurzer Ruhm als „Weltumsegler" nach seiner Rückkehr von der zweiten Cookschen Expedition (1772 - 75) und dem Erscheinen seines Reiseberichts (1777 englisch, 1778/80 deutsch) bietet ein Beispiel für das Prestige des frisch heimgekehrten Entdeckers im späten 18. Jahrhundert. Vgl. *Klaus Harpprecht,* Georg Forster oder Die Liebe zur Welt, Reinbek 1987, 302ff.; *Marita Gilli,* Georg Forster: L'oeuvre d'un penseur allemand réaliste et révolutionnaire (1754 - 1794), thèse, Université de Paris X, 1974, 101ff. Der Schriftsteller Forster wiederum trug, wie vor ihm schon Georg Christoph Lichtenberg mit seinem großen Essay „Cook, der Entdecker" (1787) zur literarischen Kanonisierung James Cooks bei. Zur Rezeption der Forsterschen Cook-Interpretation vgl. *Leslie Bodie,* James Cook in der deutschen Literatur, in: Wolfgang Griep und Hans-Wolf Jäger (Hrsg.), Reise und soziale Realität am Ende des 18. Jahrhunderts (= Neue Bremer Beiträge, Bd. 1), Heidelberg 1983, 218 - 35.

[12] Vgl. jetzt *John Pemble,* The Mediterranean Passion: Victorians and Edwardians in the South, Oxford 1987, 18ff.

[13] „Si vous exécutés le dessein de venir en Chine par la voye de Tartarie, vous aurés bien des dépenses à faire, bien des obstacles à vaincre, et vous aurés besoin plus d'une fois d'une patience héroïque; ajoutés à cela bien des dangers de perdre la vie." Antoine Gaubil, S. J. (Peking) an Abraham-Hyacinthe Anquetil Duperron (Surat), 2. September 1758. *Antoine Gaubil,* Correspondance de Pékin 1722 - 1759, éd. Renée Simon, Genf 1970, 852. Anquetil verzichtete auf die Reise nach China; immerhin hatte er sich bis nach Indien durchgeschlagen. Vgl. *Raymond Schwab,* Vie d'Anquetil Duperron, Paris 1934, 23ff.

[14] *Jeremy Black,* The British and the Grand Tour, London 1985, 28f.

[15] Zu Herkunft und Reiseanlaß deutscher Asienreisender vgl. *Jürgen Osterhammel,* Reisen an die Grenzen der Alten Welt: Asien im Reisebericht des 17. und 18. Jahrhunderts, in: Peter J. Brenner (Hrsg.), Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur, Frankfurt a. M. 1989, 225 - 261.

[16] "All things considered, it is most unlikely that in any year between 1600 and 1740 more than fifty thousand Europeans were living in Asia; the total may have reached seventy-five thousand by 1800." *Holden Furber,* Rival Empires of Trade in the Orient 1600 - 1800, Minneapolis 1976, 300.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Jahre 1733 bis 1744, die im russischen Auftrag bis nach Kamtschatka führte, rüsteten europäische Regierungen gelegentlich Forschungsexpeditionen aus. Sie ermöglichten es einer sehr kleinen Zahl europäischer Gelehrter, Zentral- und Nordostasien, Arabien oder die Südsee kennenzulernen.

Die Distanzerfahrung des durchschnittlichen Europäers war also eine mittelbare. Sie war auf Vermittlungsinstanzen, auf „Medien", angewiesen. Dies waren zum einen die Werke antiker Historiker und Kosmographen, zum anderen die Reisebeschreibungen neuzeitlicher Autoren. In den seit der Mitte des 18. Jahrhunderts erscheinenden Berichten über die Denkmäler des Altertums im osmanisch beherrschten Griechenland und Kleinasien näherten sich beide Genres einander an. Die Spannung zwischen „klassischer" Vergangenheit und „orientalischer" Gegenwart, zwischen, in Humes Terminologie, zeitlicher und räumlicher Distanz, wurde zum literarischen Organisationsprinzip dieser Texte, vor allem dann der neuhumanistisch und philhellenisch inspirierten Türkeikritik[18].

Reisebeschreibungen fehlten in kaum einer größeren Gelehrtenbibliothek oder Lesegesellschaft des 18. Jahrhunderts und erst recht nicht in fürstlichen Sammlungen[19]. Sie waren im Europa der frühen Neuzeit eine der wichtigsten Quellen der „Weltkenntnis"[20] und lieferten spätestens seit Montaigne den Rohstoff für Reflexionen über die menschliche Natur und seit Montesquieu das Material zu einer vergleichenden politischen Wissenschaft[21]. Die universalistischen Diskurse der Aufklärung wären kaum denkbar gewesen, hätten nicht die Schriften und Zeichnungen[22] der Reisenden

---

[17] Selbstverständlich fehlten solche Texte nicht völlig. Eine wichtige Sammlung ist etwa *S. P. l'Honoré Naber* (Hrsg.), Reisebeschreibungen von deutschen Beamten und Kriegsleuten im Dienst der Niederländischen West- und Ost-Indischen Kompagnien 1602 - 1797, 13 Bde., Haag 1930 - 31. Vgl. etwa auch die Aufzeichnungen des Pfälzers *Heinrich Zimmermann,* der Cook auf seiner dritten Reise begleitete: Reise um die Welt mit Captain Cook, Mannheim 1783. Im allgemeinen ließen sich nur „gentlemen" literarisch vernehmen. Selbst Cooks sorgfältig ausgewählte Mannschaften seien, so der führende Cook-Forscher, "ignorant, illiterate, irresponsible, blockishly conservative, prone to complaint when faced by novelty, drunken when opportunity offered, lecherous" gewesen (gewiß ein Urteil vom Standpunkt der Kommandobrücke): *J. C. Beaglehole,* The Life of Captain James Cook, London 1974, 503.

[18] Vgl. *David Constantine,* Early Greek Travellers and the Hellenic Ideal, Cambridge 1984, bes. 188ff.; *Richard Jenkyns,* The Victorians and Ancient Greece, Oxford 1980, 1 - 12; *Terence Spencer,* Fair Greece, Sad Relic: Literary Philhellenism from Shakespeare to Byron, London 1954, 126 - 170; *Fani-Maria Tsigakou,* The Rediscovery of Greece: Travellers and Painters of the Romantic Era, London 1981, 19ff. Daneben immer noch *Lionel Cust* und *Sidney Colvin,* History of the Society of Dilettanti, London 1898, bes. 68 - 106.

[19] *Bernhard Fabian,* English Books and their Eighteenth-Century German Readers, in: Paul J. Korshin (Hrsg.), The Widening Circle: Essays on the Circulation of Literature in Eighteenth-Century Europe, Philadelphia 1976, 171.

[20] *Kant,* Anthropologie (Anm. 10), 399.

[21] Über Montesquieus Auswertung von Reiseliteratur vgl. *David Young,* Montesquieu's View of Despotism and His Use of Travel Literature, in: Review of Politics 40 (1978), 149 - 182.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

jene "great map of mankind" entrollt, von der Edmund Burke 1777 sprach: "[...] there is no state of Gradation of barbarism, and no mode of refinement which we have not at the same instant under our View[23]." Vor der Ausdifferenzierung von spezialisierten Wissenschaften vom Fremden, die erst im 19. Jahrhundert mit dem Entstehen der orientalischen Philologien[24] als den Wissenschaften vom hochkulturell Anderen und der Ethnologie[25] als der Lehre von den „Primitiven" erfolgte, waren es allein die Reisebeschreibungen, in welchen sich die außereuropäische Welt dem europäischen Bewußtsein repräsentierte.

Fraglos war die Reisebeschreibung *auch* ein Genre der Unterhaltungsliteratur. Zahlreiche Reisebeschreibungen wurden für den literarischen Markt geschrieben und bedienten sich narrativer Darstellungstechniken, die den fiktionalen Gattungen entlehnt waren[26]. Reisebericht und Reiseroman be-

---

[22] In vielen Reisebeschreibungen wird das Fremde auch bildlich repräsentiert. Einige Reisende, zum Beispiel Georg Forster und der Persien- und Japanforscher Engelbert Kaempfer, waren selber geschickte Zeichner. Den größeren Expeditionen – etwa den drei Cookschen Reisen, der dänischen Jemen-Expedition von 1761 - 67 oder der britischen Gesandtschaftsreise nach China 1793 - 94 – wurden professionelle Künstler beigegeben. Grundlegend zur bildlichen Repräsentation des Fremden ist *Barbara Maria Stafford,* Voyage into Substance: Art, Science, and the Illustrated Travel Account, 1760 - 1840, Cambridge (Mass.) 1984, sowie als mustergültige Fallstudie: *Bernard William Smith,* European Vision and the South Pacific 1768 - 1850: A Study in the History of Art and Ideas, 2nd ed., New Haven 1985. Als Dokumentation: *Rüdiger Joppien* und *Bernard William Smith,* The Art of Captain Cook's Voyages, 2 Bde., New Haven / London 1986 (3. Band soll folgen).

[23] *Edmund Burke* an William Robertson, 9. Juni 1777. The Correspondence of Edmund Burke, ed. by George H. Guttridge, Bd. 3, Cambridge 1961, 350f. Anlaß dieser Bemerkung war die Publikation der ersten beiden Bände von Robertsons "History of Amerika". Das Zitat dient auch als Motto in *P. J. Marshall* und *Glyndwr Williams,* The Great Map of Mankind: British Perceptions of the World in the Age of Enlightenment, London 1982.

[24] Dazu im gesamteuropäischen Überblick immer noch zwei bedeutende ältere Werke: *Raymond Schwab,* La Renaissance orientale, Paris 1950; *W. Barthold,* Die geographische und historische Erforschung des Orients mit besonderer Berücksichtigung der russischen Arbeiten, übers. von E. Ramberg-Figulla (= Quellen und Forschungen zur Erd- und Kulturkunde, Bd. 8), Leipzig 1913. Die zweite, erweiterte Auflage dieses Werkes (Leningrad 1925) ist ins Französische übersetzt worden: La Découverte de l'Asie: Histoire de l'orientalisme en Europe et en Russie, tr. par B. Nikitine, Paris 1947. Zu einzelnen Fächern: *Johann Fück,* Die arabischen Studien in Europa bis in den Anfang des 20. Jahrhunderts, Leipzig 1955; *Ernst Wilhelm Oskar Windisch,* Geschichte der Sanskritphilologie und der Indischen Altertumskunde, 3 Bde., Straßburg / Berlin / Leipzig 1917 - 21. Vergleichbare Gesamtdarstellungen zur Sinologie und Japanologie fehlen.

[25] Mangels einer zufriedenstellenden Disziplingeschichte der Ethnologie vgl. vor allem Monographien über einige der „Gründerväter": *Joan Leopold,* Culture in Comparative and Evolutionary Perspective: E. B. Tylor and the Making of "Primitive Culture", Berlin 1980; *Klaus-Peter Koepping,* Adolf Bastian and the Psychic Unity of Mankind: The Foundations of Anthropology in Nineteenth Century Germany, St. Lucia (Queensland) 1983; *Robert Ackerman,* J. G. Frazer: His Life and Work, Cambridge 1987. Ethnographische Feldforschung begann erst mit den Untersuchungen Bronislaw Malinowskis auf den Trobriand-Inseln zwischen 1915 und 1918. *Adam Kuper,* Anthropology and Anthropologists: The Modern British School, rev. ed., London 1983, 13.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

fruchteten sich gegenseitig[27]. Der Abbé Prévost, einer der besten Kenner der Reiseliteratur seiner Zeit, verfaßte gar einen „roman géographique"[28]. Die Autoren trieben ihr Spiel mit der Wahrheit-Lüge-Dichotomie. Sie setzten Beglaubigungsstrategien als Stilmittel ein[29]. "Travel liars" narrten das Publikum mit fingierten Berichten, die das Toposreservoir des Genres und den Stereotypenkatalog des zeitgenössischen Bewußtseins mit bisweilen großem Geschick ausschöpften[30]. Gegen Ende des Jahrhunderts war man zu einem solchen Grade auf Erfundenes eingestellt, daß der schottische Afrikareisende James Bruce mit seinen durch und durch seriösen Berichten aus Äthiopien[31] weithin auf Unglauben stieß[32]. Besonders in der Italien-Literatur, in der es immer schwieriger wurde, empirisch Neues zu berichten, verlagerte sich nicht allein als Folge einer veränderten nordeuropäischen Sensibilität, sondern auch als Ergebnis einer gattungspoetischen Zwangslage die Aufmerksamkeit vom Mitgeteilten auf den Mitteilenden: die Befindlichkeit des reisenden Subjekts rückte dort in den Mittelpunkt, wo die Objektwelt beim Leser als weitgehend bekannt vorausgesetzt werden mußte[33]. Chateaubriand klagte 1811, daß der Berg der Reiseliteratur neue Erfahrungen behindere; alles schien schon durch frühere Reisende gesehen und gesagt worden zu sein[34]. Die Entstehung der subjektiven, also der empfindsamen

---

[26] *Charles L. Batten, Jr.,* Pleasurable Instruction: Form and Convention in 18th Century Travel Literature, Berkeley / Los Angeles / London 1978, 109f., 115.

[27] *Percy G. Adams,* Travel Literature and the Evolution of the Novel, Lexington 1983; *Martin Green,* Dreams of Adventure, Deeds of Empire, London / Henley 1980, 37ff.

[28] Les Voyages du capitaine Robert Lade (1744). Vgl. *Jean Sgard,* Prévost romancier, Paris 1968, 489.

[29] *Adams,* Travel Literature (Anm. 27), 81ff.; *William E. Stewart,* Die Reisebeschreibung und ihre Theorie im Deutschland des 18. Jahrhunderts (= Literatur und Wirklichkeit, Bd. 20), Bonn 1978, 22ff. Vgl. auch den Beitrag von Wolfgang Neuber in diesem Heft.

[30] Der vielleicht größte Meister solcher "fake ethnography" war George Psalmanaazaar (Pseudonym), der Freund Dr. Samuel Johnsons, dessen fingierte "Historical and Geographical Description of Formosa" (London 1704) ein auch noch für heutige Ethnologen aufschlußreiches Plausibilitätsniveau erreicht. Vgl. die Interpretation durch den Oxforder Sozialanthropologen *Rodney Needham:* Psalmanaazaar, Confidence Man, in: ders., Exemplars, Berkeley / Los Angeles / London 1985, 75 - 116.

[31] *James Bruce,* Travels to Discover the Source of the Nile, in the Years 1768, 1769, 1770, 1771, 1772, and 1773, 5 Bde., Edinburgh / London 1790. Bereits 1790 - 91 erschien eine deutsche Übersetzung. Über Bruce: *James Macarthur Reid,* Traveller Extraordinary: The Life of James Bruce of Kinnaird, London 1968.

[32] *Percy G. Adams,* Travelers and Travel Liars, 1660 - 1800, new ed., New York 1980, 210 - 222. Zu französischen Fällen vgl. *Françoise Weil,* La Relation de voyage: Document anthropologique ou texte littéraire?, in: Britta Rupp-Eisenreich (Hrsg.), Histoires de l'anthropologie (XVIe - XIXe siècles), Paris 1984, 55 - 65.

[33] Vgl. *Batten* (Anm. 26), 64, 76, 79, 112. Aus einer umfangreichen Literatur über Italienreisen ragt immer noch ein enzyklopädisches Werk hervor: *Ludwig Schudt,* Italienreisen im 17. und 18. Jahrhundert, Wien / München 1959. Neuerdings auch *Stefan Oswald,* Italienbilder. Beiträge zur Wandlung der deutschen Italienauffassung 1770 - 1840 (= Germanisch-romanische Monatsschrift, Beiheft 6), Heidelberg 1985, wo allerdings die gattungspoetischen Konventionen zu kurz kommen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

und dann der romantischen Reiseschilderung war auch ein Resultat empirischer Sättigung.

Reiseberichte wurden seit Ramusio, Hakluyt und Purchas immer wieder anthologisiert[35] und dabei nicht selten – häufiger nach der Mitte des 18. Jahrhunderts[36] – durch Bearbeitung den Marktverhältnissen und dem aktuellen Publikumsgeschmack angepaßt. Joachim Heinrich Campe legte sich das Material der Reiseliteratur für seine pädagogischen Zwecke zurecht[37]. In populären Lesestoffen, vor allem der Kolportageliteratur, hielten sich, unberührt von den Erkenntnissen der neueren Entdeckungsreisen und den Erfahrungen der Kolonialpolitik, die altertümlichsten Stereotype. Der märchenhafte Orient des mysteriösen Sir John Mandeville, dessen ursprünglich französisch geschriebene Reiseerzählungen sich in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in ganz Europa verbreitet hatten und die seitdem ununterbrochen tradiert wurden[38], überlebte weit ins 19. Jahrhundert hinein[39]. Vom Kolportageheft über solch lebendige Dokumente wie die Briefe der Lady Mary Wortley Montagu aus der Türkei[40] bis hin zum Reiseroman und dem subjektiv-ästhetischen Erlebnisbericht aus dem Orient[41] bot das Reisen also vielfältig Stoff zur Unterhaltung, Erbauung, seelischen Erhebung und pädagogischen Belehrung.

Reisebeschreibungen konnten die Einbildungskraft – "the constructive power of the mind"[42] – in unterschiedliche Richtungen lenken. Auf der einen Seite gaben sie den Anstoß zu geographischen Utopien, vor allem zu einer umfangreichen Insel-Literatur[43], und inspirierten die orientalischen Phan-

---

[34] *François-René de Chateaubriand,* Itinéraire de Paris à Jérusalem, Paris 1811, 128.

[35] *G. R. Crone* und *R. A. Skelton,* English Collections of Voyages and Travels 1625 - 1846, in: Edward Lynam (Hrsg.), Richard Hakluyt and His Successors, London 1946, 65 - 140; *Peter Boerner,* Die großen Reisesammlungen des 18. Jahrhunderts, in: Antoni Mączak und Hans Jürgen Teuteberg (Hrsg.), Reiseberichte als Quellen europäischer Kulturgeschichte. Aufgaben und Möglichkeiten der historischen Reiseforschung (= Wolfenbütteler Forschungen, Bd. 21), Wolfenbüttel 1982, 65 - 72.

[36] *Adams,* Travelers and Travel Liars (Anm. 32), 88.

[37] *Bärbel Panzer,* Die Reisebeschreibung als Gattung der philanthropischen Jugendliteratur in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (= Europäische Hochschulschriften, Reihe 1, Bd. 697), Frankfurt a. M. / Bern 1983.

[38] *C. W. R. D. Moseley,* Introduction, in: ders. (Übers.), The Travels of Sir John Mandeville, Harmondsworth 1983, 29ff.

[39] *Marshall* und *Williams* (Anm. 23), 54.

[40] Turkish Letters, London 1763. Vgl. *Robert Halsband,* The Life of Lady Mary Wortley Montagu, Oxford 1956.

[41] Dieser Texttyp erhielt seine erste deutliche Ausprägung in *Chateaubriands* „Itinéraire de Paris à Jérusalem" (Anm. 34). Vgl. *Friedrich Wolfzettel,* Ce désir de vagabondage cosmopolite. Wege und Entwicklungen des französischen Reiseberichts im 19. Jahrhundert, Tübingen 1986, 101ff.

[42] *Northrop Frye,* The Secular Scripture: A Study of the Structure of Romance, Cambridge (Mass.) / London 1976, 36.

[43] *Horst Brunner,* Die poetische Insel. Inseln und Inselvorstellungen in der deutschen Literatur (= Germanistische Abhandlungen, Bd. 21), Stuttgart 1966; *Hans*

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

tasmagorien mancher romantischer Dichter; so konnte zum Beispiel Georg Forsters "A Voyage Round the World" (1777) als wichtige Quelle für Samuel Taylor Coleridges balladenhafte Dichtung "The Rime of the Ancient Mariner" (1797/98) identifiziert werden[44]. Auf der anderen Seite stimulierten sie eine gewissermaßen „exakte" Imagination, die aus den lückenhaften Berichten der Augenzeugen ein möglichst wirklichkeitsnahes Bild fremdländischer Zustände zu gewinnen suchte, ähnlich wie Wilhelm von Humboldt dem Historiker auftrug, „das zerstreut Gesammelte in sich zu einem Ganzen [zu] verarbeiten"[45]. Der junge Barthold Georg Niebuhr etwa machte seine ersten Leseerfahrungen mit den Reiseberichten und orientalischen Geschichtswerken, die sein Vater, der Arabienreisende Carsten Niebuhr, seit 1778 Landschreiber in dem Städtchen Meldorf in Dithmarschen, gesammelt hatte[46]. Als 1787 ein neuer Krieg zwischen Rußland und dem Osmanischen Reich ausbrach, verschaffte sich der elfjährige Knabe alle erreichbaren Nachrichten über das Geschehen und fügte sie in Traumgesichten zu einer Gesamtschau zusammen, „die so wohl geordnet und so sehr auf Kenntniß der Localität der Orte und Gegenden gegründet war, daß sich gewöhnlich bald nachher die Bestätigung seiner Traumerzählungen in den Zeitungen fand"[47]. Die hier noch halbbewußte exakte Imagination ließ sich zu einem methodischen Verfahren läutern, so zum Beispiel bei dem Berliner Geographen Carl Ritter, der hauptsächlich aus der Reiseliteratur, welche er wie kein zweiter meisterte[48], ein großräumiges Gesamtbild der asiatischen Landschaften und Zivilisationen rekonstruierte.

Joachim Piechotta (Hrsg.), Reise und Utopie. Zur Literatur der Spätaufklärung (= edition suhrkamp, Bd. 766), Frankfurt a. M. 1976; *Klaus H. Börner,* Auf der Suche nach dem irdischen Paradies. Zur Ikonographie der geographischen Utopie, Frankfurt a. M. 1984.

[44] *Arnd Bohm,* Georg Forster's "A Voyage Round the World" as a Source for "The Rime of the Ancient Mariner": A Reconsideration, in: E. L. H. 50 (1983), 363 - 377. Über die Verarbeitung anderer Reiseschriftsteller bei Coleridge vgl. *John Livingston Lowes,* The Road to Xanadu: A Study in the Ways of the Imagination, London 1927, bes. 286ff. Vgl. auch *Ting Nai-tung,* From Shangtu to Xanadu, in: Studies in Romanticism 23 (1984), 205 - 222, zu Marco Polo als Quelle für Coleridges berühmtes Gedicht „Kubla Khan" (1797, veröff. 1816). Eine bibliographische Rekonstruktion der Quellen jetzt bei *Ralph J. Coffman,* Coleridge's Library: A Bibliography of Books Owned or Read by Samuel Taylor Coleridge, Boston 1987.

[45] *Wilhelm von Humboldt,* Über die Aufgabe des Geschichtsschreibers [1821], in: ders., Werke in fünf Bänden, hrsg. von Andreas Flitner und Klaus Giel, Bd. 1, Darmstadt 1960, 586.

[46] *Barthold Georg Niebuhr,* Carsten Niebuhr's Leben, Kiel 1817, 58f.

[47] Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr, aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde, Bd. 1, Gotha 1838, 15f.

[48] Das Ausmaß seiner Kenntnis des Reiseschrifttums zeigt sich nicht nur in den Anmerkungen zu seinem monumentalen Werk „Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen" (Berlin 1817ff., dann in erheblich erweiterter 2. Aufl., 21 Bde., Berlin 1822 - 59), sondern auch in seiner Sammlung der Texte. Vgl. den Auktionskatalog seiner Privatbibliothek (Leipzig 1861), Nachdruck u.d.T. Die Carl Ritter Bibliothek, hrsg. von Ernst Plewe (= Erdkundliches Wissen, Bd. 50), Wiesbaden 1978.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Das unausweichliche Medium der Reisebeschreibung verlangte freilich eine kritische Lesehaltung. Ausgesprochene Schwindler wurden in der Regel bald entlarvt, doch bedurfte auch die Glaubwürdigkeit seriöser Autoren der Überprüfung. Sie mochten falschen Informationen einheimischer Gewährsleute aufgesessen oder mangels sprachlicher Kompetenz Mißverständnissen erlegen sein. Derlei ließ sich im einzelnen mit unterschiedlicher Mühe feststellen. Relativ leicht fiel es den orientalistischen Philologen des frühen 19. Jahrhunderts, ihren weniger professionellen Vorgängern Übersetzungsfehler nachzuweisen. Schwieriger war die Kritik bei empirischen Aussagen dann, wenn eine kontrollierende Empirie erforderlich gewesen wäre, jedoch fehlte. Dies war etwa bei der Kenntnis von Japan der Fall. Der in den 1690er Jahren verfaßte, doch erst 1727 (zunächst auf Englisch) veröffentlichte Japan-Bericht des westfälischen Arztes Engelbert Kaempfer[49] war eine wissenschaftliche Reisebeschreibung allerersten Formats, verdankte seinen unangefochten autoritativen Rang bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hinein aber auch dem Umstand, daß Japan unter der Politik der Selbstabschließung des Landes für Fremde fast völlig unzugänglich blieb und umgekehrt die niederländische Ostindienkompanie, die als einzige europäische Gesellschaft in Japan Handel treiben durfte[50], wenig Interesse an einer Förderung der gelehrten Japankunde hatte. Es gab zu Kaempfer also keine Alternative[51]. Das um 1800 immer noch maßgebliche Japanbuch konservierte einen Informationsstand, der ein volles Jahrhundert alt war. Über andere Weltgegenden war man hingegen aus zahlreichen Quellen unterrichtet, so daß der schottische Jurist und "conjectural historian" John Millar zuversichtlich ein abwägendes und vergleichendes Rezeptionsverfahren empfehlen konnte:

> "From the number, however, and the variety of those relations, they acquire, in many cases, a degree of authority, upon which we may depend with security, and to which the narration of any single person, how respectable soever, can have no pretension. [...] The reader has an opportunity of comparing their several descriptions, and from their agreement or disagreement is enabled to ascertain the credit that is due to them. According to this method of judging, which throws the veracity of the relater very much out of the question, we may be convinced of the truth of extraordinary facts, as well as of those that are more agreeable to our own experience. [...] When to all this, we are able to add the reasons of those particular customs which

[49] *Engelbert Kaempfer,* The History of Japan [...], Translated From His Original Manuscript, Never Before Printed, by J. G. Scheuchzer, 2 Bde., London 1727.

[50] *Grant K. Goodman,* Japan: The Dutch Experience, London 1986, 18ff.

[51] *Pierre François Xavier de Charlevoix,* Histoire et description générale du Japon, 9 Bde., Paris 1736, stützt sich in den landeskundlichen Abschnitten weitgehend auf Kaempfer. Ein nennenswertes Maß an neuen Nachrichten über Japan brachte erst der Reisebericht des schwedischen Arztes und Naturforschers *Carl Peter Thunberg,* Resa uti Europa, Africa, Asia [...], 4 Teile, Uppsala 1788 - 93. Deutsche Teilübersetzung: Reisen in Afrika und Asien, vorzüglich in Japan, während der Jahre 1772 - 1779 [...], Berlin 1792. In einer der europäischen Hauptsprachen wurde der vollständige Text erst zugänglich durch die von dem Orientalisten Louis Langlès sorgfältig kommentierte französische Ausgabe von 1796.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

have been uniformly reported, the evidence becomes as complete as the nature of the thing will admit[52]."

Auch dadurch ließ sich allerdings der Verdacht der Befangenheit nicht immer ausräumen. Grundsätzliche Vorbehalte ziehen sich zum Beispiel durch die Asienliteratur. Missionare, welche das Innere der asiatischen Reiche kannten, mißtrauten den tendenziell asienfeindlich getönten Erzählungen von Kaufleuten und Kolonialagenten, die nur die Küstenstädte kannten[53]. Andererseits warnten Protestanten und Freigeister vor der als objektive Gelehrsamkeit getarnten Propaganda der "popish missionaries"[54]. Der Disput wurde schließlich durch das Ende der Jesuitenmission in Asien und den Aufstieg Großbritanniens zur asiatischen Großmacht realhistorisch entschieden.

Wie viele spätere Ethnologen, so waren auch die Reisenden der frühen Neuzeit auf die „Oral-History"-Methoden der Informantenbefragung angewiesen[55]. Adam Olearius, der von 1635 bis 1639 die Holsteinische Gesandtschaft nach Moskau und Isfahân als Sekretär begleitet hatte, brachte sich sogar einen Perser ins heimatliche Gottorf mit, der ihm bei der Abfassung seines Reiseberichts zur Seite stand[56]. Die Gewährsleute an Ort und Stelle waren oft, besonders in den asiatischen Reichen, "marginal men" am Rande ihrer eigenen Gesellschaft: christliche Neophyten, von der einheimischen Regierung abgeordnete „Dolmetscher" (wie in Japan) oder spezialisierte Außenhandelskaufleute – allesamt unauthentische Vertreter ihrer Gesellschaften. Selbst dort, wo sich die indigene Lebensweise – wie in Amerika, in der Südsee und in Schwarzafrika[57] – dem ethnologischen Blick ungeschütz-

---

[52] *John Millar,* The Origin of the Distinction of Ranks [3rd ed. 1779], in: William C. Lehmann, John Millar of Glasgow 1735 - 1801: His Life and Thought and his Contributions to Sociological Analysis, Cambridge 1960, 175 - 322, hier 181.

[53] So schon früh der spanische Jesuitenpater Alvaro (Alvarez) Semedo in seinem „Imperio de la China" (Madrid 1642), S. 39. In der englischen Übersetzung: The History of That Great and Renowned Monarchy of China [...], London 1655, 25: "[...] our men are not to be believed, which dwell only in Macao and Cantone, because they are there, as it were, in a continuall warr, by reason of the daily contacts and contentions, which are betwixt the servants of the Portuguesses and Chinesses [...]."

[54] *James Mill,* History of British India, 2nd ed., London 1820, Bd. 1, 457. Es war dies ein alter Topos in protestantischen Ländern. Herausgeber englischer Ausgaben der „Lettres édifiantes et curieuses" strichen aus den Texten alles "appearing quite insipid or ridiculous to most English Readers and indeed to all Persons of Understanding and Taste". Travels of the Jesuits into Various Parts of the World, ed. by J. Lockman, Bd. 1, London 1743, vi.

[55] In mancher Hinsicht geben die frühen Reiseberichte genauere Auskünfte als spätere Oral-History-Untersuchungen. Vgl. *Jan Vansina,* Towards a History of Lost Corners in the World, in: EcHR 35 (1982), 169.

[56] *Adam Olearius,* Vermehrte Newe Beschreibung Der Muscowitischen vnd Persischen Reyse So durch Gelegenheit einer Holsteinischen Gesandschafft an den Russischen Zaar und König in Persien geschehen [...], Schleswig 1656, Nachdruck Tübingen 1971 (= Deutsche Neudrucke, Reihe Barock, Bd. 21), 764.

[57] Ein Besuch bei den „Hottentotten" scheint schon im 17. Jahrhundert zum touristischen Beiprogramm der Ostindienfahrer am Kap der Guten Hoffnung gehört zu

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ter zu offenbaren schien, stellte sich nur in Ausnahmefällen der Idealmoment des unbefleckten Erstkontakts ein. Vater und Sohn Forster trafen bei Cooks zweiter Weltumseglung (1772 - 75) in der vermeintlich unberührten Südsee allenthalben auf die Hinterlassenschaften der Bougainvilleschen Expedition (1766 - 69) und der ersten Cookschen Reise (1768 - 71), einschließlich verschiedener Krankheiten[58]; manche Indianerstämme Nordamerikas waren schon in den interkontinentalen Pelzhandel verwickelt, bevor sie einen einzigen Missionar oder Forscher zu Gesicht bekommen hatten; ähnliches galt für Westafrika und den Sklavenhandel. Der kritische Benutzer der Reisebeschreibungen tat deshalb gut daran, über das Problem des subjektiven Vorurteilsverdachts gegenüber dem Reisenden hinaus nach der objektiven Logik der Beobachtungssituation zu fragen. Eine nach dem Herr-Knecht-Prinzip verfaßte koloniale Konstellation – sei es in Mexiko, sei es in Indien, sei es auf Java – beeinflußte unweigerlich die Wahrnehmungsbedingungen auch des subjektiv nach den Möglichkeiten seiner Epoche unbefangensten Beobachters[59]. Ebenso bedeutete das Auftauchen einer europäischen Expeditionsflottille vor polynesischen Gestaden und das Anlanden einer kaum zu bändigenden Schiffsbesatzung eine Revolution in Lebensweise und Weltbild der Einheimischen[60]. Kant hob das Problem ins Allgemeine und formulierte ein Paradox, das selbst die heutige ethnologische Feldforschung mit ihren verfeinerten Methoden[61] nicht völlig aufgehoben zu haben scheint: „Der Mensch, der es bemerkt, daß man ihn beobachtet und zu erforschen sucht, wird entweder verlegen (geniert) erscheinen, und da *kann* er sich nicht zeigen, wie er ist; oder er *verstellt* sich, und da *will* er nicht gekannt sein, wie er ist[62]." Zur europäischen Distanzerfahrung gehört auch die Erkenntnis, daß Distanz zwar verringert werden kann, aber letzten Endes nicht aufhebbar ist. Die Erfassung fremder Zivilisationen „an und für sich" und in ihrer reinen Authentizität entschwindet immer wieder am Horizont. Überwindung von Distanz schafft neue Distanzen.

---

haben. Vgl. z.B. Johann Jacob Merklein, Reise nach Java, Vorder- und Hinter-Indien, China und Japan 1644 - 1653, in: *L'Honoré Naber* (Anm. 17), Bd. 3, 107 - 109.

[58] Vgl. *Alfred W. Crosby,* Ecological Imperialism: The Biological Expansion of Europe, 900 - 1900, Cambridge 1986, 231f. Auch die Wahrnehmung der Forsters war durch die voraufgegangenen Reisen beeinflußt: Johann Reinhold Forster hatte Louis Antoine de Bougainvilles Reisebericht (Paris 1771) ins Englische übersetzt und mit Erläuterungen versehen: A Voyage round the World, London 1772. Vgl. *Michael E. Hoare,* The Tactless Philosopher: Johann Reinhold Forster (1729 - 98), Melbourne 1976, 68f., 355.

[59] Vgl. den Beitrag von Jörg Fisch in diesem Heft.

[60] Zu dieser Konstellation jetzt die subtilen Untersuchungen des Anthropologen *Marshall Sahlins:* Der Tod des Kapitän Cook. Geschichte als Metapher und Mythos als Wirklichkeit in der Frühgeschichte des Königreichs Hawaii [1981], übers. v. Hans Medick und Michael Schmidt, Berlin 1986; ders., Islands of History, Chicago / London 1985.

[61] Vgl. etwa *George W. Stocking, Jr.,* (Hrsg.), Observers Observed: Essays on Ethnographic Fieldwork (= History of Anthropology, Bd. 1), Madison (Wisc.) 1984.

[62] *Kant,* Anthropologie (Anm. 10), 401. Hervorhebungen im Original.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Dem seriösen Reisebericht als einem der wichtigsten Medien europäischer Welterfassung korrespondierte also eine Methode seiner kontrollierten Lektüre. Unbekümmertes Ausschlachten der Datensammlungen widersprach den Imperativen konventioneller Gelehrsamkeit[63]. Wie der reisende Beobachter seiner Umwelt als Hermeneut gegenübertrat[64], so näherte sich der gelehrte Leser der Reisebeschreibungen den Texten in hermeneutischer Einstellung. Auch dann, wenn ein Text nicht in seiner Gesamtgestalt gewürdigt, sondern unter orientierenden Fragestellungen auf Sachaussagen hin ausgewertet wurde, geschah dies mit raisonnierender Umsicht.

Den Maßstäben kritischer Lektüre hielten einige Texte besser stand als andere. Auf diese Weise bildete sich mit der Zeit ein Kanon von Autoritäten heraus, von denen manche durchaus das Prestige antiker Schriftsteller genossen und wie diese in Diskursen unterschiedlichster Art als verläßliche Gewährsleute angeführt wurden. Aktuelle Nachrichten aus fernen Ländern wurden nicht selten in solche Standardwerke eingefügt; neue Ausgaben und Kommentare dienten solchen Zwecken. Die Chinaberichterstattung der Jesuiten, an deren Beginn das grandiose Werk des Gründers der Jesuitenmission, Matteo Ricci, stand[65] und die mit dem Buch von Louis Le Comte[66] – wie Riccis Schriften ein Zeugnis „anthropologischer Unvoreingenommenheit“[67] – einen zweiten Höhepunkt erreichte, ist das deutlichste Beispiel für ein solches fortgeschriebenes Kollektivunternehmen. 1735 erschien eine vierbändige „Summa“ des jesuitischen Wissens über China[68], die 1785 – zu einer Zeit, als das europäische Publikum den Berichten der Jesuiten allerdings schon bedeutend weniger Aufmerksamkeit schenkte – durch eine aktualisierte China-Enzyklopädie ersetzt wurde[69]. Deren erweiterte siebenbändige Ausgabe setzte schließlich 1818 - 20 den Schlußstein in ein während zweier Jahrhunderte errichtetes Gebäude sinologischer Forschung[70].

---

[63] Ein lohnender Forschungsgegenstand wären die Rezensionen von Reiseberichten in den Reviews und Gelehrten Anzeigern des 18. Jahrhunderts sowie die Analyse der Großen Literaturübersichten der Epoche, z.B. *Samuel Friedrich Günther Wahl,* Erdbeschreibung von Ostindien [...], 1. Band: Vorläufiger Versuch einer ausführlichen Litteratur der Geschichte und Erdbeschreibung von Ostindien und von Asien überhaupt, Hamburg 1805; *August Hennings,* Versuch einer Ostindischen Litteratur-Geschichte [...], Hamburg / Kiel 1786; *Johann Beckmann,* Litteratur der älteren Reisebeschreibungen. Nachrichten von ihren Verfassern, von ihrem Inhalte, von ihren Ausgaben und Uebersetzungen [...], 2 Bde., Göttingen 1807 - 10.

[64] Vgl. das Kapitel „Colón als Hermeneut“ in *Tzvetan Todorov,* Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen, übers. von Wilfried Böhringer (= edition suhrkamp, Bd. 1213), Frankfurt a. M. 1985, 23 - 46.

[65] Es wurde in Europa bekannt in der Redaktion durch Nicolas Trigault: De Christiane expeditione apud Sinas, Augsburg 1615.

[66] *Louis Le Comte,* Nouveaux mémoires sur l'état de la Chine, 2 Bde., Paris 1696.

[67] *Wilhelm E. Mühlmann,* Geschichte der Anthropologie, 4. Aufl., Wiesbaden 1986, 45.

[68] *Jean-Baptiste Du Halde,* Description géographique, historique, chronologique, politique de l'Empire de la Chine et de la Tartarie chinoise, 4 Bde., Paris 1735.

[69] *Abbé Grosier,* Description générale de la Chine, Paris 1785.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Das wichtigste Persienwerk der Epoche, die „Voyages" von Sir John (Jean) Chardin, hatte ebenfalls eine lange Editionsgeschichte: 1686 erschien ein erster Teil in London, wohin der Protestant Chardin emigriert war, in französischer Sprache; 1711 und 1735 folgten vollständigere Ausgaben; die gültige Edition des auch dann noch unübertroffenen Werkes besorgte 1811 der Orientalist Louis Langlès[71]. Engelbert Kaempfers Japanwerk erschien achtzig Jahre nach seiner Niederschrift 1777 - 79 in einer sorgfältigen Edition durch Christian Wilhelm Dohm[72]. Sowohl Chardin als auch Kaempfer wurden zu jener Zeit durchaus noch nicht als Klassiker der Reiseliteratur, sondern als landeskundliche Autoritäten gelesen und ausgewertet. In anderen Fällen vermochte der Autor selber seinen Text fortzuentwickeln: William Marsden brachte sein 1783 zuerst erschienenes Sumatra-Werk, zu dessen Bewunderern Immanuel Kant gehörte, 1811 in einer dritten, auf der Grundlage ausgiebiger Studien der malaiischen Literatur erheblich erweiterten Auflage heraus[73]. Auch wurden Übersetzungen zum Anlaß genommen, um die Texte zu erläutern und zu revidieren. Johann Reinhold Forster zum Beispiel war ein Experte für die Übersetzung und wissenschaftliche Ausstaffierung von Reisebeschreibungen. So entstand ein internationaler, gesamtaufklärerischer Diskurs über die außereuropäische Welt, der sich nach etwa 1760 als Folge neuer Reisen und intensivierter Kolonialexpansion zusehends verdichtete.

Die Autoren jener maßstäblichen und weithin respektierten Werke, die aus der Menge der geographischen und landeskundlichen Literatur hervorragten, kamen aus ganz unterschiedlichen Anlässen zum Reisen und zur Forschung in Übersee. Eine unvollständige Liste muß genügen: Bernier, Russell und Kaempfer waren Ärzte (letzterer dazu noch ein umfassend kenntnisreicher Naturforscher)[74]; Chardin und Tavernier Juweliere und Kaufleute[75]; Le Comte, Turpin, Lafitau und Charlevoix katholische Missionare[76]; Johann Reinhold Forster, Pococke und Valentyn protestantische

[70] Ders., De la Chine, ou description générale de cet empire, 3e éd., 7 Bde., Paris 1818 - 20.

[71] *[Sir John Chardin],* Voyages du Chevalier Chardin en Perse et autres lieux de l'Orient, 6 Bde., Paris 1811.

[72] *Engelbert Kaempfer,* Geschichte und Beschreibung von Japan. Aus den Originalhandschriften des Verfassers hrsg. von Christian Wilhelm Dohm, 2 Bde., Lemgo 1777 - 79.

[73] *William Marsden,* The History of Sumatra, 3rd ed., London 1811.

[74] *François Bernier,* Histoire de la Derniere Revolution des Etats du Grand Mogol, 2 Bde., Paris 1670; *Alexander Russell,* The Natural History of Aleppo, London 1756; *Engelbert Kaempfer,* Amoenitatum exoticarum politico-physico-medicarum fasciculi V, Lemgo 1712 (Kaempfers Persien-Bericht); ders., Geschichte und Beschreibung von Japan (Anm. 72).

[75] *[Sir John Chardin],* Voyages de Monsieur le Chevalier Chardin en Perse [...], London 1686 (vgl. auch Anm. 71); *[Jean Baptiste Tavernier],* Les six voyages de Jean Baptiste Tavernier [...] en Turquie, en Perse, et aux Indes, 2 Bde., Paris 1676.

[76] *Le Comte,* Nouveaux mémoires (Anm. 66); *[François René] Turpin,* Histoire civile et naturelle du royaume de Siam, 2 Bde., Paris 1771; *Joseph François Lafitau,* Moeurs

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Geistliche[77]; Pallas und die beiden Gmelin vielseitige Naturforscher im Dienste der russischen Krone[78]; Olearius, La Loubère, Rycaut, Porter, Staunton und Barrow Diplomaten[79]. Hornemann, ein Hauslehrer in Hannover, verstand es, für seinen Plan einer Afrikareise englische Förderer zu finden[80]. Carsten Niebuhr[81] wurde für die dänische Jemen-Expedition angeworben, als er in Göttingen Mathematik studierte, und kann wohl am ehesten als professioneller „Forschungsreisender" bezeichnet werden. Im frühen 19. Jahrhundert entstanden dann eine Reihe bedeutender landeskundlicher Werke aus den Federn britischer Kolonialfunktionäre, in der Regel Beamter der East India Company: Michael Symes, Samuel Turner, Sir Stamford Raffles, Mountstuart Elphinstone, Sir John Malcolm, John Crawfurd, William Kirkpatrick[82].

Diese Texte, die während der großen Zeit der enzyklopädischen Reisebeschreibungen und Landeskunden – etwa zwischen 1670 und 1820 – entstanden, unterscheiden sich durch die beschriebenen Weltgegenden, durch Ort, Zeit, Umstände und Zweck ihrer Entstehung, durch Kenntnisse, Einstellungen und literarisches Geschick ihrer Autoren. Jeder der Texte kann im Kontext seines Bedingungsfeldes in seiner Einzigartigkeit rekonstruiert werden. Gleichwohl weisen sie mindestens drei Gemeinsamkeiten auf.

---

des sauvages ameriquains, comparées aux moeurs des premiers tems, 2 Bde., Paris 1724; *Pierre François Xavier de Charlevoix,* Histoire et description générale de la Nouvelle France, 3 Bde., Paris 1744 (wichtiger als das Japan-Werk desselben Autors, vgl. Anm. 51).

[77] *Johann Reinhold Forster,* Observations made during a Voyage round the World, London 1778; *Richard Pococke,* A Description of the East and Some Other Countries, 3 Bde., London 1743 - 45; *François Valentyn,* Oud en Nieuw Oost-Indïen, 5 Bde., Amsterdam 1724 - 26.

[78] *Peter Simon Pallas,* Reise durch die verschiedenen Provinzen des Rußischen Reiches, 3 Bde., St. Petersburg 1771 - 76; *Johann Georg Gmelin,* Reise durch Sibirien, 4 Bde., Göttingen 1751[- 52]; *Samuel Georg [recte: Gottlieb] Gmelin,* Reise durch Rußland zur Untersuchung der drey Natur-Reiche, 4 Bde., St. Petersburg 1770 - 84.

[79] *Olearius,* Vermehrte Newe Beschreibung (Anm. 56); *Simon de La Loubère,* Du Royaume de Siam, 2 Bde., Paris 1691; *Sir Paul Rycaut,* The History of the Turkish Empire, London 1680; *Sir James Porter,* Observations on the Religion, Law, Government, and Manners of the Turks, 2 Bde., London 1768; *Sir George Leonard Staunton,* An Authentic Account of the Embassy from the King of Great Britain to the Emperor of China, 2 Bde., London 1797; *John Barrow,* Travels in China, London 1804.

[80] *[Friedrich Konrad Hornemann],* Fr. Hornemanns Tagebuch seiner Reise von Cairo nach Murzuck, Weimar 1802.

[81] *Carsten Niebuhr,* Beschreibung von Arabien, Kopenhagen 1772; ders., Reisebeschreibung nach Arabien und anderen umliegenden Ländern, 3 Bde., Kopenhagen 1774 - 78, Hamburg 1837.

[82] *Michael Symes,* An Account of an Embassy to the Kingdom of Ava, London 1800; *Samuel Turner,* Account of an Embassy to the Court of the Teshoo Lama in Tibet, London 1800; *Sir Stamford Raffles,* The History of Java, 2 Bde., London 1817; *Mountstuart Elphinstone,* An Account of the Kingdom of Caubul, London 1815; *Sir John Malcolm,* History of Persia, 2 Bde., London 1815; *John Crawfurd,* History of the Indian Archipelago, 3 Bde., Edinburgh 1820; *William Kirkpatrick,* An Account of the Kingdom of Nepaul, London 1811.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Erstens sind sie alle das Ergebnis direkter Landeskenntnis. Selbst dort, wo der Bericht keinen Itinerarcharakter mehr trägt, sondern ausschließlich systematisch angeordnet ist (ein gutes Beispiel wäre Marsdens "History of Sumatra"), liegt ihm die gelebte Bekanntschaft mit Land und Leuten zugrunde. Besonders die Missionare hielten sich nicht selten jahrzehntelang in der Fremde auf. Aber selbst diplomatische Missionen waren im 18. Jahrhundert noch Monate oder gar Jahre unterwegs: Lord Macartneys Gesandtschaft an den Hof des Kaisers von China dauerte 1792 - 94 exakt zwei Jahre; in China selber hielt sich die Delegation immerhin fünf Monate lang auf[83]. Nicht nur flüchtiger Augenschein, sondern auch längere Kontakterfahrung und ausgedehntere Lernvorgänge bestimmten die Wahrnehmung der Autoren.

Zweitens waren die Verfasser ausnahmslos gelehrte und gebildete Männer. Sie verfügten alle zumindest über eine rudimentäre klassisch-philologische Schulung, erlernten nicht selten die Sprachen der Länder, die sie bereisten und beschrieben, und wußten genügend über Naturkunde, um einen differenzierenden und charakterisierenden Blick auf Klima und Landschaftsformen, Flora und Fauna richten zu können. Einige von ihnen – Matteo Ricci, Engelbert Kaempfer, Peter Simon Pallas, Johann Reinhold Forster, Sir Joseph Banks[84] – standen erfahrungswissenschaftlich auf der Höhe ihrer Epoche, und selbst ein hochrangiger Offizier und Diplomat wie Sir John Malcolm, einer der entscheidenden Gestalter der britischen Indienpolitik um 1800, besaß die autodidaktisch erworbenen Voraussetzungen (und nahm sich die Zeit), um Geschichtswerke zu verfassen, die bis ins späte 19. Jahrhundert der historischen Kritik standgehalten haben[85]. Die Verfasser der großen authentischen Reisewerke gehörten zu derselben „philosophischen Klasse"[86] wie ihre Lehnstuhlleser in Göttingen und Königsberg, in London und Edinburgh, in Paris und Mailand, St. Petersburg und Uppsala.

---

[83] *Earl H. Pritchard,* The Crucial Years of Early Anglo-Chinese Relations, 1750 - 1800, in: Research Studies of the State College of Washington 4 (1936), 272ff.; *J. L. Cranmer-Byng,* China 1792 - 94, in: Peter Roebuck (Hrsg.), Macartney of Lisanoure, 1737 - 1806: Essays in Biography, Belfast 1983, 216 - 243.

[84] Banks, der Teilnehmer an der ersten Cook'schen Reise und große Wissenschaftsorganisator, schrieb allerdings keinen Reisebericht. Vgl. jetzt die definitive Biographie: *Harold B. Carter,* Sir Joseph Banks 1743 - 1820, London 1988, 163ff.

[85] *John William Kaye,* The Life and Correspondence of Major-General Sir John Malcolm, G. C. B., 2 Bde., London 1856; *Rodney Pasley,* "Send Malcolm!" The Life of Major-General Sir John Malcolm, 1769 - 1833, Bacsa 1982. Eine zufriedenstellende Biographie dieses faszinierenden Mannes fehlt.

[86] Der neue Typ des gebildeten, „philosophischen" Reisenden entstand während der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts. Das Prestige von Fernreisen stieg; Leute aus höheren Schichten begannen zu reisen; erstmals wurde der heimgekehrte Fernreisende mit Ehren überhäuft; man erwartete von ihm nun, daß er ein Buch über seine Erfahrungen schrieb. Der erste deutliche Vertreter dieses neuen Typus war unter den Asienreisenden François Bernier (Indien, 1659 - 69), den Voltaire mit dem Ehrentitel eines „philosophe" bedachte. *Pierre Martino,* L'Orient dans la littérature française au XVIIe et au XVIIIe siècle, Paris 1906, 56f. In Ägypten tauchten die ersten solcher "gentleman travellers" bereits vor 1600 auf. Vgl. *John David Wortham,* British Egyptology 1549 - 1906, Newton Abbot 1971, 16f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Sie besaßen den gleichen Bildungshorizont, orientierten sich an ähnlichen Kulturproblemen und sprachen dasselbe gelehrte Idiom. Ihre – mit Hume zu sprechen – Imagination, ihre Wahrnehmungsraster und ihre Verfahren der Wissensverarbeitung waren ähnlich beschaffen wie die der seßhaften Mehrheit der europäischen Bildungselite. Die Fernreisenden waren keineswegs naive Abenteurer, die nur *registrierten,* was andere in Europa dann *interpretierten.* Sie waren, pauschal gesagt, „Aufklärer unterwegs"[87]. Die großen Reisebeschreibungen waren mithin mehr als nur naiv gesammeltes Rohmaterial für die reflektierenden Köpfe Europas. Sie präformierten in oft maßgeblicher Weise die Vorstellungen und Urteile europäischer Denker über die außereuropäische Welt.

Drittens ließen sich die maßstäblichen Reisebeschreibungen und Landeskunden unter anderem deshalb so einfach und so vielseitig in europäische Diskurse einbeziehen, weil sie Gattungskonventionen verpflichtet waren, die ähnlich auch für die Erfassung näherliegender Weltbereiche galten, etwa die Beschreibung mediterraner Länder aus nordeuropäischer Sicht. Die Deutungs- und Darstellungsschemata waren dem Publikum bekannt. Mochte auch die Gewichtung zwischen ihnen wechseln, so fanden doch die leitenden, in der apodemischen Literatur der Zeit vielfach verfeinerten[88] Gesichtspunkte ambulanter Sozialforschung nahezu universelle Anwendung: Klima, Bodenbeschaffenheit und Bodenschätze; Grad der Fruchtbarkeit und Zustand der Landwirtschaft; anthropologische Eigenschaften und ethnische Differenzierung der Bevölkerung; Regierung, einschließlich Justiz, Finanzen und Militär; Religion; Nationalcharakter; Kleidung und Wohnung; Sitten und Bräuche, vor allem Hofzeremoniell, Hochzeits- und Trauerrituale; Blüte der Künste und Wissenschaften, einschließlich der "mechanick arts"; auch Sprache, wenn der Reisende auf diesem Gebiet genügend Kompetenz erworben hatte. Fast alle der kanonischen Beschreibungen überseeischer Länder gaben Auskunft über die meisten dieser Aspekte. Sie standen dabei in der Tradition der Historie als einer „allgemeinen Erfahrungskunde", einer enzyklopädischen Erfahrungswissenschaft,

---

[87] Wir entleihen den Ausdruck bei *Harro Segeberg,* Aufklärer unterwegs. Zur „Literatur des Reisens" im späten 18. Jahrhundert, in: Textsorten und literarische Gattungen. Dokumentation des Germanistentages in Hamburg vom 1. bis 4. April 1979, Berlin 1983, 489 - 507.

[88] Zur Apodemik vgl. den auch für andere Aspekte der Reiseforschung wichtigen Aufsatz: *Justin Stagl,* Die Apodemik oder „Reisekunst" als Methodik der Sozialforschung vom Humanismus bis zur Aufklärung, in: Mohammed Rassem und Justin Stagl (Hrsg.), Statistik und Staatsbeschreibung in der Neuzeit, Paderborn 1980, 131 - 204. Auch ders., Der wohl unterwiesene Passagier. Reisekunst und Gesellschaftsbeschreibung vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, in: Boris I. Krasnobaev, Gert Robel und Herbert Zeman (Hrsg.), Reisen und Reisebeschreibungen im 18. und 19. Jahrhundert als Quellen der Kulturbeziehungsforschung, Berlin 1980, 353 - 384. Zur Bibliographie vgl. *Justin Stagl* unter Mitarbeit von *Klaus Orda* und *Christel Kämpfer,* Apodemiken. Eine räsonnierende Bibliographie der reisetheoretischen Literatur des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, Paderborn 1983.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

die gleichermaßen die Natur wie die Menschenwelt umfaßte[89]. Kaempfers Titel „Geschichte und Beschreibung Japans" ist so zu verstehen, und noch die dritte Auflage von William Marsdens "History of Sumatra" verwendete 1811 einen Begriff der Historie, der es ermöglichte, die *historia naturalis* neben der *historia civilis* in einem einzigen Werk unterzubringen[90]. In Stamford Raffles' "History of Java" von 1817 spielte die Naturkunde eine geringere Rolle ("vegetable and animal kingdoms") als bei Marsden, aber "History" hatte noch immer wenig mit dem modernen Prozeßbegriff der „Geschichte" zu tun – der fast gleichzeitig in Malcolms "History of Persia" (1815) sichtbar wurde – und bot Raum für ausführliche Darstellungen von Wirtschaft, Gesellschaft, Sprache und politischer Verfassung der Javaner. Die enzyklopädische Historia-Tradition überlebte bei der Erfassung außereuropäischer Zivilisationen bis ins zweite Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, als sie für europäische Gegenstände bereits aufgegeben worden war. Es ist symptomatisch für den Umbruch der Gattungskonfigurationen, daß Joseph von Hammer-Purgstall, der führende ausländische Interpret des Osmanischen Reiches während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in verschiedenen Werken getrennt behandelte, was bis dahin in der Literatur über die Türkei noch vereint gewesen war: politisches System, Geschichte und Literaturgeschichte der Osmanen[91].

Die Historia-Tradition lieferte das verbindliche Grundmuster für die maßstäblichen Reisebeschreibungen des „langen" 18. Jahrhunderts. Variabel und von den jeweiligen Entstehungsbedingungen der Texte und den Kommunikationszielen ihrer Autoren abhängig war dabei die Zuordnung von systematischer „Beschreibung" *(description, account, tableau)* und narrativer Schilderung des Reiseverlaufs. Zwischen den Extremen des Verschwindens von Itinerarelementen zugunsten der systematischen Ausbreitung des durch Anschauung und Literaturstudium gewonnenen Materials (Le Comte, Raffles, Marsden, auch schon Kaempfers Persienwerk[92]) und der Aufreihung landeskundlicher Beobachtungen am Reiseweg (Tavernier, Pallas, Gmelin, in gewissem Sinne auch Georg Forster) finden sich mehrere kombinierte Möglichkeiten; die Verteilung von „Beschreibung" und „Reisebeschreibung"

---

[89] Vgl. *Reinhart Koselleck,* Geschichte, Historie, V., in: Otto Brunner, Werner Conze und Reinhart Koselleck (Hrsg.), Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 2, Stuttgart 1975, 679.

[90] Der volle Titel illustriert dies: The History of Sumatra, Containing an Account of the Government, Laws, Customs, and Manners of the Native Inhabitants, with a Description of the Natural Productions, and a Relation of the Ancient Political State of that Island, 3rd ed., London 1811.

[91] *Joseph von Hammer[-Purgstall],* Die Staatsverfassung und Verwaltung des Osmanischen Reiches, 2 Bde., Wien 1815 - 16; ders., Geschichte des Osmanischen Reiches, 10 Bde., Pesth 1827 - 35; ders., Geschichte der Osmanischen Dichtkunst bis auf unsere Zeit, 4 Bde., Pesth 1836 - 38. Mit Naturkunde hat sich Hammer nicht mehr beschäftigt.

[92] *Kaempfer,* Amoenitates exoticae (Anm. 74).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

auf verschiedene Werke (Niebuhr), die Addition von diachroner Reiseschilderung und synchronem Tableau (Chardin, Elphinstone) oder die Mischung schildernder und beschreibender Kapitel (Olearius, Barrow). Ein umfassender, die zeitgenössische Bedeutung respektierender Begriff der Reisebeschreibung schließt alle diese Möglichkeiten ein: Reise-Beschreibung nicht allein als die Beschreibung des Reisens, sondern mehr noch als die Beschreibung der durch Reisen wahrgenommenen und erfahrenen Welt. Die frühneuzeitliche Reisebeschreibung dieses – des ideengeschichtlich wichtigsten – Typs war ein Medium erfahrungswissenschaftlicher Welterfassung, geschaffen durch die Angehörigen der, wie Volney formulierte, „classe questionneuse par excellence"[93].

Nicht nur Herkunft, Ausbildung und allgemeine kulturelle Orientierungen verbanden die Reisenden mit der europäischen Bildungselite. Manche von ihnen fungierten geradezu als beauftragte Kundschafter der abendländischen Gelehrtenwelt. Schon die Teilnehmer der französischen Mission nach Siam und China von 1685, unter denen sich die ersten französischen Jesuiten für die Chinamission befanden (u.a. Louis Le Comte), „furent choisis autant pour leurs connaissances scientifiques que pour leur piété"[94]. Der bedeutendste Philologe, Historiker und Astronom unter den Chinamissionaren des 18. Jahrhunderts, Antoine Gaubil (1722 - 59 in China), war über Jahrzehnte hinweg eine Art von Auslandskorrespondent der europäischen Wissenschaft. Er war Mitglied der Royal Society in London, der Kaiserlichen Akademie in St. Petersburg, der Académie des Inscriptions et des Belles Lettres sowie der Académie des Sciences in Paris und unterhielt einen umfangreichen gelehrten Briefwechsel mit Korrespondenten innerhalb wie außerhalb der Societas Jesu[95]. Der schreibfreudige Pater Gaubil war dabei nur ein extremer Fall. Das ganze China-Unternehmen der Jesuiten, wie es sich der heimatlichen Öffentlichkeit in den „Lettres édifiantes et curieuses" (1703 - 76) darstellte, bezog seine Legitimation in erheblichem Maße aus der Nützlichkeit der Missionsnachrichten für die europäische Wissenschaft. Auch andere Reisende führten wissenschaftliche Korrespondenzen: Der Sibirien- und Krimreisende Peter Simon Pallas stand im Austausch mit dem walisischen Naturforscher Thomas Pennant[96], dem Freund und Förderer

---

[93] Constantin François de Volney, zit. nach *Sergio Moravia,* Beobachtende Vernunft. Philosophie und Anthropologie in der Aufklärung, übers. von Elisabeth Piras, München 1973, 128.

[94] *Numa Broc,* La Géographie des philosophes: Géographes et voyageurs français au XVIIIe siècle, Paris 1975, 18.

[95] *Arnold H. Rowbotham,* Missionary and Mandarin: The Jesuits at the Court of China, Berkeley / Los Angeles / London 1942, 185f.; *[René] Etiemble,* De la Pensée chinoise aux philosophes français, in: Revue de littérature comparée 30 (1956), 468. Vgl. *Gaubil,* Correspondance (Anm. 13).

[96] A Naturalist in Russia: Letters from Peter Simon Pallas to Thomas Pennant, ed. by Carol Urness, Minneapolis 1967.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

von Johann Reinhold und Georg Forster[97]. Peter Forskål, der 1763 im Jemen umgekommene „Naturhistoricus" der dänischen Arabienexpedition, hielt seinen Lehrer Carl von Linné in Uppsala über seine Entdeckungen auf dem laufenden[98]. Die Arabienreisenden waren vom dänischen König beauftragt worden, „so viele Entdeckungen für die Gelehrtenwelt [zu] machen, als ihnen möglich sein wird"[99]. Man hatte sie mit umfangreichen Fragenkatalogen des Göttinger Orientalisten und Theologen Johann David Michaelis und der Pariser Académie des Inscriptions et des Belles Lettres ausgestattet[100]. Weitaus strikter als die vom Unglück heimgesuchte dänische Reise folgten die Expeditionen der St. Petersburger Akademie nach Sibirien und Zentralasien (1768 - 74) einem systematischen Forschungsplan, den maßgeblich Pallas unter persönlicher Mitwirkung der Zarin Katharina II. ausgearbeitet hatte[101]. James Cooks gleichzeitige erste Weltumseglung (1768 - 71) hatte ebenfalls wissenschaftliche Ziele, die ihr von der Royal Society gesetzt worden waren; unterwegs sorgten der reiche Amateur Joseph Banks und der Linné-Schüler Daniel Carl Solander für die sachgerechte Erfüllung der Aufgaben[102]. Die 1788 unter Banks' maßgeblicher Mitwirkung gegründete African Association (Association for Promoting the Discovery of the Interior Parts of Africa) initiierte und finanzierte die Reisen von Mungo Park (Gambia, westlicher Sudan, 1795 - 97; oberer Niger, 1805 - 6), Friedrich Konrad Hornemann (Sudan, Sahara, 1797 - 1801) und Johann Ludwig Burckhardt (Syrien, Nubien, 1809 - 17)[103]. In Frankreich verfügte die 1799 gegründete

[97] Vgl. *Hoare,* The Tactless Philosopher (Anm. 58), 57ff.; ders., Introduction, in: ders. (Hrsg.), The "Resolution" Journal of Johann Reinhold Forster 1772 - 1775, Bd. 1 (= Hakluyt Society, 2nd ser., No. 152), London 1982, 36ff.

[98] *Thorkild Hansen,* Reise nach Arabien. Die Geschichte der Königlich-Dänischen Jemen-Expedition 1761 - 1767, übers. von D. R. H. Jehnich, Hamburg 1965, 23ff., 119.

[99] Instruction, in: *Johann David Michaelis,* Fragen an eine Gesellschaft gelehrter Männer, die auf Befehl Ihro Majestät des Königs von Dännemark nach Arabien reisen, Frankfurt a. M. 1762, ungez.

[100] Beide ebd. Carsten Niebuhr, der einzige Überlebende der Expedition, fand besonders Michaelis' Fragenkatalog nicht sehr hilfreich. Vgl. *B. G. Niebuhr,* Carsten Niebuhr's Leben (Anm. 46), 40f. Schon im 13. Jahrhundert hatte Papst Innozenz IV. ausführliche Fragelisten entworfen, um den mongolischen Feind kennenzulernen. Bereits hier waren „die wesentlichen Kriterien zur Erfassung eines sozialen Großverbandes" formuliert. *Johannes Fried,* Auf der Suche nach der Wirklichkeit. Die Mongolen und die europäische Erfahrungswissenschaft im 13. Jahrhundert, in: HZ 243 (1986), 316.

[101] Vgl. *Gert Robel,* Die Sibirienexpeditionen und das deutsche Rußlandbild im 18. Jahrhundert, in: Erik Amburger, Michał Cieśla und László Sziklay (Hrsg.), Wissenschaftspolitik in Mittel- und Osteuropa. Wissenschaftliche Gesellschaften, Akademien und Hochschulen im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert, Berlin 1976, 273 - 275; *Folkwart Wendland,* Peter Simon Pallas (1741 - 1811): Ein deutscher Gelehrter des 18. Jahrhunderts in Rußland, in: Hans Prescher (Hrsg.), Leben und Wirken deutscher Geologen im 18. und 19. Jahrhundert, Leipzig 1985, 21f.

[102] *Beaglehole,* The Life of Captain James Cook (Anm. 17), 99ff.; *Carter,* Sir Joseph Banks (Anm. 84), 58ff.

[103] *Robin Hallett,* The Penetration of Africa, Vol. 1: To 1815, London 1965, 227 - 263, 326 - 357; *Hubert Deschamps,* L'Europe découvre l'Afrique: Afrique Occidentale 1794 - 1900, Paris 1967, 35ff.; *Hans Plischke,* Johann Friedrich Blumenbachs Einfluß

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Société des Observateurs de l'Homme zwar nicht über die Mittel, aufwendige Expeditionen auszurüsten, entwickelte aber fortgeschrittene Konzepte zur Systematisierung des Reisens und der Beobachtung fremder Völker[104].

So waren denn die „philosophischen" Reisenden des 18. Jahrhunderts auf vielfältige Weise durch ihren europäischen Erfahrungs- und Wissenshintergrund geprägt. Dieser europäische Hintergrund läßt sich in mindestens vier Dimensionen aufschlüsseln.

Erstens waren die *Anlässe* der Reisen unweigerlich mit der Realgeschichte der europäischen Expansion verbunden. Selbst Reisende, die einem von kolonialistischen Zwecken freien, gleichsam unkontaminierten Forscher- und Entdeckerdrang folgten und sich nicht durch fremde Aufträge binden ließen, wie etwa Engelbert Kaempfer (Persien, 1684 - 88; Japan, 1690 - 92), der französische Indienreisende und Iranist Abraham-Hyacinthe Anquetil Duperron (Indien, 1758 - 61) oder Alexander von Humboldt (Amerika, 1799 - 1804), profitierten von der Öffnung der Seewege und der kolonialen Erschließung überseeischer Länder durch die europäischen Mächte und Handelsgesellschaften. Am anderen Ende des Spektrums stehen Texte, die ihren Ursprung der Suche nach kolonialem Herrschaftswissen überhaupt erst verdanken, auch wenn sie nicht eindimensional auf imperiale Interessen reduziert werden dürfen. Dazu gehören zahlreiche Arbeiten britischer Offiziere und Beamter in Südasien, die nicht selten von dem Wunsch beflügelt waren, einheimische Gegner möglichst genau zu studieren, um sie dann desto wirksamer bekämpfen zu können[105]. Auch die russischen Akademie-Expeditionen dienten teilweise dem Zweck einer geographisch-statistischen Bestandsaufnahme von kürzlich erst unter zaristische Herrschaft gekommenen Gebieten an der südlichen und östlichen Peripherie des Reiches.

Zweitens waren die Formen der *Darstellung,* allen voran die enzyklopädische Reisebeschreibung, aber auch die literarischen Mikrostrategien, etwa die Topik der Wahrheitsverbürgung, dem Verfahrensrepertoire akzeptierter Textproduktion entlehnt. Eine wichtige Ausnahme bildete dabei die Geschichte. Vor allem in China und im islamischen Bereich trafen die Europäer auf hochentwickelte historiographische Traditionen, denen sie außer einer totalen Zurückweisung der einheimischen Überlieferung als Mythos und Priestertrug[106] wenig entgegenzusetzen hatten. Lange begnügte man sich

---

auf die Entdeckungsreisen seiner Zeit, Göttingen 1937, 11 ff. (über Hornemann). Über Burckhardt vgl. vor allem den biographischen Artikel in: *Dietmar Henze,* Enzyklopädie der Entdecker und Erforscher der Erde, Bd. 1, Graz 1978, 399 - 407.

[104] *Moravia,* Beobachtende Vernunft (Anm. 93), 82 ff., 125 ff., 219 ff.

[105] Ein großer Teil der frühen Literatur über die indischen Marathen war von dieser Absicht inspiriert. Nach der militärischen Vernichtung der Marathen 1818 konnte man sich dann gelehrsame, fast schon antiquarische Gelassenheit leisten: *James Grant Duff,* A History of the Mahrattas, 3 Bde., London 1826.

[106] So bei *James Mill,* The History of British India, London 1817. Zur Einordnung Mills in die Geschichte der Indienauffassung vgl. *George D. Bearce,* British Attitudes

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

damit, die Werke der einheimischen Geschichtsforschung zu studieren, zu übersetzen und zu kommentieren. Vor allem die Sinologie drang noch im 19. Jahrhundert selten zu kritischen Geschichtsstudien auf der Grundlage von Quellen vor. Lange beugte man sich der Autorität der alten einheimischen Historiker und Chronisten oder gar späterer Kompilatoren, deren Texte philologisch, aber nicht historisch-kritisch bearbeitet wurden[107]. Dabei wurden nicht nur Daten, sondern auch Interpretationen und Wertungen vielfach in die europäische Chinaliteratur übernommen. Die verbreitete Vorstellung von einem statischen, ja „geschichtslosen" China zum Beispiel war durchaus nicht nur ein eurozentrisches Konstrukt selbstzufriedener Abendländler, sondern verdankte sich auch dem durch Übersetzungen vermittelten „unbewußten Einflusse des Literatentums"[108], also der Selbst- und Geschichtsdeutung der konfuzianischen Bildungselite. Hegel etwa stützte sich bei seinen Urteilen über China weithin auf De Maillas Geschichtswerk[109], eine freie und gekürzte Anverwandlung des aus dem 12. Jahrhundert stammenden *Tongjian gangmu,* das selbst wiederum eine Kürzung und tendenziöse Bearbeitung eines Geschichtswerkes aus dem 11. Jahrhundert war[110]. Während im allgemeinen europäische Darstellungsformen den außereuropäischen Gegenständen aufgeprägt wurden, setzten sich in Teilen der orientalistischen Geschichtsschreibung die asiatischen Formen und sogar Gehalte durch. Mit der europäischen Expansion ging, wenngleich nur auf einem eher entlegenen Felde, ein Prozeß der entgegengesetzten wissenschaftlichen Kolonisierung Europas durch asiatische Deutungstraditionen einher.

Drittens blieben die europäischen Reisenden und Reisebeschreiber selbstverständlich bei ihren *Urteilen* im Wertehorizont ihrer Zivilisation, ihrer Zeit und ihrer Klasse befangen. Die Frage, ob und wann man von *Vor-Urteilen* sprechen darf, ist in der Literatur über Reisen und Kulturkontakte selten gestellt, aber oft und eilig entschieden worden. Nun ist freilich kein Vorwurf so wohlfeil wie der an einen Autor der Vergangenheit gerichtete, er habe die „Realität" durch eine „getönte Brille" gesehen. Verschiedene Varianten dieses Vorwurfs existieren. Alle sind nicht unproblematisch. Ein pauschaler Hinweis auf die Standortgebundenheit *aller* Wahrnehmung und Erkenntnis, also auch darauf, daß Europäer zwangsläufig mit einer eurozentrischen Weltsicht versehen sind, mag die humanistische Illusion der

towards India 1784 - 1858, London 1961, 65 - 78; *J. S. Grewal,* Muslim Rule in India: The Assessment of British Historians, Kalkutta 1970, 65 - 97.

[107] Vgl. *Barthold,* Erforschung (Anm. 24), 76.

[108] *Otto Franke,* Geschichte des chinesischen Reiches, Bd. 1: Das Altertum und das Werden des konfuzianischen Staates, Berlin 1930, xvi.

[109] *Joseph-Anne-Marie de Moyriac de Mailla,* Histoire générale de la Chine, ou Annales de cet Empire, 12 Bde., Paris 1777 - 80.

[110] Vgl. *Otto Franke,* Das Tse tschi t'ung kien und das T'ung kien kang mu, ihr Wesen, ihr Verhältnis zueinander und ihr Quellenwert, in: Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Kl. 1930, 103 - 144.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Möglichkeit einer „authentischen", durch einen gesinnungsethischen Akt kultureller Überschreitung erreichbaren Erfassung des Anderen in seinem So-Sein, kurz: die Utopie der Distanzaufhebung, in Frage stellen, kann aber zu unakzeptablen relativistischen Konsequenzen führen[111], vor allem dann, wenn eine genaue (ideologiekritische oder wissenssoziologische) Analyse der jeweiligen perspektivischen Ausrichtung für entbehrlich gehalten wird. Die Radikalisierung dieses Arguments in der „Orientalismus"-These, derzufolge alle europäischen Aussagen über den Orient – und keine mehr denn die als „Wissenschaft" getarnten – Projektionen eines „Machtdiskurses" sind, „uneigentliche" Aussagen, die unter den Bedingungen des realen Imperialismus nichts über die „Wahrheit" außereuropäischer Zivilisationen, aber sehr viel über die europäische Malaise zum Ausdruck bringen[112], hat auf zwei wichtige Sachverhalte aufmerksam gemacht: zum einen auf die Tatsache, daß (was David Hume schon wußte) Repräsentationen des Fremden nie photographisch exakte „Bilder", sondern immer durch vorgängige Wahrnehmungsraster gebrochene Konstrukte sind; zum anderen darauf, daß Auffassungen vom Fremden mit Gewinn nicht nur bei einzelnen Autoren, sondern auch auf der Ebene überindividueller Ideenzusammenhänge, also auf der Ebene von „Diskursen", untersucht werden können[113]. Die Orientalismusthese wird jedoch dort unbrauchbar, wo man sie zu einem globalen Verblendungsverdacht steigert, die apriorische Unmöglichkeit objektbezogenen europäischen Wissens über außereuropäische Zivilisationen behauptet und Differenzierungen in der Fremdwahrnehmung in einem pauschalen Ideologievorwurf untergehen läßt. Zum Beispiel vermag sie nicht das unmittelbare Nebeneinander krasser ethnozentrischer, ja rassistischer Aussagen und sorgfältiger Erfahrungswissenschaft bei ein und demselben Autor zu erklären, wie es für die „Kolonialwissenschaften" des entfalteten Imperialismus charakteristisch war[114]. Schließlich ist auch jene

---

111 Vgl. dazu den Beitrag von Jörg Fisch in diesem Heft. Zur Relativismusdebatte in der Ethnologie vgl. *Wolfgang Rudolph,* Der kulturelle Relativismus. Kritische Analyse einer Grundsatzfragen-Diskussion in der amerikanischen Ethnologie (= Forschungen zur Ethnologie und Sozialpsychologie, Bd. 6), Berlin 1968, bes. 215ff. Jetzt auch *Elvin Hatch,* Culture and Morality: The Relativity of Values in Anthropology, New York 1983, bes. 63ff.

112 So, extrem verkürzt, die These in *Edward W. Said,* Orientalism, London 1978. Mittlerweile kursieren Saids Argumente in vulgarisierter Form, etwa bei *Rana Kabbani,* Europe's Myths of Orient: Devise and Rule, Basingstoke / London 1985. Aus einer anderen Denkrichtung gelangt zu ähnlichen Ergebnissen wie Said: *Johannes Fabian,* Time and the Other: How Anthropology Makes Its Objects, New York 1983.

113 Allerdings ist Said zu Recht vorgeworfen worden, er habe die Diskursanalyse nicht konsequent durchgehalten, sondern sei in die Denunziation einzelner Autoren zurückgefallen. *James Clifford,* Review article on Said, "Orientalism", in: History and Theory 19 (1980), 204 - 221, bes. 216 - 218. Zum Stand der Diskursanalyse vgl. jetzt *Jürgen Fohrmann* und *Harro Müller* (Hrsg.), Diskurstheorien und Literaturwissenschaft (= suhrkamp taschenbuch, Bd. 2091), Frankfurt a. M. 1988.

114 Für ein Fallbeispiel vgl. *Jürgen Osterhammel,* Forschungsreise und Kolonialprogramm. Ferdinand von Richthofen und die Erschließung Chinas im 19. Jahrhundert, in: Archiv für Kulturgeschichte 69 (1987), 150 - 195, bes. 170ff.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Position anfechtbar, gegen welche die Orientalismus-These sich vornehmlich wendet: die Auffassung, es gebe einen approximativen Fortschritt in der Erkenntnis fremder Zivilisationen, eine Annäherung an Vollständigkeit, Richtigkeit und Objektivität nach dem Modell wachsender kartographischer Exaktheit. Am Maßstab einer solchen Wissenschaftsauffassung gemessen, erscheinen historische Beschreibungen als mehr oder weniger „korrekt", das heißt näher oder weiter vom heutigen Forschungsstand entfernt[115]. Vor-Urteile sind in dieser Sicht falsche Urteile, Wertungsfragen werden auf Faktizitätsfragen reduziert. Abgesehen von dem Tautologie-Problem, welches darin besteht, daß Reisebeschreibungen oft die einzige Dokumentation einer historischen Realität sind, an deren „objektiver" Beschaffenheit sie wiederum gemessen werden sollen, steht eine solche zuversichtliche "whig interpretation", wie sie in der Disziplingeschichte der Ethnologie längst aufgegeben worden ist[116] und sich nur noch in Teilen der Geographie- und der „Entdeckungs"-Geschichte ungeminderter Beliebtheit erfreut, vor der Schwierigkeit, einen gegenwärtigen Wissenschaftsbegriff auf historische Zustände anzuwenden, denen dieser Wissenschaftsbegriff unbekannt war. Die ältere Literatur über außereuropäische Gesellschaften als defiziente Proto-Geographie oder Proto-Ethnologie zu lesen, heißt, sie aus ihren Entstehungs- wie ihren Verwendungszusammenhängen herauszulösen, "the context of contemporary epistemological concerns" zu ignorieren[117] und sie in quasi-wissenschaftliche Antizipationen einerseits und „zeitgebundenes" Beiwerk andererseits auseinanderzusortieren. Es heißt auch, ein prinzipiell schrankenloses menschliches Erkenntnisvermögen zu unterstellen, vor dem im Laufe der Wissenschaftsentwicklung der eher akzidentielle Schleier des Irrtums weggezogen wird. Glauben die Anhänger der Orientalismus-These im 19. und 20. Jahrhundert eine Verhüllung der Orientwahrnehmung feststellen zu können, so sehen die „cartesianischen" Wissenschaftshistoriker im Gegenteil eine Enthüllungsgeschichte ablaufen. Die einen unterschätzen, die anderen überschätzen die Möglichkeiten erfahrungswissenschaftlicher Welterfassung.

Mit dem Vorurteilsverdacht läßt sich folglich in ganz unterschiedlicher Weise operieren: Vorurteile als Ausdruck einer unvermeidlichen Perspektivität von Wahrnehmung und Stellungnahme; Vorurteile als Manifestation eines gesamtokzidentalen Autismus; Vorurteile schließlich als wissenschaftsgeschichtlich korrigierte Fehlurteile. Jede dieser drei Auffassungen ist problematisch, und die Schwierigkeiten vermehren sich noch, wenn

[115] So etwa die Fragestellung bei *Sybilla Schuster-Walser,* Das Safawidische Persien im Spiegel europäischer Reiseberichte (1502 - 1722). Untersuchungen zur Wirtschafts- und Handelspolitik, Baden-Baden 1970.

[116] Vielleicht mit Ausnahme von *Marvin Harris,* The Rise of Anthropological Theory: A History of Theories of Culture, London 1969, ein Buch, das teleologisch auf die Heraufkunft des Konzepts vom "cultural materialism" hin konstruiert ist.

[117] *Anthony Pagden,* The Fall of Natural Man: The American Indian and the Origins of Comparative Ethnology, Cambridge 1982, 6.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

übersehen wird, daß sich die zeitgenössische Philosophie und Wissenschaft des Vorurteilsproblems durchaus bewußt war[118].

Vor einer Bewertung der Angemessenheit historischer Wahrnehmungen des Fremden in der Sprache der Vorurteilspsychologie, wie sie noch immer die Literatur der „Perzeptionsforschung" beherrscht, sollte versucht werden, die vierte Dimension der europäischen Wahrnehmungsvoraussetzungen von Reisenden und Reisebeschreibern genauer zu untersuchen: die *kategoriale* Prägung der Distanzerfahrung. Das Fremde ist das bislang Unbekannte, das Neubekannte, das oft noch nicht Benannte und das gar nicht oder erst stückweise Begriffene. Das Unvertraute wird durch den Vergleich mit dem Bekannten kommensurabel gemacht; aus Übereinstimmung, Ähnlichkeit und Differenz ergibt sich die Eigenart des Fremden. Selbst dann, wenn es möglich sein sollte, eine fremde Zivilisation durch intuitive Erfassung ihres Wesens zu erkennen, bedarf die Mitteilung einer solchen subjektiven Erkenntnis des Bezugs auf gegebene Ordnungen des Wissens. „Der Ethnograph", so hat Fritz Kramer bemerkt, „hat nicht die Möglichkeit, die Selbstverständlichkeit zum Ausdruck zu bringen, mit der die andere Kultur gelebt wird; seine Vergleiche verkleinern, vergrößern und verfremden[119]." Zunächst wird versucht, das Fremde mit bekannten Kategorien zu begreifen. Gelingt dies nicht, so wird es erforderlich, das Kategoriensystem zu modifizieren. Die Erfahrung des Fremden kann sogar die gesamte Ordnung des Wissens verschieben. Das beste Beispiel dafür ist die Ausdifferenzierung spezieller Wissenschaften vom Fremden im 19. Jahrhundert: Orientalistik und Ethnologie. Damit ging einher die Ausgrenzung der nichtokzidentalen Welt aus Diskursen, in denen sie bis dahin eine große Rolle gespielt hatte, besonders aus politischer Philosophie und Geschichtswissenschaft[120]. Ein zunehmender Eurozentrismus dieser Kerndisziplinen wurde ermöglicht durch die Verlagerung der Zuständigkeit für das Fremde auf die neuen Randfächer. Am anderen Ende dieser Entwicklung führte die Notwendigkeit, die Erfahrung neu kennengelernter Zivilisationen zu verarbeiten, zur Verfeinerung der komparativen Wahrnehmungsraster und zur Einbeziehung des Fremden in autochthone Diskurse, so bei Herodot[121], so im 16. Jahrhundert bei José de Acosta[122].

[118] Vgl. *Werner Schneiders,* Aufklärung und Vorurteilskritik. Studien zur Geschichte der Vorurteilstheorie (= Forschungen und Materialien zur deutschen Aufklärung, Abt. II, Bd. 2), Stuttgart 1983.

[119] *Fritz Kramer,* Die "social anthropology" und das Problem der Darstellung anderer Gesellschaften, in: ders. und Christian Sigrist (Hrsg.), Gesellschaften ohne Staat, Bd. 1, Frankfurt a. M. 1978, 19.

[120] Für die Geschichtswissenschaft: *Ernst Schulin,* Die weltgeschichtliche Erfassung des Orients bei Hegel und Ranke, Göttingen 1958. Eine vergleichbare Untersuchung zur politischen Philosophie steht noch aus.

[121] *François Hartog,* Le Miroir d'Hérodote: Essai sur la représentation de l'autre. Paris 1980; ders., Les Grecs égyptologues, in: Annales, E. S. C. 41 (1986), 953 - 967. Methodisch weniger originell: *Steven W. Hirsch,* The Friendship of the Barbarians: Xenophon and the Persian Empire, Hanover / London 1985.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Erfassung des Fremden durch Angleichung an das Bekannte und durch Entgegensetzung zu ihm kann mannigfache Formen annehmen. Dabei ist zu unterscheiden zwischen den – nur schwierig aus den Texten rekonstruierbaren – Bewußtseinsprozessen des Beobachters und den Mitteln, derer er sich beim Beschreiben bedient, um seinen Lesern didaktisch geschickt eine prägnante Vorstellung vom Fremden zu vermitteln. François Hartog hat bei Herodot eine solche „rhétorique de l'altérité" brillant analysiert[123]. Dabei geht es um das Sichtbarmachen von Distanz. Distanz ist ein relationaler Begriff. Um Distanz zu er-messen, bedarf es kenntlicher geodätischer Punkte. Selbst das vollkommen Andere wird nur dann verständlich, wenn es mit dem Mittel der Inversion als das verkehrte Gegenbild unserer *eigenen* Welt dargestellt wird[124]. Drei Beispiele für die kategoriale Prägung von Distanzerfahrung in Texten des 17. und 18. Jahrhunderts müssen hier genügen. Eine vollständige Systematik bleibt auszuarbeiten.

Die Bürde der Bildung. David Hume hatte auf die Homogenität räumlicher und zeitlicher Distanzerfahrung hingewiesen und dabei die Hellenen und die „jetztlebenden" Japaner beispielhaft in Verbindung gebracht. Tatsächlich näherten sich viele Reisende der überseeischen Welt mit Bildungsreminiszenzen aus der Antike. Schon Bartolomé de Las Casas hatte in moralisierender Absicht die Azteken der Konquistadorenzeit mit den Griechen und Römern verglichen[125], und noch Bronislaw Malinowski, der Begründer der sozialanthropologischen Feldforschung, wählte 1922 für seine erste Monographie über die Trobriand-Insulaner den suggestiven Titel "Argonauts of the Western Pacific", mit der deutlichen Absicht, "to lend an instant aura of grandeur to Trobriand usages"[126]. 1724 hatte der Jesuit Joseph François Lafitau den ständigen Vergleich zwischen den Eingeborenen Nordamerikas und den Hellenen der homerischen Frühzeit zur methodischen Maxime erhoben. Dem lag die geschichtstheoretische Annahme zugrunde, „que les Moeurs des Sauvages en général sont assez semblables"[127]; die mythischen Griechen des „premier temps" und die Indianer des „temps présent" stünden gleichermaßen außerhalb des geschichtlichen Kontinuums, und die indianischen Zivilisationen ragten sozusagen wie Relikte der Vorwelt in die Gegenwart des frühen 18. Jahrhunderts hinein. Anders als die späteren Stadientheoretiker[128] glaubte Lafitau nicht, daß *alle*

[122] *Pagden* (Anm. 117), 146 ff.

[123] *Hartog,* Le Miroir (Anm. 121), 225 ff.

[124] *Hartog* (ebd., 226 - 237) zeigt dieses Verfahren nicht nur am Beispiel Herodots, sondern auch am Brasilienbericht des Jean de Léry (Histoire d'un voyage fait en la terre du Brésil, La Rochelle 1578).

[125] *Bruno Rech,* Bartolomé de Las Casas und die Antike, in: Wolfgang Reinhard (Hrsg.), Humanismus und neue Welt (= Mitteilung 15 der Kommission für Humanismusforschung), Weinheim 1987, 167 - 197.

[126] *James A. Boon,* Other Tribes, Other Scribes: Symbolic Anthropology in the Comparative Study of Cultures, Histories, Religions, and Texts, Cambridge 1982, 12.

[127] *Lafitau* (Anm. 76), Bd. 1, 25.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Gesellschaften früher oder später, schneller oder langsamer ein einheitliches Stufenschema durchlaufen würden und deshalb an den gegenwärtigen „Wilden" die „Kindheit der Menschheit" zu studieren sei. Er beabsichtigte also nicht, durch Beobachtung der indianischen Sitten Aufschlüsse über das frühe Hellenentum zu erhalten. Die Antikenanalogie, soweit sie im Sinne einer „rhétorique de l'altérité" eingesetzt wird, dient bei Lafitau – wie bei Malinowski – zum einen der Veranschaulichung durch Evokation mythischer Genrebilder, etwa wenn er das Aufbrechen der Huronen und Irokesen in den Krieg mit der Ausfahrt der Argonauten vergleicht[129]. Zum anderen erlaubt sie ihm aber auch, die Kategorien der antiken Staatsformenlehre, einschließlich derjenigen der Gynäkokratie, auf die Zustände in Amerika anzuwenden, ist erst einmal die Behauptung aus dem Wege geräumt, die Indianer seien Menschen „sans loix sans police"[130]. Die Ordnung unter den Indianern wird dem Leser dadurch verständlich gemacht, daß Lafitau sie geradezu in der Sprache des „civic humanism" beschreibt: die Konsensverfahren der Huronenkonföderation funktionierten „avec tant d'égalité, de zèle pour le bien commun, qu'il en résulte un concert & une union admirable, qui fait le salut de la Nation [...]"[131].

Konnte der Bezug auf die Antike das Fremde imaginativ und begrifflich gleichsam einbürgern, so vermochte er aber auch das Verständnis zu behindern. Goethe macht darauf aufmerksam, wenn er in den „Noten und Abhandlungen zum west-östlichen Divan" seine Würdigung von Sir William Jones, dem bedeutendsten Orientalisten des 18. Jahrhunderts, folgendermaßen beschließt:

> „Bei der Mitteilung seiner Einsichten jedoch findet er [Jones] manche Schwierigkeit, vorzüglich stellt sich ihm die Vorliebe seiner Nation für die alte klassische Literatur entgegen und wenn man ihn genau beobachtet, so wird man leicht gewahr, daß er als ein kluger Mann das Unbekannte ans Bekannte, das Schätzenswerte an das Geschätzte anzuschließen sucht: er verschleiert seine Vorliebe für asiatische Dichtkunst und gibt mit gewandter Bescheidenheit meistens solche Beispiele, die er lateinischen und griechischen hochbelobten Gedichten gar wohl an die Seite stellen darf, er benutzt die rhythmischen antiken Formen, um die anmutigen Zartheiten des Orients auch Klassizisten eingänglich zu machen[132]."

Sir William Jones (1748 - 94), Gerichtspräsident in Calcutta und Gründer der Asiatick Society of Bengal, der schon als Zwanzigjähriger im Auftrag des dänischen Königs Christian VII. (des Förderers der Jemen-Expedition) ein persisches Manuskript von Buchlänge zunächst ins Lateinische und

[128] Etwa die schottischen Aufklärer. Vgl. z.B. *Ronald L. Meek,* Social Science and the Ignoble Savage, Cambridge 1976, 1 ff.

[129] *Lafitau* (Anm. 76), Bd. 2, 199.

[130] Ebd., Bd. 1, 456. Weiterhin das ganze Kapitel „Du gouvernement politique" (456 - 534).

[131] Ebd., 464.

[132] *Johann Wolfgang von Goethe,* Werke. Hamburger Ausgabe, hrsg. von Erich Trunz, Bd. 2, 12. Aufl., München 1981, 246.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

dann ins Französische übersetzt hatte, war zu seiner Zeit der beste Kenner der orientalischen Sprachen und Literaturen, ein später von den englischen Romantikern hoch geschätzter Poet, aber auch ein Humanist, der sich schon früh (wie viele seiner Zeitgenossen) Cicero zum Vorbild erkoren hatte[133]. Goethe, der selbst viel von Jones lernte und übernahm und an ihm die Fähigkeit rühmte, „eine jede Nation in ihren eigensten Verdiensten zu schätzen"[134], dachte nicht daran, ihm ethnozentrische Voreingenommenheit zu unterstellen. Seine Beobachtung bezog sich nicht auf Jones' Urteilsfähigkeit, sondern auf dessen antik gerasterte Wahrnehmung und Reproduktion orientalischer Literatur, wobei es offen bleiben muß, in welchem Grade sich Jones bewußt und spielerisch auf die Erwartungen seiner europäischen Leser einstellte und, wie Lafitau, den bei ihm eher unterschwelligen Antikenbezug als didaktisch-rhetorisches Mittel einsetzte. Seine klassische Bildung war für Jones, folgen wir Goethes Beobachtung, eine Bürde, die ihm den Zugang zur Andersartigkeit des Fremden verstellte; sie war zugleich aber die Voraussetzung dafür, daß er mit beispiellosem Erfolg die europäische Sensibilität für einen nicht länger oberflächlich als pittoresk wahrgenommenen Orient zu wecken verstand.

Die Unlesbarkeit der außerokzidentalen Welt. Wie man außereuropäische Zivilisationen mit dem abendländischen Altertum konfrontierte, so sah man sie auch in Beziehung zu ihrer eigenen Vergangenheit. Selbst wenn man die asiatischen Kulturen für „geschichtslos" und entwicklungsunfähig hielt, so gab es doch keinen Zweifel an ihrer Altertümlichkeit und Ursprünglichkeit: „Alle Völker Europens, woher sind sie? Aus Asien[135]." Asien wurde nicht nur als der erste Wohnsitz der Menschen, als Ort des Gartens Eden gesehen, sondern konnte sich auch zivilisatorischer Gründerleistungen rühmen: "the first foundation of cities, origination of arts and sciences and the communication of all literature to the rest of the world[136]." Noch Heeren erklärte, keiner der drei Teile der Alten Welt verdiene mehr die Aufmerksamkeit des „philosophischen Geschichtsforschers der Menschheit" als Asien[137]. Die Altertümlichkeit Asiens ergab sich allerdings in erster Linie aus literarischen Überlieferungen von oft fragwürdiger Verläßlichkeit. Sie verkörperte sich nicht in einem *sichtbaren* Altertum. Während sich in Italien, dem Reiseland par excellence, aber auch in Griechenland, Palästina und Ägypten an den Baudenkmälern der Antike eine Art von Hermeneutik der Kulturland-

[133] *S. N. Mukherjee,* Sir William Jones: A Study in Eighteenth-Century British Attitudes to India, Cambridge 1968, 30f., 36. Zu Jones bleibt daneben grundlegend *Schwab* (Anm. 24), 41ff. Jetzt auch *Garland Cannon,* The Construction of the European Image of the Orient: A Bicentenary Appraisal of Sir William Jones as Poet and Translator, in: Comparative Criticism 8 (1986), 167 - 188.

[134] *Goethe* (Anm. 132), 245.

[135] *Johann Gottfried Herder,* Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit [1784 - 91], Darmstadt 1966, 256.

[136] *John Ogilby,* Asia, London 1673, "The General Description of Asia" (ungez.).

[137] *Arnold Herrmann Ludwig Heeren,* Historische Werke, Bd. 10, Göttingen 1824, 4.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schaft schulen konnte[138], fehlten den Asienreisenden optische Anhaltspunkte für historische Tiefe. Die Ruine, Chiffre von Alter und Vergänglichkeit[139], fehlte teils, teils war sie unlesbar. Chinareisende in den Jahren nach der Mandschu-Eroberung von 1644[140] oder Persienreisende während des chaotischen 18. Jahrhunderts nach dem Zusammenbruch der Safawiden-Dynastie[141] sahen allenthalben frische Trümmer, aber nur wenige patinierte Ruinen. Klima, leichte Bauweise und die zerstörende Wucht von Eroberungen bewirkten in vielen Teilen Asiens die Abwesenheit architektonischer Relikte des Altertums. Als außergewöhnlich für chinesische Verhältnisse wurde bereits empfunden, daß die berühmte Porzellanpagode von Nanjing "upwards of 300 years" alt sei[142]. Es gab nur wenige Baudenkmäler, die hinter die Ming-Zeit (1368 - 1644) zurückreichten. Die Große Mauer bestätigte als Ausnahme die Regel: in ihrer unfaßlichen Monumentalität schien sie eine Verbindung aus menschlicher Schöpfung und quasi-geologischem Naturphänomen zu sein[143], kaum noch ein Bauwerk in einem bekannten Sinne. Noch stärker irritierte die Ruinenlosigkeit in Japan und Korea, und nicht nur die allerersten Reisenden. 1875 klagte man: "In Japan, we have no Niniveh or Babylon to disentomb, no Jerusalem to uncover of its superincumbent debris [...][144]." Und noch 1894 wunderte sich ein Besucher Koreas über "the spectacle of a country possessing an historical antiquity, contemporaneous, as alleged, with that of Thebes and Babylon, but owning no ruins"[145]. Der ruinenhungrige, Orientierung erheischende Blick des Europäers konnte sich in den zeichenlosen Kulturlandschaften des Ostens nirgends anhaften.

Anderswo gab es Kulturspuren in der Landschaft, aber sie waren kaum zu entschlüsseln. Robert Wood, der 1751 zu den Ruinen von Palmyra in Syrien vordrang, formulierte das Problem: Ruinen sind dann ein wundervoller

[138] Für Italien zuletzt *Carolyn Springer,* The Marble Wilderness: Ruins and Representation in Italian Romanticism, 1775 - 1850, Cambridge 1987.

[139] Vgl. etwa *Laurence Goldstein,* Ruins and Empire: The Evolution of a Theme in Augustan and Romantic Literature, Pittsburgh 1977.

[140] Z.B. *Joan Nieuhof,* Het Gezantschap der Neêrlandtsche Oost-Indische Compagnie [...], Amsterdam 1665.

[141] Besonders eindrucksvoll die Schilderungen bei *Jonas Hanway,* An Historical Account of the British Trade over the Caspian Sea, 4 Bde., London 1753, bes. Bd. 1.

[142] *Emanuel Bowen,* The Gentleman, Tradesman and Traveller's Pocket Library, London 1753, 287. Zur Ruinenlosigkeit Chinas vgl. auch *Tuan Yi-fu,* Space and Place: The Perspective of Experience, London 1977, 190f.

[143] So schon 1585 *Juan Gonzalez de Mendoza* in seinem „Reyno de la China": The History of the Great and Mighty Kingdom of China, ed. Sir George T. Staunton, London 1853, Bd. 1, 28f. Andere Reisende waren beeindruckt durch die gleichsam alterslose Vollkommenheit der Instandhaltung der Mauer. So *[Evert] Ysbrants Ides,* Three Years Travels from Moscow Over-land to China, London 1706, 61.

[144] Protokoll der Versammlung der Asiatic Society of Japan in Tokio, 31. Mai 1875, Beitrag eines Dr. Brown. Zitiert in *Michael Dalby,* Nocturnal Labors in the Light of Day, in: Journal of Asian Studies 39 (1980), 485.

[145] *George Nathaniel Curzon,* Problems of the Far East: Japan – Korea – China, London 1894, 83.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Anstoß für die Einbildungskraft, wenn sie Schilderungen in den Schriftquellen Anschaulichkeit verleihen. Fehlen solche Schriftquellen jedoch, dann sind die bloßen Steine, "out-living any account of them", eine Quelle der Ratlosigkeit[146]. In extremen Fällen, etwa den Ruinen von Angkor in Kambodscha, vermochten auch die lebenden Einwohner den Reisenden keine Kunde vom Ursprung der alten Gebäude zu geben; jeglicher Überlieferungszusammenhang war abgerissen[147]. Mysteriös waren auch die berühmten und oft – im 18. Jahrhundert am genauesten von Carsten Niebuhr[148] – beschriebenen Ruinen von Persepolis, "said to be the most magnificent [temples] on the face of the earth"[149], über deren Entstehung und historischen Hintergrund man wenig wußte und deren Inschriften man, ähnlich wie die ägyptischen Hieroglyphen vor Champollion, sorgsam kopierte, ohne sie verstehen zu können. Befanden sich kundige Botaniker wie Kaempfer, Thunberg und Pallas oder kompetente Astronomen und Geometer wie Carsten Niebuhr im Orient mit ihren in Leiden, Uppsala oder Göttingen erworbenen naturwissenschaftlichen Erkenntnis- und Forschungsmethoden auf sicherem Grund, so erwies sich eine an klassischem Material bewährte Kultur- und Landschaftshermeneutik im Osten als relativ ungriffig. Auf diesem Gebiet waren es abermals ausdifferenzierte Spezialwissenschaften – Altorientalistik und Archäologie –, die im 19. Jahrhundert die methodischen und kategorialen Werkzeuge zur Erfassung des Fremden bereitstellten. Die Unlesbarkeit der außerokzidentalen Welt[150], der Blick auf eine Oberfläche bei gleichzeitigem Ahnen einer dahinter verborgenen Tiefe, sollte nicht als Symptom einer vorwissenschaftlichen und deshalb primitiven Wahrnehmungsweise aufgefaßt werden – in Analogie zum Kulturanalphabetismus, wie ihn der moderne Ferntourismus züchtet. Der unlesbare war der noch märchenhafte[151], der noch nicht völlig entzauberte Orient, an dem die Kategorien okzidentaler Weltdeutung noch abglitten. Er war deshalb der noch nicht völlig beherrschte Orient. Denn erst die Entschlüsselung der kulturellen Zeichen des Fremden macht dieses verfügbar[152].

Die Korrektur an der Empirie. Europäische Wahrnehmungsweisen des Fremden differenzierten sich auch durch den Vergleich zwischen den Staa-

[146] *Robert Wood,* The Ruins of Palmyra, London 1753, 1.

[147] *Pierre Poivre,* Voyages d'un philosophe, Yverdon 1768, 78.

[148] *Niebuhr,* Reisebeschreibung (Anm. 81), Bd. 2, 121 - 163. Zur Kenntnis von Persepolis im 17. und 18. Jahrhundert vgl. *Alfons Gabriel,* Die Erforschung Persiens. Die Entwicklung der abendländischen Kenntnis der Geographie Persiens, Wien 1952, 100ff.

[149] *Bowen* (Anm. 142), 285.

[150] Zu sehen neben *Hans Blumenberg,* Die Lesbarkeit der Welt, Frankfurt a. M. 1981.

[151] Zu diesem Topos vgl. *Jörg Fisch,* Der märchenhafte Orient. Die Umwertung einer Tradition von Marco Polo bis Macaulay, in: Saeculum 35 (1984), 246 - 266.

[152] Dazu grundlegend *Wolfgang Reinhard,* Sprachbeherrschung und Weltherrschaft. Sprache und Sprachwissenschaft in der europäischen Expansion, in: ders. (Hrsg.), Humanismus (Anm. 125), 1 - 36; daneben *Todorov* (Anm. 64).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ten und Völkern des Ostens. Ähnlich wie sich dem Südseereisenden Georg Forster beim Vordringen von Insel zu Insel die Eigentümlichkeiten der einzelnen Ethnien immer deutlicher erschlossen[153], so zeichneten sich auch die Unterschiede zwischen den Zivilisationen Asiens denjenigen immer prägnanter ab, die mehrere Länder bereisten oder – wie Montesquieu und Herder – das Material in vergleichender Absicht studierten. Pierre Poivre zum Beispiel, der spätere Intendant der Ile de France, der Teile Afrikas und Chinas, die Coromandel-Küste und mehrere Gegenden Südostasiens kannte, gelangte von der Beobachtung, daß bei ähnlich günstiger natürlicher Fruchtbarkeit das eine Land reich und blühend, sein Nachbarland aber arm und landwirtschaftlich unergiebig sei, zu einer recht genauen Unterscheidung zwischen verschiedenen politischen Systemen und agrarischen Besitz- und Arbeitsverfassungen in Asien: Staatssklaverei und Despotie in Siam, Feudalismus in Südindien und Malaya, chronisches Chaos in Kambodscha, eine von außerökonomischem Zwang weitgehend freie Gesellschaft kleinbäuerlicher Eigentümer in China und Cochinchina[154]. Nicht das Klima, sondern die „loix" seien für den jeweiligen ökonomischen Entwicklungsstand verantwortlich[155]. Poivre widerlegte durch seine Differenzierungen die Vorstellung von der nahezu universellen Verbreitung des Despotismus im tropischen und subtropischen Asien. Sein physiokratisches Forschen nach den Ursachen agrarischen Erfolges ließ ihn Unterschiede erkennen, die vielen reisenden Zeitgenossen verborgen blieben. Zu ihrer Bezeichnung bediente er sich allerdings auch (wenngleich nicht ausschließlich) heimatlicher Konzepte, etwa eines an europäischen Zuständen gewonnenen Feudalismusbegriffs. Der Bezug auf Europa blieb das *tertium comparationis* beim Vergleich zwischen den historischen Individualitäten des Ostens.

Dort, wo Europäer koloniale Herrschaft ausübten, wurde es mitunter aus praktischen Gründen erforderlich, sich ein genaues Bild von den Verhältnissen in den neu unterworfenen Gebieten zu machen. Ein feineres, subtiler auf die fremden Zustände abgestimmtes Wahrnehmungsraster wurde nötig, um administrative Maßnahmen möglichst effektiv gestalten zu können. In Bengalen wandten die Engländer durch die Einführung des "Permanent Settlement" von 1793, der für alle Zeiten festgeschriebenen Steuerveranlagung der großen Grundherren, ein allgemeines Verwaltungsprinzip und einen

[153] So gelesen, ist Forsters „Reise um die Welt" die Schilderung eines – durchaus mit Desillusionierung verbundenen – Lernprozesses. Über ethnographische Differenzierungen bei Forster vgl. *Eberhard Berg,* Zwischen den Welten. Über die Anthropologie der Aufklärung und ihr Verhältnis zu Entdeckungs-Reise und Welt-Erfahrung mit besonderem Blick auf das Werk Georg Forsters, Berlin 1982, 98ff. Über Reisen als Lernen vgl. auch *J. D. Overton,* A Theory of Exploration, in: Journal of Historical Geography 7 (1981), 57 - 70.

[154] *Poivre* (Anm. 147), 32, 44 - 47, 51 - 69, 93 - 100, 120 - 130. Dem Buch, das ohne Poivres Wissen erschien, lagen seine Vorträge vor der Akademie von Lyon zugrunde. Vgl. *Louis Malleret,* Pierre Poivre (= Publicatons de l'Ecole Française d'Extrême-Orient, Bd. 92), Paris 1974, 238ff.

[155] *Poivre* (Anm. 147), 8, 56, 69, 94, 133.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

europäischen Eigentumsbegriff pauschal auf indische Verhältnisse an. In der Provinz Madras hingegen bemühte man sich, von burkeanisch-romantischen Vorstellungen ausgehend, um eine Anpassung des Steuersystems an die gegebenen Verhältnisse, die zu diesem Zweck eingehend untersucht werden mußten[156]. Das Resultat waren ungemein sorgfältige, von allen Platitüden über Nationalcharaktere und „asiatische" Absonderlichkeiten freie Beschreibungen der Lebens- und Produktionsweise in den Dörfern Südindiens, nüchterne Berichte, gegründet auf Beobachtung und Befragung der Einheimischen[157]. Auf europäische Deutungskategorien wurde weithin verzichtet; bei der Darstellung der gesellschaftlichen Formen verwendete man die indischen Termini, die durch Umschreibung verständlich gemacht wurden. Bemerkenswert an diesen Texten ist das Bemühen, die beobachtete indische Realität möglichst wenig durch europäische Wahrnehmungsraster zu filtern, sowie das völlige Vermeiden „philosophischer" Interpretationen, mit denen die Mehrzahl der Zeitgenossen ihre Reisebeschreibungen ausschmückte[158]. Ein solches Streben nach deskriptiver Objektivität, wie es sich bis dahin allenfalls in Pallas' Reisebeschreibungen findet, ist von dem herrschaftstechnischen Zweck – wie er ähnlich auch den russischen Akademie-Expeditionen ihre Richtung gab – nicht zu trennen. Vorurteile und eurozentrische Wahrnehmungsweisen verschwanden nicht deswegen, weil eine Gesinnung der Sachlichkeit, eine neue Sympathie für die Inder und Tataren oder ein Zuwachs an Wissenschaftlichkeit sie „überwunden" hätte. Sie wanderten ab in die populäre Reiseschriftstellerei und die protestantische Missionspamphletistik, wo sie im 19. Jahrhundert die wildesten Blüten trieben. Für Kolonialadministratoren jedoch waren sie dysfunktional geworden.

Die Möglichkeiten der Untersuchung europäischer Wahrnehmungs- und Darstellungsweisen des Distanzierten konnten nur angedeutet werden. Am Ende lassen sich drei Schlußfolgerungen für die Erforschung interkultureller Perzeptionen ziehen.

(1) Neben – und vielleicht vor – die Untersuchung der „Bilder", die sich Invididuen, wissenssoziologisch bestimmbare Trägerschichten oder geschlossene Kollektive von anderen Zivilisationen machen[159], muß eine

---

[156] Vgl. *Eric Stokes,* The English Utilitarians and India, Oxford 1959, 83 - 86; *Ranajit Guha,* A Rule of Property for Bengal: An Essay on the Idea of Permanent Settlement, 2nd ed., New Delhi 1982.

[157] Das wichtigste Produkt dieser Untersuchungen ist: *Francis Buchanan,* A Journey from Madras through the Countries of Mysore, Canara and Malabar, Performed [...] for the Express Purpose of Investigating the State of Agriculture, Arts and Commerce, the Religion, Manners and Customs, the History Natural and Civil, and Antiquities [...], 3 Bde., London 1807. Dazu jetzt *Marika Vicziany,* Imperialism, Botany and Statistics in Early Nineteenth-Century India: The Surveys of Francis Buchanan, in: Modern Asian Studies 20 (1986), 625 - 660.

[158] Man vergleiche Buchanans Bände über Südindien mit John Barrows nahezu gleichzeitig veröffentlichtem Bericht über seine China-Mission (Anm. 79).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Geschichte des *Begreifens* treten, nicht der abbildenden Perzeption, sondern, Hume'sch gesprochen, der produktiven Leistung der Einbildungskraft. Diese Geschichte des Begreifens muß vor dem Hintergrund der europäischen Mentalitäts-, Ideen- und Wissenschaftsgeschichte geschrieben werden[160]. Die kulturellen Problemlagen und die Konfigurationen des Wissens in der okzidentalen Zivilisation präformieren deren Wahrnehmung anderer Zivilisationen, auch wenn sie sie nicht, wie die Vertreter einer strikten „Orientalismus"-These glauben, lückenlos determinieren. Europäer tragen an das Fremde ihre eigenen Erkenntnisabsichten und kategorialen Erkenntnismittel heran. Eine individualistische und unhistorische Vorurteilspsychologie, die diesen epistemologischen Sachverhalt in einen pauschalen Ethnozentrismusverdacht verdreht, ist wenig hilfreich. Sinnvoller ist es, nach Denkstilen, Wahrnehmungsrastern[161], Begriffsfeldern[162], nach der *Verarbeitung* von Aussagen über andere Zivilisationen in europäischen Diskursen (der Statistik und Staatenkunde, politischen Ökonomie, vergleichenden politischen Wissenschaft, Anthropologie, Geographie, Universalgeschichte, Recht usw.) zu fragen[163]. „Bilder" des Fremden „entstehen" nicht in der unmittelbaren Gegenüberstellung des individuellen Beobachters und des reinen Objekts seiner Beobachtung. Sie werden kulturell produziert.

[159] Gemeint ist hier nicht die kunsthistorische Analyse von Fremdbildern. Auf diesem Gebiet markiert einen fortgeschrittenen Reflexionsstand: *Partha Mitter,* Much Maligned Monsters: History of European Reactions to Indian Art, Oxford 1977.

[160] Ein erster, hochbedeutender Versuch in dieser Richtung (der mir erst nach Abschluß des Manuskripts bekannt wurde) ist: *Martin Bernal,* Black Athena: The Afroasiatic Roots of Classical Civilization, Bd. 1: The Fabrication of Ancient Greece 1785 - 1985, London 1987.

[161] Die neuere soziologische und anthropologische Literatur gibt Hinweise zur Präzisierung dieser Begriffe, besonders: *Mary Douglas* (Hrsg.), Essays in the Sociology of Perception, London / Boston / Henley 1982, darin vor allem die Beiträge der Herausgeberin sowie *Martin Rudwick,* "Cognitive Styles in Geology", 219 - 241.

[162] Anregend ist hier *Reinhart Koselleck,* Zur historisch-politischen Semantik asymmetrischer Gegenbegriffe, in: ders., Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt a. M. 1979, 211 - 259.

[163] Ansätze dazu finden sich z.B. bei *Virgile Pinot,* La Chine et la formation de l'esprit philosophique en France (1640 - 1740), Paris 1932; *Philip D. Curtin,* The Image of Africa: British Ideas and Action, 1780 - 1850, 2 Bde., Madison, Wisc. 1964; *Benjamin Keen,* The Aztec Image in Western Thought, New Brunswick, N.J. 1971; *Antonello Gerbi,* The Dispute of the New World: The History of a Polemic, 1750 - 1900, rev. and enl. ed., transl. by Jeremy Moyle, Pittsburgh 1973; *Lawrence Krader,* The Asiatic Mode of Production, Assen 1975; *David A. Pailin,* Attitudes to Other Religions: Comparative Religion in Seventeenth- and Eighteenth-Century Britain, Manchester 1984; *Peter J. Marshall* (Hrsg.), The British Discovery of Hinduism in the Eighteenth Century, Cambridge 1970; *Jörg Fisch,* Die europäische Expansion und das Völkerrecht. Die Auseinandersetzungen um den Status der überseeischen Gebiete vom 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart (= Beiträge zur Kolonial- und Überseegeschichte, Bd. 26), Stuttgart 1984; *Meek* (Anm. 128); *Schwab* (Anm. 24); *Marshall* und *Williams* (Anm. 23). Vgl. auch eine wachsende Literatur zur Geschichte der Anthropologie, etwa *George W. Stocking, Jr.,* Race, Culture, and Evolution: Essays in the History of Anthropology, new ed., Chicago 1982; ders., Die Geschichtlichkeit der Wilden und die Geschichte der Ethnologie, in: Geschichte und Gesellschaft 4 (1978), 520 - 535.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

(2) Eine solche Geschichte des Begreifens kann nicht getrennt werden von der realen Geschichte der europäischen Expansion, also der Universalgeschichte des modernen Zeitalters. Die europäische Expansion war nicht allein von der Entstehung und Entwicklung eines weltpolitischen Denkens[164] und einer allgemeinen Erweiterung des europäischen Horizonts „begleitet". Vielmehr gehörte, wie jüngst Wolfgang Reinhard am Beispiel der Sprachwissenschaft gezeigt hat[165], die Aneignung und Durchdringung fremdkultureller Wissensbestände und Symbolwelten zum Phänomenkern der europäischen Welteroberung. Der oft noch hausbacken im Stile impressionistischer Kulturgeschichtsschreibung oder als reine Literaturgeschichte des Reiseschrifttums[166] betriebenen Geschichte der Reisenden und des Reisens käme in systematischerer Gestalt[167] eine wichtige überbrückende Rolle zwischen Real- und Mentalgeschichte der europäischen Expansion zu.

(3) Unerläßlich ist es, zwischen Beobachten und Beschreiben zu unterscheiden. „Bilder" von anderen Zivilisationen sind uns nur in der Form ikonischer und sprachlicher Artefakte zugänglich, niemals als unbearbeitete Sinnesdaten. Wir wissen nicht, wie Marco Polo den Kubilai Khan und wie Kolumbus die Bewohner der Neuen Welt wirklich „gesehen" hat. Ein unmittelbarer Schluß von der Beschreibung auf die ihr zugrunde liegende Beobachtung ist nicht möglich. Das Andere ist nur – semiotisch gesprochen – als „Repräsentation" erfaßbar. Deshalb muß die Geschichte des Begreifens die Texte, also in erster Linie die Reiseberichte, auf ihre Machart hin untersuchen. Dazu bedarf sie der Hilfe der Spezialwissenschaften von der Textproduktion: Rhetorik, Topik, Narratologie. Distanzerfahrung, wie sie sich in Texten niederschlägt, ist immer eine doppelt vermittelte: vermittelt durch die historisch spezifischen Strukturen der Wahrnehmung und durch die ebenfalls historisch spezifischen Konventionen und Strategien der Darstellung. Eine historische Analyse, die dem Mythos der Unmittelbarkeit entsagt, kann hier ansetzen.

---

[164] Vgl. *Heinz Gollwitzer,* Geschichte des weltpolitischen Denkens, 2 Bde., Göttingen 1972/79.

[165] Vgl. Anm. 152.

[166] Vgl. etwa *Ralph-Rainer Wuthenow,* Die erfahrene Welt. Europäische Reiseliteratur im Zeitalter der Aufklärung, Frankfurt a. M. 1980.

[167] Vorerst nur an innereuropäischem Material. Vgl. etwa die facettenreiche Untersuchung von *Klaus Beyrer,* Die Postkutschenreise (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 66), Tübingen 1985.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die frühen deutschen Reiseberichte aus der Neuen Welt

Fiktionalitätsverdacht und Beglaubigungsstrategien*

Von Wolfgang Neuber, Wien

Kein Stereotyp hat seit der ältesten Zeit die Reiseliteratur so hartnäckig begleitet wie der Vorwurf ihrer „Lügenhaftigkeit", was nichts anderes meint als die Entstellung im Sinn des Abweichens vom jeweils Glaubhaften[1]. Schon Lukian von Samosata hat in der späten Antike durch seine „Wahre Geschichte", einen bewußt lügenhaften und bramarbasierenden Reiseroman, die besonders seit den Alexanderzügen beliebten fabulösen Reise„berichte" satirisch verspottet. Der Vorwurf der Lügenhaftigkeit offenbart zugleich eine implizite Anforderung an die Reiseliteratur, die für gattungskonstitutiv gehalten wurde: die Wahrhaftigkeit des Berichteten. Dies gilt in struktureller Analogie zu Antike und Neuzeit auch für das Mittelalter, allerdings unter der Prämisse eines materiell anderen Wahrheitsbe-

---

* Das vorliegende Referat ist weitestgehend identisch mit einem Kapitel aus der Habilitationsschrift des Verfassers, die im Dezember 1987 unter dem Titel „‚Newe vnbekanthe landte'. Zur topischen Konstituierung deutscher Sachprosa der Frühen Neuzeit – am Beispiel der Reiseberichte aus der Neuen Welt" der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien vorgelegt wurde (vgl. dort: 243 - 257).

[1] Am Problemhorizont der argumentativen Herstellung des Glaubhaften orientiert sich *Wolfgang Neuber,* Zur Gattungspoetik des Reiseberichts, in: Der Reisebericht. Die Entwicklung einer literarischen Gattung, hrsg. v. Peter J. Brenner, Frankfurt a. M. 1989 (= suhrkamp taschenbuch 2097). – Zur antiken und zur mittelalterlichen Diskussion um Fiktionalität vgl. *Klaus Heitmann,* Das Verhältnis von Dichtung und Geschichtsschreibung in älterer Theorie, in: Archiv für Kulturgeschichte 52 (1970), 244 - 279; *Ludwig Gompf,* Figmenta Poetarum, in: Literatur und Sprache im europäischen Mittelalter. Festschrift für Karl Langosch zum 70. Geburtstag, hrsg. v. Alf Önnerfors, Johannes Rathofer u. Fritz Wagner, Darmstadt 1973, 53 - 62; *Fritz Peter Knapp,* Historische Wahrheit und poetische Lüge. Die Gattungen weltlicher Epik und ihre theoretische Rechtfertigung im Hochmittelalter, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 54 (1980), 581 - 635; *Manfred Fuhrmann,* Wunder und Wirklichkeit. Zur Siebenschläferlegende und anderen Texten aus christlicher Tradition, in: Funktionen des Fiktiven, hrsg. v. Dieter Henrich u. Wolfgang Iser, München 1983 (= Poetik und Hermeneutik, X), 209 - 224; *Hans Robert Jauss,* Zur historischen Genese der Scheidung von Fiktion und Realität, ebd., 423 - 431; *Günter Niggl,* Probleme und Aufgaben der Geschichtsschreibung nichtfiktionaler Gattungen, in: Textsorten und literarische Gattungen. Dokumentation des Germanistentages in Hamburg vom 1. bis 4. April 1979, hrsg. v. Vorstand der Vereinigung der deutschen Hochschulgermanisten, Berlin 1983, 305 - 316; *Friederike Hassauer,* Volkssprachliche Reiseliteratur: Faszination des Reisens und räumlicher ordo, in: Grundriß der romanischen Literaturen des Mittelalters, Bd. XI, 1: La littérature historiographique des origines à 1500, hrsg. v. Hans Ulrich Gumbrecht, Ursula Link-Heer u. P. M. Spangenberg, Heidelberg 1986, 215 - 239, bes.: 219ff.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

griffs: Marco Polos Erfahrungsbericht wurde gut hundert Jahre lang für unglaubwürdig gehalten, weil er „die spezifisch mittelalterlichen Wahrheitsgrenzen“[2] materiell überschritt, während Mandevilles Kompilation „offensichtlich den mentalen Horizont seiner Leser nicht überforderte“[3].

Woher kommt aber das neuzeitliche Bedürfnis, die Wahrheit des Berichts im materiellen Sinn zu verlangen und sich vom Prinzip der Allegorese oder der Interpretatio ad sensum abzuwenden? Ein Blick auf die empirische Neubegründung der Kosmographie durch den Humanismus und ihre Weiterentwicklung zu einer protestantischen Erdkunde macht dieses Bedürfnis verständlich[4]. Zwei Beispiele sollen dies verdeutlichen. Gabriel Rollenhagen hat in seinen „Vier Bůcher[n] Wunderbarlicher biß daher vnerhörter / vnd vngleublicher Jndianischer Reysen / durch die Lufft / Wasser / Land / Helle / Paradiss / vnd den Himmel. Beschrieben von. [!] Dem grossen Alexander. Dem Plinio Secundo. Dem Oratore Luciano. Vnd von S. Brandano. Mit etlichen warhafften / jedoch bey vielen Gelehrten glaubwirdigen Lů gen“ (hier: Magdeburg 1605; die Editio Princeps erschien 1603) den erwähnten Text Lukians neben den fabulösen Brief Alexanders an seinen Lehrer Aristoteles, einen Auszug aus der „Historia naturalis“ des Plinius und die Brandanslegende gestellt. Der Hauptzweck der Sammlung ist es, zumal die Brandanslegende verdächtig zu machen als Produkt einer katholischen, lügenhaften Wundergläubigkeit, gegen die das bessere Wissen sogar eines antiken Autors, nämlich des Satirikers Lukian, gestellt werden kann. Lukian habe nämlich die Lügenhaftigkeit der „Jndianischen Reysen“ erkannt und ein Buch geschrieben, „darin er die andern Scribenten vnd alle abergleubische thorheit der H e y d e n auslacht“[5]. Die Brandanslegende wird direkt auf Lukian bezogen und beweist die Lügenhaftigkeit der Mönche, die „sich nicht geschemet / jhren vnschůldigen Heiligen solche Lucianische possen anzudeuten. Die Heilige Schrifft vnter die Banck zu stecken / vnnd an der stat ôffentlich Fabelwerck zu predigen[6].“ Die katholische Heiligenvita und -legende wird in einen Zusammenhang mit den heidnischen Entstellungen der Heilswahrheit gerückt und folgt auf Lukians „Wahre

[2] *Hassauer,* Reiseliteratur (Anm. 1), 239.

[3] Ebd. – Vgl. dazu auch *Heinz Entner* u. a., Grundpositionen der deutschen Literatur im 16. Jahrhundert, Berlin / Weimar 1976, 36.

[4] Vgl. dazu das Kapitel zur erd- bzw. länderkundlichen Topik in *Neuber,* „Newe vnbekanthe landte“ (Anm. *), 22 - 43.

[5] *Gabriel Rollenhagen,* Vier Bůcher Wunderbarlicher biß daher vnerhörter / vnd vngleublicher Jndianischer Reysen / durch die Lufft / Wasser / Land / Helle / Paradiss / vnd den Himmel. Beschrieben von. [!] Dem grossen Alexander. Dem Plinio Secundo. Dem Oratore Luciano. Vnd von S. Brandano. Mit etlichen warhafften / jedoch bey vielen Gelehrten glaubwirdigen Lůgen. Vnsern lieben Teutschen zur Lere vnnd kurtzweiliger ergetzung / aus Griechischer vnd Lateinischer Sprach mit fleiß verteutschet. Durch. [!] Gabriel Rollenhagen. Zum drittenmahl gedruckt zu Magdeburg / in verlegung Ambrosij Kirchners. Jm Jahr / 1605 [EA 1603], Fol. [Aiv]^{r}. – Hervorhebung von mir.

[6] Ebd.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Geschichte", gegen die sie nun insofern absticht, als Lukian die Lügenhaftigkeit seiner Erzählung zu ihrem expliziten Konstituens erhebt und damit einen moralischen Anspruch auf Wahrheit unterstreicht, den die Brandanslegende nach den Maßstäben einer nicht länger allegorischen Naturdeutung verlieren muß. Sie gerät damit in den Augen Rollenhagens unter das Wahrheits- und Moralniveau der frühchristlichen Antike und unterstreicht die geringe Vertrauenswürdigkeit der katholischen Kirche, die Lügenhaftigkeit der Mönche. Rollenhagen kann die Brandanslegende nur deshalb desavouieren, weil er bewußt und absichtlich auf die Möglichkeit einer allegoretischen Deutung bzw. einer Interpretatio ad sensum verzichtet und den Text gezielt einer faktizistischen oder empiristischen Lesart zuführt, der er nicht standhalten kann. Die Stellungnahme gegen die antike = heidnische = mittelalterlich-katholische Naturallegorese wird am Beispiel der „Zugabe Etlicher Warhaffter / aber bey vielen alten vnd newen Gelerten glaubwirdiger / Lůgen"[7], die an „Des Heiligen Abtes Brandani Historia" anschließt, nur noch deutlicher unterstrichen. Diese „Lůgen" betreffen einerseits Glaubensfragen und andererseits das fabulöse naturkundliche Wissen – so etwa die Geschichte vom Biber, der, wenn der Mensch ihm nachstellt, um ihn seiner Hoden zu berauben, sich diese selbst abbeißt, damit er sein Leben rette. Die Korrektur dieser „Lůgen" erfolgt aufgrund naturkundlicher Beobachtung, wo die Natur betroffen ist, und aufgrund einer wörtlichen Lesart des Bibelwortlautes, wo Glaubensfragen tangiert werden. Dem Bibelwort kommt dadurch der gleiche eigentliche Quellenwert zu wie der Natur.

Auch Sebastian Franck beruft sich zur Beglaubigung empirisch-historischer Wahrheit auf die „fabulöse" Brandanslegende als negatives Beispiel, wenn es schon im Titel seines „Weltbůch[s]" (Tübingen 1534) heißt: „Auch etwas von new gefundenen welten vnd Jnseln / nitt auß Beroso / Joanne de monte villa / S. Brandons Histori / vnd dergleichen fabeln / sunder auß angenummnen / glaubwirdigen erfarnen / weltschreibern." In der Vorrede an den Leser greift er dies auf, indem er neuerlich unterstreicht, er habe nicht die „lugenhafft histori" von St. Brandan, Beroso oder Mandeville ausgeschrieben, sondern folge nur solchen „weltschreibern / die yr reiß vnnd historien großmechtigen Künigen vnd Keysern haben dediciert / da ye nit zůuermůtten ist / das sy disen lugen haben zůgeschriben"[8].

---

[7] Ebd., 200.

[8] *Sebastian Franck*, Weltbůch: spiegel vnd bildtniß des gantzen erdbodens von Sebastiano Franco Wŏrdensi in vier bůcher / nemlich in Asiam / Aphricam / Europam / vnd Americam / gestelt vnd abteilt / Auch aller darinn begriffner Lånder / nation / prouintzen / vnd Jnseln / gelegenheit / grŏsse / weite / gewåchß / eygentschafft / vnd der darinn gelegner vŏlcker vnd einwoner / nammen / gestalt / leben / wesen / religion / glauben / ceremonien / gsatz / regiment / pollicey / sitten / brauch / krieg / gewerb / frücht / thier / kleydung vnd verenderung / eygentlich für die augen gestelt / Auch etwas von new gefundenen welten vnd Jnseln / nitt auß Beroso / Joanne

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Reiseberichte müssen also empirisch wahr sein, weil sie Gottes Schöpfung im Material abzubilden haben. Das Bedürfnis nach Beglaubigung manifestiert sich, dem größten Grad der Unbekanntheit und Neuheit gemäß, zuerst am Gegenstand Amerikas, nicht in den Berichten über bekannte Weltteile. So sagt Johann Adelphus in seiner Kosmographie „Der welt kugel" (Straßburg 1509):

„Ob du dauon [sc. der Neuen Welt] etwz weiters begerest zewüssen so lise wz in disem büchlin glaublichen beschriben ist findestu was man da von haltenn soll dan es nit erdichte sag seind / die man von sôlchem lannd hůt / sonder es yn warheit also ist / vnnd noch vil grôsser vnnd wunderbarer wie dan sollichs Die durchleüchtigsten herren vnnd künnig / mit besonderem [!] kosten vnnd fleyß haben lassen erkundenn / ersuchen / vnnd in iren gewalt bringen / wie alda stat[9]."

Auch Michael Herr knüpft in seiner Sammlung „Die New welt" alle seine Beglaubigungsbemühungen an den Gegenstand der Neuen Welt, nicht an andere Weltgegenden:

„Dann so mans erachten will / so wirt das furnembst jnn disem bůch zu verwundern sein / das die Portugaleser semliche [!] arbeyt noth vnd angst zu wasser vnd zu land herleyden haben môgen / bis das sye die frembden vnd jhe Welts vnerkanten land fünden vnd behaupten / das ist jha ein wunder / aber am meysten bey denen die sollicher ding nieh gesehen oder selbs versůcht haben[10]."

Besonders im Kontext der überseeischen Entdeckungsgeschichte entwikkeln sich die „Auffindbarkeit eines Ortes, Augenzeugenschaft u. ä. zu dominanten Exaktheitskriterien"[11], und zwar immer wieder in Abgrenzung zu vor-empirischer, „fiktionaler", Wissensbildung. Agrippa von Nettesheim bindet in seiner Programmschrift „Die Eitelkeit und Unsicherheit der Wis-

---

de monte villa / S. Brandons Histori / vnd dergleichen fabeln / sundern auß angenummnen / glaubwirdigen erfarnen / weltschreibern / můselig zůhauff tragen / vnd auß vilen weitleüffigen bůchern in ein handtbůch eingeleibt vnd verfaßt / vormals dergleichen in Teütsch nie außgangen. Mit einem zů end angehenckten Register alles innhalts. Kumpt her / vnd schawet die werck des Herren / der so wunderbarlich ist / über die menschen kinder. Psal. xlvj. lxiiij. [Getruckt zů Tübingen durch Vlrich Morhart] ANNO. M. D. XXXIIII, Fol. [i]^{v}.

[9] *[Johann Adelphus,]* Der welt kugel [.] Beschrybung der welt vnd deß gantzen Ertreichs hie angezôgt vnd vergleicht einer rotunden kuglen / die dan sunderlich gemacht hie zů gehôrende / dar in der kauffman vnd ein ietlicher sehen vnd mercken mag wie die menschen vnden gegen vns wonen vnd wie die Son vmbgang / herin beschriben mit vil seltzamen dingen. [Getruckt zů Straßburg. Von Johanne grüniger. im Jar. M. D. IX. vff ostern [.] Johanne Adelpho castigatore.], Fol. Cii^{v} - Ciii^{r}.

[10] *[Michael Herr,]* Die New welt, der landschaften vnnd Jnsulen, so bis hie her allen Altweltbeschrybern vnbekant / Jungst aber von den Portugalesern vnnd Hispaniern jm Nidergenglichen Meer herfunden. Sambt den sitten vnnd gebreuchen der Jnwonenden vôlcker. Auch was Gůtter oder Waren man bey jnen funden / vnd jnn vnsere Landt bracht hab. Do bey findt man auch hie den vrsprung vnd altherkummen der Fůrnembsten Gwaltigsten Vôlcker der Altbekanten Welt / als do seind die Tartern / Moscouiten / Reussen / Preussen / Hungern / Sschlafen. [!] etc. nach anzeygung vnd jnnhalt diss vmbgewenten blats. Gedruckt zů Straßburg durch Georgen Vlricher von Andla / am viertzehenden tag des Mertzens. An. M. D. XXXIIII. Fol. *ij^{v}. – Francks „Weltbůch" bezieht sich schon im Titel auf dieselbe Konstellation, vgl. das obige Zitat.

[11] *Hassauer,* Reiseliteratur (Anm. 1), 223.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

senschaften" die Bildung von geographischem Erfahrungswissen an den Hinweis auf Amerika. Viele haben geleugnet, „dass ausser Europa, Asia und Afrika noch eine bewohnte Welt zu finden sei, welches wir aber durch der Spanier und Portugieser Schiffahrten anders erfahren haben, die auch den ganzen Umkreis der Welt, wider der Poeten Geschwätze und des Aristotelis falscher Meinung, uns als bewohnt gewiesen haben. Andere Irrtümer diese Wissenschaft betreffend haben wir eben bei der Historienbeschreibung erzählet[12]." Und noch zu Ende des 17. Jahrhunderts bezieht sich ein Autor auf die Entdeckungsgeschichte der Neuen Welt, wenn von der empirischen Erfahrungsbildung in der Geographie die Rede ist: Die Entdeckung Amerikas hat die Existenz von Antipoden bewiesen, „Also daß man nunmehro eben so wenig dran zweifflet / als an den Historien von Peru, Mexico und China / welche man doch zu erst auch vor Romans hielt[13]."

Beide zitierten Texte beziehen sich auf den Reisebericht als einen Teil der Historiographie. Das verweist den gattungskonstitutiven Ort des Reiseberichts in der Frühen Neuzeit an die Theorie der Geschichtsschreibung[14]. Die Historiographie jedoch ist zu dieser Zeit weder theoretisch noch von seiten des Rezipienten leicht von der Dichtung zu trennen[15]. Für beide gilt nämlich

[12] *Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim,* Die Eitelkeit und Unsicherheit der Wissenschaften und die Verteidigungsschrift, hrsg. v. Fritz Mauthner, 1. Bd., München 1913 (= Bibliothek der Philosophen, V), Kapitel XXVII: De Cosmimetria oder von der Weltbeschreibung, 108.

[13] *[Denis Vairasse d'Alais,]* Geographisches Kleinod / Aus Zweyen sehr ungemeinen Edelgesteinen bestehend; Darunter der Erste Eine Historie der Neu=gefundenen Vôlcker SEVARAMBES genannt / Welche einen Theil des Dritten festen Landes / so man sonsten das Sûd=Land / nennet / bewohnen; Darinnen eine gantz neue und eigentliche Erzehlung von der Regierung / Sitten / Gottes=Dienst / und Sprache dieser denen Europæischen Vôlckern biß anhero noch unbekannten Nation enthalten: Der Ander aber vorstellet / Die Seltzamen Begebenheiten Herren T. S. Eines Englischen Kauff=Herrens: Welcher von den Algierischen See=Råubern zum Sclaven gemacht / und in das Jnnwendige Land von Africa / geführet worden. Sambt einer neuen Beschreibung des Kônigreichs Algier / und aller merck=würdigen Stådte und Plåtze selbiger Gegend. Dabey auch mit Erwåhnung geschiehet von den vornehmsten Früchten desselben Landes / und der Lebens=Art und Sitten des Volcks: anfånglich durch den Autoren selbst geschrieben / hernach in offentlichen [!] Druck in Englischer Sprache heraus gegeben / Durch A. ROBERTS. Anietzo in Hoch=teuscher [!] Sprache mit vielen schônen Kupfern denen Liebhabern mitgetheilet. Jn Verlegung des Ubersetzers. [!] Sultzbach / gedruckt bey Abraham Lichtenthaler / 1689, Fol. A^v. – Der im Zitat gegebene Hinweis auf China läßt sich wohl auf den Bericht Marco Polos beziehen, für welchen durch die überseeischen Entdeckungen neue Rezeptionsbedingungen geschaffen werden; er kann nun, wie andere empirische Reisebeschreibungen auch, im Verständigungshorizont des Augenzeugenberichts gelesen werden. Vgl. dazu auch *Hassauer,* Reiseliteratur (Anm. 1), 239. – Zu Vairasse vgl. *Michael Winter,* Compendium Utopiarum. Typologie und Bibliographie literarischer Utopien, erster Teilband: Von der Antike bis zur deutschen Frühaufklärung, Stuttgart 1978 (= Repertorien zur deutschen Literaturgeschichte, 8), 115 - 120.

[14] Vgl. dazu *Neuber,* „Newe vnbekanthe landte" (Anm. *), 22 - 43.

[15] Selbst Rollenhagen hatte die Brandanslegende trotz dem Vorwurf der Lügenhaftigkeit als „Historia" bezeichnet; erst zu Ende des 17. Jahrhunderts beginnt sich der Terminus „Roman" (vgl. oben das Zitat von Vairasse d'Alais) für „fiktionale Erzählung" zu dissoziieren. – Zum frühneuzeitlichen Umfang des Begriffs der Historia vgl. *Jörg Jochen Berns,* Zeitung und Historia: Die historiographischen Konzepte der Zei-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

als Vorfeld der Gattungsdiskussion noch eine Textkonstitution auf Grundlage einer inventionellen Topik, die sich wahre und wahrscheinliche „res" gleicherweise argumentativ zunutze macht[16], bzw. ein gemeinsames Ausdrucksschema, das durch die rhetorische Theorie der Narratio reguliert wird[17]. Erst im 18. Jahrhundert hat die Geschichtstheorie diese verschwim-

tungstheoretiker des 17. Jahrhunderts, in: Daphnis 12 (1983), 87 - 110, hier: 89 und 105; *Joachim Knape,* „Historie" in Mittelalter und früher Neuzeit. Begriffs- und gattungsgeschichtliche Untersuchungen im interdisziplinären Kontext, Baden-Baden 1984 (= Saecvla spiritalia, 10), bes.: 272f. und 390.

[16] „Inventio est excogitatio rerum verarum aut veri similium quae causam probabilem reddant", heißt es in der „Rhetorica ad Herennium" I, 2. – Vgl. dazu *Hans Peter Herrmann,* Naturnachahmung und Einbildungskraft. Zur Entwicklung der deutschen Poetik von 1670 bis 1740, Bad Homburg v.d.H. / Berlin / Zürich 1970 (= Ars poetica. Studien, 8), 33 - 37; *Knape,* „Historie" (Anm. 15), 274; *Jan-Dirk Müller,* Volksbuch/Prosaroman im 15./16. Jahrhundert – Perspektiven der Forschung, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Literatur, 1. Sonderheft: Forschungsreferate, Tübingen 1985, 1 - 128, hier: 62f.

[17] Auch hier ist auf die „Rhetorica ad Herennium" (I, 8) zu verweisen, die die Narratio zwar dem Wirklichkeitsgrad nach unterscheidet, aber zugleich damit verschiedene Gattungen meint: Der „fabula" (weder wahrscheinlich, noch wahr) entspricht die Tragödie, dem „argumentum" (wahrscheinlich, doch nicht wahr) die Komödie, die „historia" hat die „gesta res" darzustellen. Die volkssprachliche Prosatheorie der Frühen Neuzeit folgt dieser Einteilung. Das Bewußtsein topischer Konstellationen aus der rhetorischen Tradition präfiguriert auch das wissenschaftliche kosmographische Schrifttum. In: *Georg Rithaymer,* DE ORBIS TERRARVM SITV COMpendium, ad Hieronymum Vueyrer Præpositum Reycherspergensem. Norimbergæ apud Ioh. Petreium, anno M.D.XXXVIII, 1, werden definitorisch die dichotomischen Topoi Topographie („loci non ficti descriptio, historiæ conueniens") und Topothesie („loci ficti descriptio") voneinander abgehoben. Daß dabei eine Zuordnung weiterer rhetorischer Topoi nach den Kategorien „wahr" / „unwahr" getroffen wird, indem der Topographie auch die Historie entspricht, belegt die Geltung einer rhetorischen Texttheorie. Der Topothesie korreliert demnach die Fabula. Allerdings ist diese Scheidung nicht formal, sondern nur inhaltlich begründbar. Die Beschreibung eines fiktiven wie eines realen Ortes folgt demselben Muster; vgl. dazu *Neuber,* „Newe vnbekanthe landte" (Anm. *), bes. das Apodemik-Kapitel, 44 - 91. – Vgl. dazu auch *Heitmann,* Verhältnis (Anm. 1), 251; *Rüdiger Landfester,* Historia magistra vitae. Untersuchungen zur humanistischen Geschichtstheorie des 14. bis 16. Jahrhunderts, Genève 1972 (= Travaux d'Humanisme et Renaissance, CXXIII), 80 - 94, bes.: 85f. und 96 - 108; *Wolf-Dieter Stempel,* Erzählung, Beschreibung und der historische Diskurs, in: Geschichte – Ereignis und Erzählung, hrsg. v. Reinhart Koselleck u. Wolf-Dieter Stempel, München 1973 (= Poetik und Hermeneutik, V), 325 - 346, hier: 345f.; *Wolfgang Brückner,* Historien und Historie. Erzähllliteratur des 16. und 17. Jahrhunderts als Forschungsaufgabe, in: Volkserzählung und Reformation. Ein Handbuch zur Tradierung und Funktion von Erzählstoffen und Erzähllliteratur im Protestantismus, hrsg. v. Wolfgang Brückner, Berlin 1974, 13 - 123, hier: 36 - 49; *Entner,* Grundpositionen (Anm. 3), 378 - 384 (Humanistenpoetik); *Günter Niggl,* Probleme literarischer Zweckformen, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 6 (1981), 1 - 18, hier: 14ff.; *Erich Kleinschmidt,* Die Wirklichkeit der Literatur. Fiktionsbewußtsein und das Problem der ästhetischen Realität von Dichtung in der Frühen Neuzeit, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 56 (1982), 174 - 197, hier: 179; *Hannes Kästner* und *Eva Schütz,* Beglaubigte Information. Ein konstitutiver Faktor in Prosaberichten des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit, in: Textsorten und literarische Gattungen. Dokumentation des Germanistentages in Hamburg vom 1. bis 4. April 1979, hrsg. v. Vorstand der Vereinigung der deutschen Hochschulgermanisten, Berlin 1983, 450 - 469, hier: 452; *Klaus-Detlef Müller,* Probleme der Gattungsgeschichtsschreibung literarischer Zweckformen – am Beispiel der Autobiographie, ebd., 293 - 304, hier: 293; *Müller,* Volksbuch/Prosaroman (Anm. 16), 65f. und 70.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

mende Grenze erkenntnistheoretisch thematisiert und das Problem zu lösen versucht; zugleich wird im Geltungsbereich der nun so genannten schönen Literatur durch die Originalitäts- und Genieästhetik in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die frühneuzeitliche Analogie von Historia und Fiktion verdrängt und die Historiographie aus dem Kanon der „schönen" Künste ausgeschieden[18].

Doch was ist „Wahrheit", zumal in einer bei der Reiseliteratur eminent wichtigen Perspektive, nämlich jener der Weltwahrnehmung durch den Reisenden? Die Erkenntnis des Problems zieht sofort ein neues nach sich. Denn die Weltwahrnehmung offenbart sich der Untersuchung lediglich im wirkungsorientierten Darstellungsmodus der schriftlichen oder bildlichen Fixierung, diese aber ist als solche nicht empirisch hintergehbar, sondern läßt sich im glücklichsten Fall umfassender Quellenkenntnis durch Indizienbeweisführung rekonstruieren[19]. Gerade diese umfassende Quellenkenntnis, zu der ein vollständiges Wissen um den Bildungsgang des Autors, seine selbstformulierten Erkenntnisinteressen, seine sämtlichen schriftlichen Zeugnisse und ähnliches gehört, steht der zeitgenössischen Leserschaft normalerweise nicht zur Verfügung. Sie muß sich mit dem Reisebericht selbst begnügen. Darauf spielt etwa Michael Herr in der Vorrede zu seiner Sammlung von Reiseberichten „Die New welt" an, wenn er sagt, am meisten wunderten sich jene Leute über die Berichte aus Amerika, „die sollicher ding nieh gesehen oder selbs versůcht haben / die kůnden auch nichts dauon sagen / vnd wo etwas angezeygt wirdt / das jren verstand vbertrifft / so schuldigen sies der lugen[20]". Sebastian Francks „Weltbůch" nimmt im gleichen Sinn Bezug auf den heimischen, nicht gereisten Leser: „Yedoch soltu das nit gleich für luge achten / das inn vnsern landen vngewont / etwa gleich vngleůblich scheint vnd laut[21]." Auch Dryanders Vorrede zu Stadens „Historia" problematisiert den im Normfall zu engen Erfahrungshorizont des Lesers von Reiseberichten aus der Neuen Welt, indem er festhält, daß es „nicht flucks allwege Lůgen sein můssen"[22], was unvertraut ist, wie z. B. im

---

[18] Dies zieht eine Verkennung frühneuzeitlicher Sachprosa bis in die jüngste, genie-ästhetischen Normen verpflichtete Literaturwissenschaft nach sich, vgl. den Forschungsbericht bei *Neuber,* „Newe vnbekanthe landte" (Anm. *), 1 - 21. – Vgl. zu dem Prozeß der Dissoziation im Hinblick auf die Reiseliteratur *William E. Stewart,* Die Reisebeschreibung und ihre Theorie im Deutschland des 18. Jahrhunderts, Bonn 1978 (= Literatur und Wirklichkeit, 20), 22 - 28 und passim.

[19] Als methodisches Paradigma einer solchen Studie vgl. *Wolfgang Neuber,* Bohuslav Lobkowicz von Hassenstein. Zum Problem von Reiseperzeption und humanistischer Bildung, in: Die österreichische Literatur. Ihr Profil von den Anfängen im Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert (1050 - 1750), unter Mitwirkung v. Fritz Peter Knapp (Mittelalter) hrsg. v. Herbert Zeman, Graz 1986, 833 - 844.

[20] *Herr,* New welt (Anm. 10), Fol. *ij^{v}.

[21] *Franck,* Weltbůch (Anm. 8), Fol. [i]^{v}.

[22] *Dryander,* Vorrede, in: *Hans Staden,* Warhafftige Historia vnnd beschreibung einer Landtschafft der Wilden / Nacketen / Grimmigen Menschfresser Leuthen / in der Newen Welt America gelegen / vor vnd nach Christi geburt im Land zu Hessen

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

vorliegenden Bericht Stadens die Nacktheit der Indianer und die Struktur ihrer Wirtschaftsführung. Noch Johann Rist, um einen weiteren Beleg zu nennen, hat 1668 in einem umfänglichen polyhistorischen Gespräch, der „Alleredelsten Zeit=Verkůrtzung", einen umfangreichen Abschnitt den Reiseberichten gewidmet und das Problem entsprechend formuliert. Hier wird die immer noch gültige Feststellung getroffen, es seien „die Reisebeschreiber mit unter die Historicos"[23] zu rechnen, und die Forderung erhoben, ein solcher Text müsse auf Autopsie beruhen[24]. Dieses Element einer empirischen Erfahrungsbildung verbürge zwar nicht in genügendem Maße die Wahrhaftigkeit des Berichts, doch sei dieser gegen die prinzipielle Skepsis jener in Schutz zu nehmen, die alles, was nicht ihrer eigenen Erfahrung entspricht, für Lüge halten:

> „Jch sage nicht / daß in etlichen Reisebůchern / nicht unterschiedliche merckliche Fabulen werden gefunden; Sondern / daß man manchem ehrlichem Authori grossen Gewalt und Unrecht thue / in deme man jhn so freventlich wil zum Lůgner machen / da man doch in der Welt nichtes bey der Hand hat / womit man jhme ein wiedriges kan erweisen[25]."

Als historisches Exempel falscher Verdächtigung nennt Rist bezeichnenderweise Marco Polo, den man so lange für einen Lügner gehalten habe, bis „diese Lånder erstlich recht vôllig erkůndiget / und deroselben Zustand / Beschaffenheit und Gelegenheit zur Genůge bekant worden"[26].

Mehreres läßt sich daraus entnehmen. Der Leser eines Reiseberichts akzeptiert die mögliche Andersartigkeit materieller Wirklichkeiten – oder, erkenntnistheoretisch gesprochen, die differentielle Erfahrungsbildung. Zugleich ist er sich jedoch bewußt, daß ihm die Handhabe fehlt, sich im

---

vnbekant / biß auff diese ij. nechst vergangene jar / Da sie Hans Staden von Homberg auß Hessen durch sein eygene erfarung erkant / vnd jetzund durch den truck an tag gibt. Dedicirt dem Durchleuchtigen Hochgebornen Herrn / H. Philipsen Landtgraff zu Hessen / Graff zu Catzenelnbogen / Dietz / Ziegenhain vnd Nidda / seinem G. H. Mit einer vorrede D. Joh. Dryandri / genant Eychman / Ordinarij Professoris Medici zu Marpurgk. Jnhalt des Bůchlins volget nach den Vorreden. [Gedruckt zu Franckfurdt am Mayn durch Weygandt Han / in der Schnurgassen zum Krug.] [1556?], Fol. B ij^{r}; vgl. auch Fol. [A iv]^{v}.

[23] *Johann Rist,* Die alleredelste Zeit=Verkůrtzung Der Gantzen Welt / Vermittelst eines anmuthigen und erbaulichen Gespråches / Welches ist dieser Art die Sechste / Und zwar eine Brachmonats Unterredungen / Beschrieben und fůrgestellet Von Dem Růstigen. Franckfurt an dem Mayn / Jn Verlegung Johann Georg Schiele. Jm Jahr Christi 1668, in: *ders.*, Sämtliche Werke, unter Mitw. v. Helga Mannack u. Klaus Reichelt hrsg. v. Eberhard Mannack, 6. Bd.: Epische Dichtungen (Die alleredelste Erfindung, Die alleredelste Zeitverkürzung), Berlin / New York 1976, 241 - 448, hier: 359.

[24] Vgl. ebd.

[25] Ebd., 360.

[26] Ebd. – Daran schließt sich eine lange Erörterung des materialen Werts und Unwerts mehr oder weniger bekannter Reisebeschreibungen an (vgl. 361 - 375), darunter auch des – namentlich nicht genannten – „Reyßbuch[s]" Sigmund Feyerabends (vgl. 361 - 367) sowie der „Beschreibung Der Muscowitischen vnd Persischen Reyse" von Adam Olearius (vgl. 367 f.).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

empirischen Sinn vor Fehlinformationen – „Fabulen" – zu schützen. Daraus ergibt sich, ganz im Kontext der Theorie der Geschichtsschreibung, die Diskussion um die Möglichkeiten einer Beglaubigung auf drei Arten: Entweder müssen sich die Prädikate des Berichts einer quellenkritischen Prüfung unterwerfen[27], oder die Wahrheit des Berichts muß auf affektischer Ebene beglaubigt werden, oder der Bericht muß in einen seine Wahrheit verbürgenden äußeren Rahmen gestellt werden[28].

Am Beispiel der Berichte aus der Neuen Welt scheidet die erste Variante selbstverständlich aus. Die Berichte besitzen keine literarische bzw. inhaltliche Tradition, sind also insgesamt zu neu oder lange Zeit untereinander zu inkohärent, als daß sie quellenkritisch geprüft werden könnten. Die zweite Möglichkeit kann angewendet werden, denn sie bewegt sich im Feld rhetorischer Textkonstitution. Vom Historiker wird Teilnahms- und damit Leidenschaftslosigkeit verlangt, da die Affekte in der Erzählung eine „fiktionalisierende" Eigenschaft besitzen[29]. Aus diesem Grund hält sich die Reserviertheit den Augenzeugenberichten gegenüber besonders lange, wenngleich diese eine unumgängliche Notwendigkeit der Erfahrungsbildung darstellen. Noch im 18. Jahrhundert, in Zedlers „Universal-Lexikon", Artikel „Historie", lautet die Empfehlung entsprechend, die Berichte „derer Coaevorum" bloß „Bey indifferenten" Belangen zu verwenden, dort jedoch, wo „der Wille an denen Materien einen Antheil" hat, sollen die „Non-coaevi" vorgezogen werden[30]. Das Mißtrauen gilt dem Interesse des Berichterstatters an der Darstellung bzw. seiner potentiellen Affizierung bei der Erzählung. Was aber tun, wenn die Berichte von Augenzeugen die einzige Quelle der Information ausmachen? Dann muß das Affekt-Problem innertextuell gelöst werden. Denn Affekte werden im Text dargestellt und beim Publikum erzeugt, indem man sich der Figuren und der Tropen bedient. Eine sprachliche Äuße-

---

[27] Vgl. dazu bei *Neuber,* „Newe vnbekanthe landte" (Anm. *) am Beispiel Tomaso Garzonis das Kapitel zur Memorialkunst (143 - 182): der literarische Ursprung von Monstern etc. läßt sich solcherart aufweisen.

[28] „Der frühneuzeitliche Rezipient bestimmt eine fiktionale Textebene weitgehend pragmatisch aus der Einschätzung der kommunikativen Rahmensituation des Textes" (*Kleinschmidt,* Wirklichkeit (Anm. 17), 179).

[29] Vgl. dazu bei *Neuber,* „Newe vnbekanthe landte" (Anm. *) das Kapitel zur Memorialkunst (143 - 182). – Die Analyse von *Kästner / Schütz,* Information (Anm. 17), 458, greift zu kurz, wenn sie feststellen, der Wahrheitswert eines Texts sei aus diesem selbst für den Rezipienten nicht erschließbar; dies gilt nur für die Autopsie der empirischen Substanz. Die Affektlosigkeit fungiert jedoch als Beglaubigungsinstrument.

[30] *Johann Heinrich Zedler,* Grosses vollständiges Universal-Lexikon, 64 Bde. u. 4 Suppl.-Bde., photomechanischer Nachdruck d. Ausg. Halle / Leipzig 1732 [recte: 1731] - 1754, Graz 1961 - 1964, Bd. XIII, Sp. 284f.; vgl. auch ebd., Bd. XXXI, Artikel „Reisebeschreibung", Sp. 362: Wenige Reiseberichte haben wahrheitsliebende und in den Wissenschaften erfahrene Verfasser, „und die schlechten haben dagegen viele Fabeln in die Historie gebracht. Man darff sie also nicht ehe zur Ergäntzung der Historie gebrauchen, als biß man sie auf eben dem Probir=Stein, darauf man andere historische Bücher zu probiren hat, als gut und glaubwürdig befunden".

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

rung ohne rhetorischen Ornatus aber steht im Genus humile, das dem Historiker als adäquate Stilebene zugewiesen wird[31]. Die Affektlosigkeit der Darstellung wird am Gegenstand der Neuen Welt zum einen dominanten Kriterium der Glaubwürdigkeit im Sinn des Lesers, dem keine anderen Kriterien zur Verfügung stehen, um die Authentizität des Erzählten zu überprüfen. Dieses Problem wird daher wiederholt thematisiert. In der Vorrede seiner Sammlung „Die New welt" sagt Herr:

> „Das ichs [sc. das Buch] aber mit vil zierlichen worten oder reden der Rethoricken geziert hab / das kan ich selbs nicht sagen / dann wer meyn etwas gewont ist von alter her / der weyßt wol das ich lenger jn der schůl Pythagore / dann Demosthenis oder Ciceronis gewont hab / darumb mir allweg auch jnn gemeynem gesprech wort gebresten."

Und er fährt fort, „es wŏllen die newen ding nicht mit vil vnnutz geschwetz verdunckelt sein"[32]. Das bezieht sich deutlich auf die Rhetorik in der Bildungstradition der Lateinschulen, nicht aber auf die volkssprachlichen Briefsteller, die im Sprachgebrauch des 16. Jahrhunderts zwar auch als „Rhetoricken" bezeichnet, aber nicht mit „Demosthen[e]s oder Cicero"[33] assoziiert wurden. Im Gegenteil scheint mit der Abwehr des Ornatus („mit v i l z i e r l i c h e n worten oder reden"[34]) für naturkundliches oder, dem Selbstverständnis nach, naturwissenschaftliches Schrifttum genau jene Relationalität zwischen den schlichten, also nicht-gesellschaftlichen Wahrnehmungsbereichen und dem Genus humile hergestellt, wie die volkssprachliche Argumentationslehre der Briefsteller des 16. Jahrhunderts sie postuliert. Dieses frühe Zeugnis für die bewußte Theoriebildung einer gegenstandsbezogenen Wissenschaftssprache beruht somit trotz aller Abwehr auf rhetorischen Konzepten, die sich auf zweierlei beziehen: zum ersten auf die Ausgrenzung von Redegegenständen, die nicht Teil am Stufenbau der Gesellschaft haben, also der Dingwelt angehören, aus dem Ornatus-Bereich der Stilistik, und zum zweiten die Bewahrung der Eigentlichkeit der Rede

[31] Vgl. dazu bei *Neuber,* „Newe vnbekanthe landte" (Anm. *) auch den Abschnitt über die Argumentationstheorie (92 - 142) sowie *Joachim Dyck,* Rhetorische Argumentation und poetische Legitimation. Zur Genese und Funktion zweier Argumente in der Literaturtheorie des 17. Jahrhunderts, in: Rhetorik. Beiträge zu ihrer Geschichte in Deutschland vom 16. - 20. Jahrhundert, hrsg. v. Helmut Schanze, Frankfurt a. M. 1974 (= Schwerpunkte Germanistik), 69 - 158, der den Zusammenhang von Stillage und Wahrheitsgehalt bei Harsdörffer und Buchner darstellt; beide weisen dem Historiker das Genus humile zu, da die Abwesenheit von Ornatus als Affektfreiheit gedeutet wird (79 f.).

[32] *Herr,* New welt (Anm. 10), Vorrede, Fol. [*v]^{v}.

[33] Explizit auf Cicero bezieht sich nur *Friedrich Riederers* Briefsteller, Spiegel der waren Rhetoric. vß. M. Tulio. C. vnd andern getütscht: Mit Jrn glidern clůger reden Sandbriefen [!] / vnd formen. menicher contract / seltzam Regulierts Tütschs vnd nutzbar exempliert / mit fügen vff gŏttlich vnd keiserlich schrifft vnd rechte gegründt: nuwlich (vnd vormaln Jn gemein nÿe gesehen) ÿetz loblich vßgangen. [Freiburg i. Br.] [Durch fridrichen Riedrer versamelt / gedruckt / vnd volendet. An mittwoch vor sant Lucien tag nach desselben vnsers lieben herren gottes Jhesu cristi geburt vierzehenhundert Nüntzig vnd drü iar gezalt.]

[34] Hervorhebung von mir.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

als Schutz vor memorialem narrativen Affekt, der „die newen ding [...] mit vil vnnutz geschwetz verdunckelt". Dadurch ist ihren Grundlagen und ihrem Anspruch nach die pragmatische Wissenschaftssprache des 16. von jener des 19. Jahrhunderts geschieden, der gesellschaftliche Befindlichkeiten oder Bezüglichkeiten von Stilebenen und narrative Affizierung kein Problem sind. Eine weitere Feststellung Herrs soll dies verdeutlichen:

> „Jch hoff auch mir soll niemants verargen mögen / das ich nit so aposteutzlerisch auff den worten gelegen bin / das auch eim guten dolmetschen nicht gezimmen will / dann ich hab mich durch das gantz Bůch aus / eyner freyen reden gebraucht / mehr dem verstand / dann den worten nach[35]."

Der Widerspruch dieser Aussage zu dem oben aufgestellten Postulat der Klarheit scheint evident, läßt sich jedoch unter einer Bedingung auflösen. Diese ist die Verbürgung der substantiellen Angemessenheit von Res und Verbum im Bezugssystem der Redegenera. Innerhalb dieses Rahmens kommt es eben nicht auf die wörtliche Exaktheit an, sondern auf die allgemeine Gegenstandsbezogenheit, im Falle von Dingen der Natur gewährleistet durch das Genus humile. Im Anschluß an Luthers Texthermeneutik der Bibelübersetzung ist zudem der Primat einer Interpretatio ad rem gewahrt.

Analog dazu liegt auch Dryanders Vorrede zu Staden. Dryander bezeichnet die Absenz von Redeschmuck in „worten odder [!] Argumenten"[36] als einen gleichwertigen Bürgen für den Wahrheitsgehalt von Stadens Bericht wie das Fehlen eines subjektiven Nutzens einer Lüge für ihn. Als Wirkung der volkssprachlichen Argumentationslehre wird man auch sehen können, daß – wie etwa in Riederers Briefsteller „Spiegel der waren Rhetoric" – die Wahrhaftigkeit der Narratio von einem konsekutiven Zeitgefüge abhängig gemacht wird: Staden, so sagt Dryander, habe die Chronologie der Narratio erfüllt[37], weil er so glaubhaft machen konnte, wie wunderbar seine Rettung

---

[35] *Herr,* New welt (Anm. 10), Vorrede, Fol. [*v]^{v}.

[36] *Dryander,* Vorrede (Anm. 22), Fol. Aiij^{v}. – Kästner / Schütz systematisieren die Beglaubigungsstrategien von Stadens Werk auf zwei Ebenen, einer formal-dispositionellen und einer topischen (vgl. *Kästner / Schütz,* Information (Anm. 17), 462 - 465 und 465 f.). Die erste bringt den Erweis, daß es die Rahmentexte des Werks sind, denen die Beglaubigung zugewiesen wird – was freilich übersieht, daß die Affektfreiheit des Texts selbst und sein konsekutives Zeitgefüge (vgl. dazu unten) beglaubigend wirken. Die zweite leidet an einem falschen Topos-Begriff, der sich als „Klischee" auflösen läßt und damit eine historisch falsche – nämlich ahistorische – Perspektive auf das gesamte Problem nach sich zieht: Die impliziten Beglaubigungen häufen sich, so Kästner / Schütz, „wenn die Wahrheitsbeteuerungen in den Rahmenelementen Toposcharakter annehmen" (468). Nun haben diese Wahrheitsbeteuerungen in den Rahmenelementen von Anfang an Topos-, nämlich Argumentationscharakter. Dies einmal festgestellt, interessiert nur noch ihre Funktionalisierung am jeweiligen geschichtlichen Ort, nicht mehr ihre taxative Auflistung (so 465 f.) oder die Ordnung von Beglaubigungstypen (vgl. 466). Vgl. dazu auch *Müller,* Probleme (Anm. 17), 299 f.

[37] Die Chronologie als Ordo naturalis zählt zu den traditionellen Wesensbestimmungen der Historiographie gegenüber fiktionalen Texten im Ordo artificialis; die „Rhetorica ad Herennium" (I, 9) leitet die Forderung nach empirischer Erzähl-Chronologie aus dem Postulat der Claritas narrationis ab, Cicero (De oratore II, 63) präzisiert dies bereits im Hinblick auf die Historiographie im besonderen: „rerum ratio

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sei, und damit sein letztes argumentatives Ziel erreicht habe, das Gotteslob[38]. Noch im Jahr 1674 findet sich in Abelins „Chronica" (Erstausgabe Frankfurt 1642) eine analoge Argumentation. Vergangene Historien, sagt er, sehen Fabeln ähnlich, wenn sie durch Datierung und Ordo naturalis (Erzählchronologie) nicht davor bewahrt werden[39].

Ich komme damit zum dritten Beglaubigungsmodus, der Verbürgung von Wahrheit durch den äußeren Rahmen. Es geht nun im folgenden nicht darum, am historischen Material eine allgemeine Theorie von Fiktionalität zu entwickeln[40] – obschon gerade der Reisebericht ideales Material dafür bereitstellt, zumal dort, wo er die empirische Realität des Zielpublikums verläßt. Genau diese Konstellation ruft jedoch dort, wo zwar die Empirie des Publikums, nicht aber jene des Verfassers des Berichts überschritten wird, Beglaubigungsbemühungen hervor, die als topische, argumentative Strategien den äußeren Wirklichkeitsgehalt des Berichts vermitteln sollen, indem sie ihn auf die jeweiligen Endoxa des Publikums beziehen[41]. Der innere Wirklichkeitsgehalt, die subjektive Substanz des Erlebens, wird in ihren wahrnehmungstheoretischen Implikationen in der Frühen Neuzeit noch nicht problematisiert, nur der Darstellungsmodus (Parteilichkeit, Affizierung etc.) erscheint als Gegenstand theoretischer Erwägungen.

---

ordinem temporum desiderat". Vgl. dazu *Paul Klopsch,* Einführung in die Dichtungslehre des lateinischen Mittelalters, Darmstadt 1980, 130; *Landfester,* Historia (Anm. 17), 85f. – Im Gegensatz zur Affektlosigkeit, die sich als Absenz von Ornatus zeigt, kann die Einhaltung der empirischen Chronologie im Text vom Leser nicht selbst kontrolliert werden und bedarf der zusätzlichen Beglaubigung.

[38] Vgl. zu diesem Motiv unten.

[39] Vgl. *[Johann Philipp Abelin],* JOH. LUDOV. GOTTFRIDI [Pseud.!] Historische CHRONICA, Oder Beschreibung der Fürnemsten Geschichten / so sich von Anfang der Welt / biß auff das Jahr Christi 1619. zugetragen. Nach Außtheilung der vier Monarchien / und beygefügter Jahr=Rechnung / auffs fleissigste in Ordnung gebracht / vermehret / und in acht Theil abgetheilet: Mit viel schönen Contrafaicturen / und Geschichtmässigen Kupffer=Stücken / zur Lust und Anweisung der Historien / gezieret / an Tag gegeben / und verlegt Durch Weiland MATTHÆUM MERIANUM Seel. Jetzo dessen Erben. Gedruckt im Jahr nach Christi Geburt MDCLXXIV, Fol. § iiij^{v}.

[40] Vgl. dazu aus neuerer Zeit v. a. *Jan Bruck,* Zum Begriff literarischer Fiktion, in: Zeitschrift für germanistische Linguistik 6 (1978), 283 - 303; *Kleinschmidt,* Wirklichkeit (Anm. 17); *Odo Marquard,* Kunst als Antifiktion – Versuch über den Weg der Wirklichkeit ins Fiktive, in: Funktionen des Fiktiven, hrsg. v. Dieter Henrich u. Wolfgang Iser, München 1983 (= Poetik und Hermeneutik, X), 35 - 54; *Wolfgang Iser,* Akte des Fingierens oder Was ist das Fiktive im fiktionalen Text? ebd., 121 - 151; *Johannes Anderegg,* Das Fiktionale und das Ästhetische, ebd., 153 - 172; *Karlheinz Stierle,* Die Fiktion als Vorstellung, als Werk und als Schema – eine Problemskizze, ebd., 173 bis 182; *Johannes Anderegg,* Zum Problem der Alltagsfiktion, ebd., 377 - 386; *Wolf-Dieter Stempel,* Der ästhetische Schein der schönen Schreibart, ebd., 387 - 392; *Wolfgang Iser,* Die Doppelungsstruktur des literarisch Fiktiven, ebd., 497 - 510; *Dieter Henrich,* Versuch über Fiktion und Wahrheit, ebd., 511 - 519.

[41] Diese Vorgangsweise findet auch in der fiktionalen Literatur Anwendung, vgl. dazu *Jan-Dirk Müller,* Gattungstransformation und Anfänge des literarischen Marktes. Versuch einer Theorie des frühen deutschen Prosaromans, in: Textsorten und literarische Gattungen. Dokumentation des Germanistentages in Hamburg vom 1. bis 4. April 1979, hrsg. v. Vorstand der Vereinigung der deutschen Hochschulgermanisten, Berlin 1983, 432 - 449, hier: 444f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Es ist wichtig festzuhalten, daß sich die Debatte um die „Wahrheit" der Reiseberichte vorwiegend als eine Diskussion um Probleme empirischer Realitätshaltigkeit der Texte entwickelt[42], nicht aber etwa als ästhetische Diskussion. Die Erklärung dafür ist ein striktes Bedürfnis nach einem uneigentlichen Gebrauch der Sprache, nach einer Referentialisierung[43]. D.h. das Prädikat muß referentiell besetzt sein[44], oder, anders formuliert, das sprachliche Zeichen äußerer Realität muß über den Verdacht subjektiver Wirklichkeit erhaben sein, weil es sonst seine differentielle Leistung den anderen Zeichen gegenüber im eigentlichen Sinn nicht erbringen könnte. Dies ist zum einen ein simples semiotisches Postulat, zum anderen aber auch eine Folge der differentiell gehandhabten Topik, wie sie die humanistische empirische Kosmographie für sich beansprucht[45]. Doch auch wenn das (sprachliche) Zeichen, die Benennung, nicht arbiträr ist, so ist es doch nicht

[42] „Was die Leser und Hörer fesselte, war weit mehr [als ein ästhetisches Kunsterlebnis, W. N.] der nachrichtliche Inhalt und der damit verbundene Erörterungswert. Literatur vermittelte in dieser Zeit [sc. der Frühen Neuzeit, W. N.] wie alle Gebrauchstexte zunächst einmal Information, die sich nur durch ihren fiktionalen Charakter qualitativ von dem Wissensgut pragmatischer Texte unterschied." (*Erich Kleinschmidt,* Stadt und Literatur in der frühen Neuzeit. Voraussetzungen und Entfaltung im südwestdeutschen, elsässischen und schweizerischen Städteraum, Köln / Wien 1982 [= Literatur und Leben. N.F., 221], 112f.)

[43] Hierin scheint sich die von Anderegg formulierte These, der Normalfall der Sprache sei die uneigentliche Redeweise, der Ausnahmefall aber der eigentliche Sprachgebrauch, zu bestätigen (vgl. *Anderegg,* Das Fiktionale (Anm. 40), 162).

[44] „Fiktionen, die sich aus unerfüllten Prädikatoren ergeben, unterscheiden sich von literarischer Fiktion grundlegend dadurch, daß sie nicht als ‚weder wahr noch falsch', sondern als eindeutig falsch (empirisch unmöglich) aufzufassen sind" (*Bruck,* Begriff (Anm. 40), 290f.). Diese Unterscheidung von literarischer Fiktion (mit empirisch „richtiger" Prädikation, aber ohne Referentialität) und „allgemeiner" Fiktion (mit a priori unerfülltem Prädikator; Bruck nennt hier z.B. Einhörner, den Mann im Mond etc., vgl. 290) ist allerdings nur unter der Voraussetzung aufrechtzuerhalten, daß der empirische Horizont für alle gleichartig ist. Wo dies nicht zutrifft, kann der unerfüllte Prädikator nicht als solcher erkannt werden. Alle Prädikatoren geraten dann potentiell in Verdacht, „unerfüllt", fiktional, zu sein – was eben Strategien nach sich zieht, ihre Referentialität zu verbürgen.

[45] Vgl. dazu bei *Neuber,* „Newe vnbekanthe landte" (Anm. *) das Kapitel zur erd- bzw. länderkundlichen Topik (22 - 43). – Da die Neue Welt als inhaltlich unbesetzter Raum angesehen werden muß, der differentiell vom Raum der Alten Welt geschieden ist, kann das Zeichen für das Fremde nahezu beliebige Materialien transportieren, solange seine prädikative Unmöglichkeit nicht erwiesen wird. Agrippa von Nettesheim hat dies als Mangel der Geschichtschreibung moniert: „Es gibet ihrer auch viel, welche sich für Historienschreiber ausgeben, und damit sie hohe Wissenschaft an Tag bringen möchten, so schreiben sie von unbekannten Ländern, in welche niemand lebenslang kommen ist, aber nichts anderes als grausame Lügen: wie zu lesen ist von den Pigmaeen, Arimaspis, Gryphis, Kranichen, Cynocephalis und Troglodytis [...]." (*Agrippa von Nettesheim,* Eitelkeit (Anm. 12), Kapitel V: De Historia, 44.) – Mit diesem Prinzip des differentiell ausgegrenzten Raums operieren jene Utopien seit Morus, die sich das Handlungsmotiv der Schiffahrt zu eigen machen. – Zur ohnehin prinzipiellen Möglichkeit, jeden Reisebericht „ohne jedes Interesse für das Faktische daran" zu lesen, ihn also seiner Referentialität zu entbinden, vgl. *Hans Glinz,* Fiktionale und nichtfiktionale Texte, in: Textsorten und literarische Gattungen. Dokumentation des Germanistentages in Hamburg vom 1. bis 4. April 1979, hrsg. v. Vorstand der Vereinigung der deutschen Hochschulgermanisten, Berlin 1983, 118 - 130, hier: 123.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„natürlich", sondern konventionell, auch an dem geschichtlichen Ort, wo die Konvention für „natürlich" gehalten wird. Immer besteht ein historisch verfügbares Bezugssystem, auf welches das Zeichen argumentativ zu seiner Beglaubigung reduziert wird. Die Folge davon ist, daß nicht das Zeichen, sondern das Bezugssystem als konventionell vorgeführt werden muß.

Das kann auf verschiedenen Wegen erfolgen. Die frühesten Berichte aus der Neuen Welt stellen die Beglaubigung der äußeren Wirklichkeit dadurch her, daß sie das Herrschaftsmonopol als Ausführenden der Entdeckung ausweisen. So erscheint 1497 in Straßburg die deutsche Version des Columbus-Briefs unter dem Titel „Eyn schön hübsch lesen von etlichen inßlen die do in kurtzen zyten funden synd durch den künig von hispania. vnd sagt von großen wunderlichen dingen die in den selben inßlen synd". Analog dazu verhalten sich die Titel zweier Vespucci-Ausgaben, ebenfalls in Straßburg (1505 bzw. 1509) gedruckt: „Uon den nüwen Jnsulen und landen so yetz kürtzlichen erfunden synt durch den Künig von Portugall" und „Diß büchlin saget wie die zwen durchlüchtigsten herren her Fernandus. K. zů Castilien vnd herr Emanuel. K. zů Portugal haben das weyte mör ersůchet vnnd funden vil Jnsulen / vnnd ein Nüwe welt von wilden nackenden Leüten / vormals vnbekant". Ein indirekter Autoritätenbeweis wird hier angewendet. Dies ist die erste Ebene der Statuierung von Wahrheit: Das Amt des Herrschers, in dessen Namen sich die Expansion vollzieht, bildet das konventionelle Bezugssystem, das für die materielle Wirklichkeit des Neuen einsteht. Das Nennen des Herrschers ist somit ein Topos, ein argumentativer Gesichtspunkt der Beglaubigung. Dieses Verfahren ist an die Erscheinungsform der Reiseberichte als Neue Zeitungen gebunden.

Die Widmung des Werks an einen Adeligen folgt als historisch zweite Stufe und beschränkt sich nicht auf die Einzeltexte. Dieses Beglaubigungsverfahren wurde auch theoretisch formuliert, läßt sich also nicht nur aus den Zeugnissen implizit entnehmen. Sebastian Franck benutzt den Topos der Widmung als Wahrheitskriterium seiner Auswahl: Er kompiliere ausschließlich aus „weltschreibern / die yr reiß vnnd historien großmechtigen Künigen vnd Keysern haben dediciert / da ye nit zůuermůtten ist / das sy disen lugen haben zůgeschriben"[46]. In diesem Sinn trifft man auch in Michael Herrs Sammlung von Reiseberichten „Die New welt" (1534) auf eine beglaubigende Widmungsvorrede, gerichtet an Reinhard Graf von Hanau: Das Werk benötigt die Verteidigung durch einen verständigen Beschützer, damit es, „(die weil es vor vngehörte ding herfur bringt) der lugen vnd vnwarheyt nit gestrafft mög werden"[47]. Daß dabei nicht die Verständigkeit, also etwa die wissenschaftliche Autorität des Protektors, sondern sein sozialer Status ausschlaggebend ist, versteht sich von selbst. Herrs

[46] *Franck,* Weltbůch (Anm. 8), Fol. [i]^{v}.
[47] *Herr,* New welt (Anm. 10), Fol. *ij^{r}.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Anspielung auf die Gelehrtheit des Gönners ist Teil der panegyrischen Topik solcher Vorreden. Wie sehr in einem solchen Fall tatsächlich die Autorität des Amts, nicht die wissenschaftliche Stellung von Belang ist, zeigt der erste selbständig veröffentlichte der im Original deutschen Neu-Welt-Berichte, Stadens „Historia" (1556?). Er sucht, wie er in seiner Widmungsvorrede an Philipp von Hessen festhält, die Beglaubigung vor dem Grafen, indem er ihm seine Reisedokumente vorlegt[48].

Nur zwei der im vorliegenden Kontext in Frage kommenden Reiseberichte aus der Neuen Welt besitzen keine Widmungsvorrede an einen hochstehenden Protektor: Leublfing (1612) und der anonyme Bericht Florians von der Fleschen (1625). Im ersten Fall kann der übergenau detaillierende Titel[49], dessen ungewöhnliche Länge in keiner Relation zu dem verhältnismäßig kurzen Text von 44 unpaginierten Seiten in-4° steht, entlasten. Der Text bewahrt überdies die Form des Reisediariums mit exakten Tageseintragungen und wird vom Herausgeber auch als nicht weiter bearbeitet ausgewiesen[50]. Seine Authentizität steht solcherart im Rahmen der konventionellen Beglaubigungsstrategien außer Zweifel.

Anders der zweite Text. Die „Vorrede [des Verfassers] an den Leser" vollzieht ein ironisches Spiel mit dem Problem des Publikums, Wahrheit und Fiktion voneinander zu scheiden. Das Außergewöhnliche des Berichts wird verteidigt mit dem Hinweis auf greifbare Unwahrheiten bei älteren „Cosmographi vnd Historici"[51], wie z. B. Plinius, Strabo, Lucianus u. a. Da diese trotz ihren Lügen berühmt geworden seien, müsse er selbst möglichst dick aufschneiden, denn: „mundus vult decipi, omnia nova placent[52]." Lügen, so die Argumentation, wirkten ganz einfach stärker als die Wahrheit. Erinnert man sich an den theoretischen Diskurs um die Wahrheit der Historiogra-

---

[48] Vgl. *Staden,* Historia (Anm. 22), Fol. Aij^{v}.

[49] Vgl. zu diesem *Neuber,* „Newe vnbekanthe landte" (Anm. *), 229.

[50] Vgl. *Johann von Leublfing,* Ein schön lustig Reißbuch / Vor niemals in Truck kommen Darinnen begriffen / in was gestalt / die Herren Staaden der Vnirten Niderländischen Provincien, ein Armada zugericht / vnd auff dem Meer die Jnsulen in Hispanien vnd WestJndien besuchen lassen. Auch Was für Stått vnd Castell / in Gallicia vnnd Canaria seyendt eingenommen worden / Neben meldung / was die wilden Moren / für gezüerdten vnnd Gewonheiten haben. Sowoln: Wie es in Chinea, Isle de Maiie, vnnd Loco de Salva sampt andern vil Jnseln beschaffen sey / auch wie es der Orten villerley seltzame Früchten / Bäum vnnd wunderbarliche Gewächs: Auch villerley Thier / als Seepferden / Papigeyen / Straussen vnnd vil wunderbarliche Vögel hat. Gereist vnd fleissig beschriben / Durch Den Gestrengen / Edlen vnnd vesten Herrn / Johann von Leüblfing / auff Ganßheim vnd obern Tohrnstatt etc. Der Vnirten Hochlöblichen: Hanßeestått bestelten Oberster Leuttenant. Getruckt zu Vlm / durch Johann Meder. M. DC. XII, Fol. Aij^{r}.

[51] [ANONYM,] Florians von der Fleschen Wunderbarliche / seltzame / abenthewrliche Schiffarten vnd Reysen / Welche er kurtz verwichner Zeit / in die newe Welt gethan / was sich gedenckwürdiges vnder dessen begeben / vnd wie er vnd die seinige alles volauff vnd genug bekommen. Gedruckt zu Straßburg / Bey Holland Fündlern. ANNO M. DC. XXV, Fol. +ij^{r}.

[52] Ebd., Fol. +iij^{r}.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

phie, dann wird man dem Verfasser Recht geben müssen. Die starke Wirkung eines Texts ist vom Ornatus abhängig, der nicht nur Affekte erweckt, sondern auch darstellt. Gerade die memoriale Affizierung des Erzählers konnte aber in dieser Debatte als Lüge erscheinen, wird von ihr doch potentiell die Wahrheit verzerrt[53]. Der Autor nennt nun auch tatsächlich zahlreiche Beispiele memorialer Imagines, um zu zeigen, daß eben „die Warheit alzuschwach"[54] sei und die Lügen stärker wirkten: Jupiter mit dem Donnerstrahl, Götzenbilder von Sonne und Mond, ja sogar vom Satan[55]. Dieses Prinzip der affektischen, „lügnerischen" Wirkung wird quer durch die Geschichte belegt und solcherart zum universellen – und damit individuell entschuldbaren – Prinzip erhoben. Die Existenz von „fablen / gedichten vnd lůgen"[56] sei eben ein konstitutiver Bestandteil des irdischen Lebens.

Der Verfasser verwischt bewußt und gezielt jene ohnehin unscharfen theoretischen Grenzen, die nur mittels einer weiteren Unterstützung durch äußere Beglaubigungsinstanzen Fiktion von Wahrheit scheiden können. Nicht nur, daß der Autor auf alle diese äußeren Strategien verzichtet[57], er benutzt seine Vorrede, um das zu betreiben, was man „Antibeglaubigung" nennen könnte. Gerade daß er sich dabei auf die ansonsten umgekehrt eingesetzten Topoi beziehen kann oder muß, bestätigt die regulative Potenz des topischen Diskurses.

Neben der eigenen Widmungsvorrede des Autors oder jener des Herausgebers[58] gibt es auch den Fall einer Vorrede, die von einer wissenschaftlichen Autorität verfaßt wurde zur Bestätigung und Verteidigung des ansonsten kaum glaublichen Berichts. Es handelt sich um Stadens Reisebericht, in welchem auf seine eigene Widmungsvorrede diejenige des Johann Dryander folgt. Dryander war Professor der Medizin an der protestantischen Universität Marburg. Er hatte bereits Sebastian Münster bei der Verfertigung der „Cosmographia" (Erstausgabe 1544) geholfen und war mit der Kosmogra-

---

[53] Vgl. dazu bei *Neuber,* „Newe vnbekanthe landte" (Anm. *) das Kapitel zur Memorialkunst (143 - 182).

[54] Florians von der Fleschen [...] Schiffarten (Anm. 51), Fol. +iij^{v}.

[55] Vgl. ebd., Fol. +iij^{v} - [+iv]^{r}.

[56] Ebd., Fol. [+iv]^{v}.

[57] Das Titelkupfer ist klein und zeigt nichts als ein Schiff unter Segel; der Titel verzichtet auf alle präzisen Angaben außer jener, ein gewisser Florian von der Fleschen habe die Reise unternommen; von einer Widmungsvorrede wird Abstand genommen.

[58] Nikolaus Federmanns Reisebeschreibung (Jndianische Historia. EJn schöne kurtzweilige Historia Niclaus Federmanns des Jüngern von Vlm erster raise so er von Hispania vnd Andolosia auß in Jndias des Occeanischen Mörs gethan hat / vnd was ihm allda ist begegnet biß auff sein widerkunfft inn Hispaniam / auffs kurtzest beschriben / gantz lustig zů lesen. [Getruckt zů Hagenaw bei Sigmund Bund etc.] MDLVII.) wurde von seinem Schwager 1557 herausgegeben; Schmidels Bericht erschien, durch Sigmund Feyerabend bzw. Levinus Hulsius (Anm. 76) betreut, in einer Sammeledition bzw. einer Editionsreihe; Leublfings Text (Anm. 50) erschien 1612 durch die Fürsorge eines Editors; Hemmersams Bericht (Anm. 72) wurde von seiner Witwe 1663 und 1669 nochmals zum Druck befördert.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

phie auch als einer mathematischen Wissenschaft vertraut[59]. Entsprechend bemüht er sich, über stilistische Beglaubigungsstrategien hinausgehend, die Verbindung von Augenzeugenbericht und exakter Wissenschaft herzustellen. Die Kosmographie bestehe aus „geschichten / so der Mathematica gemeß sein"[60], hält Dryander eingangs axiomatisch fest, und Stadens Bericht enthalte davon etliche. Er bezieht sich damit auf die Beschreibung einer empirisch erfahrenen Wirklichkeit, auf die Konstituierung von Erfahrungswissen im Reisebericht. Dazu gehören „die beschreibung vnnd abmessung der Landtschafften / Stedt / vnd wegefahrten"[61]. Beide Bereiche liegen auf unterschiedlichen Ebenen. Was die „abmessung" eo ipso gewährleistet, die abstrakte, rechnerische Überprüfbarkeit, kann von der „beschreibung" nicht gesagt werden. In einem bemerkenswerten Verfahren macht Dryander nun auch die inhaltliche Substanz der Descriptio einer Glaubhaftmachung trotz unvertrautem Anschein zugänglich. Er bindet nämlich die Beschreibung unvertrauter Wirklichkeit in ein mathematisches Erkenntnisparadigma ein, indem er zu einem Analogieschluß greift. Es gebe Klimate auf der Erde, die der Erfahrung eines Mitteleuropäers widersprechen. Ebenso aber widerspreche der Erfahrung durch Anschauung die wahre Größe der Gestirne, die jedoch in einem rechnerischen Verfahren bewiesen werden könne. Der rechnerische Beweis selbst ist jedoch nur aufgrund von Analogieschlüssen möglich. Niemand müßte nämlich an astronomische Berechnungen glauben, wenn nicht Voraussagen dadurch ermöglicht würden (Sonnen- und Mondfinsternisse etwa), die sich durch Anschauung bestätigen lassen. Rechnerische Voraussagen bestätigen somit den allgemeinen Geltungsbereich der Mathematik auch in Bereichen, die der Erfahrung selbst nicht zugänglich sind. Daher, so der Schluß Dryanders, sei in keinem höheren Grad unglaublich, was „Schiffarten der Spanier vnd Portugaleser"[62] im Widerspruch zur antiken Kosmographie festgestellt haben, als die wahre Größe der Gestirne, die doch niemand gesehen habe.

---

[59] U. a. stammen aus der Feder Dryanders folgende medizinische und kosmographische bzw. astronomische Schriften: Das Nocturnal oder die nachtuhr, Frankfurt a. M., Egenolph [1535]; Novi annuli astronomici excogitati atque hactenus aucti canones atque explicatio succincta, Marburgi, Cervicornus 1536; Sonnawern allerhandt künstlich zu machen. Compaß zu derer Sonnen gerecht zubereytten, Frankfurt a. M., Egenolph 1536 (^{2}1543); Anatomiae, hoc est corporis humanis dissectionis pars prior, Marburgi, Cervicornus 1537; Annulorum trium diversi generis instrumentorum astronomicorum compendi ratio atque usus, Marburgi, Cervicornus 1537; Disputatio de temporum, locorum, atque naturarum qualitatibus, celebranda inter medicos et philosophos in studio academiae Marpurgensis, 6. Octobris 1537., resp. Theoderico Dorstenio, [Marpurgi 1537]; Spherae materialis, sive globi coelestis, das ist des Hymels lauff außlegung, von newem verdeutscht, Marburg 1539; Cosmographiae introductio, cum quibusdam geometriae ac astronomiae principiis, ad eam rem necessariis, Coloniae 1544; Artznei Spiegel, Frankfurt a. M., Egenolph 1547 (^{2}1557).

[60] *Dryander,* Vorrede (Anm. 22), Fol. Aiij^{r}.

[61] Ebd. – Hervorhebung von mir.

[62] Ebd., Fol. Bij^{r}.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Das Beweisverfahren aufgrund von Analogieschlüssen kann nicht als konsistent im Sinne einer Theoriebildung angesehen werden. Was Dryander dabei übersieht, ist die Tatsache, daß sich qualitative Befunde nur auf der Ebene der „Naturgesetze" (die Begründung von Klimazonen etwa) der quantifizierenden Erkenntnisbildung unterwerfen lassen, nicht aber auf der Ebene menschlichen Handelns (Sozialstrukturen fremder Völker etwa). Doch auch Herr, wie Dryander Arzt und zu Ende der Vorrede zu der „New welt" als „Der Freyen kunst vnd Artzney liebhaber"[63] unterzeichnet, reiht sich in die „schůl Pythagore", nicht aber die Galens, ein und unterstreicht den physikalisch-naturwissenschaftlichen Anspruch im Hinblick auf ein Quantifizierbarkeitsideal, dem die Medizin nicht entsprechen konnte, obwohl sie wissenschaftssystematisch ebenfalls zur praktischen theoretischen Physik zählte[64].

Dryanders „Fehler" entspringt also der theoretischen Gleichsetzung von Gegebenheiten, die der Sphäre der Gesellschaft angehören, mit solchen, die dem Bereich der Natur zuzurechnen sind. Doch gerade diese Analogie ist kein Fehler im Schlußverfahren, sondern für das 16. Jahrhundert eine tatsächliche, axiomatische Gegebenheit:

> „Zum ersten natürlicher ordnung ist zemercken das der redner in siner red darinn er vil ding on mittel einander nach / ußdrucken besunder so er ettwas verkünden wil natürlicher eigenschafft nachuolgen sol: namlich ye das wirdigst von natur / vor dem mindren. Als vffgang der sunnen vorm nidergang: tag vor der ñacht: den herren vorm knecht: Babst vorm Cardinal vnd allen andern geistlichen und weltlichen personen: den keiser vor allen Küngen Fürsten vnd vor ettlichen geistlichen vnd allen weltlichen personen: gůts vor bösem: vnd also von andern dingen melden[65]."

Diese Analogie hält sich als Voraussetzung der Weltordnung bis ins 17. Jahrhundert: Man muß „je das würdiger Wort / dem minderen" voransetzen, „alß / den Fůrsten vor dem Grafen / den Grafen vor dem Freyherren / [...] die Sonn vor dem Mond / vnnd den Mond vor den Sternen / etc."[66]. So tut es

---

[63] *Herr,* New welt (Anm. 10), Fol. [*vj]^{v}.

[64] So etwa bei [*Gregor Reisch*], Margarita Philosophica cum additionibus nouis: ab auctore suo studiosissima reuisione quarto super additis. [Basileae.] Anno domini M.D.XVII; vgl. dazu *Neuber,* „Newe vnbekanthe landte" (Anm. *), 46f. – Unter Umständen läßt sich noch eine weitere Erklärung für die Beweisbemühungen Dryanders beibringen. Melanchthon, der Begründer der lutherischen Geographie (vgl. ebd., 37f.) hatte einen Ausgleich von Naturwissenschaft und Doctrina evangelica unternommen und versucht zu zeigen, daß die Beschäftigung mit der Physik zu Gott führt, wurde bei diesem Bemühen jedoch von der Physik zur Geographie abgedrängt (vgl. dazu *Manfred Büttner,* Die Geographia Universalis vor Varenius. Geographisches Weltbild und Providentiallehre, Wiesbaden 1973 [= Erdwissenschaftliche Forschungen, VII], 138). Möglicherweise bemüht sich Dryander nochmals programmatisch um einen solchen Ausgleich.

[65] *Riederer,* Spiegel (Anm. 33), Fol. XLV^{v}.

[66] *Johann Rudolf Sattler,* Teutsche Rhetoric / Titular: vnd Epistelbůchlein / in sich haltend: Erstlich ein Vnderricht Rhetorischer art nach allerhand Episteln anzustellen. So dann wie die Salutation / Eingang vnd Vberschrifft eines Sendbrieffs an ein jede

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nichts zur Sache, daß sich die Wahrheit von Stadens Bericht für den Leser bloß e negativo bestimmen läßt, in dem Sinn, daß „nicht flucks allwege Lůgen sein můssen“[67], was der eigenen Erfahrung nicht entspricht. Dryander hat Staden nämlich selbst über die Reise examiniert[68] und bürgt nun – wohl erneut auf Grundlage von Analogieschlüssen – seinerseits dafür, daß der Reisebericht einen Beleg für Stadens subjektive Gotteserfahrung und für die individuelle Gnade darstellt, die ihm durch seine Errettung zuteil wurde und die er nun durch den Text bezeugt. Solcherart läßt sich der Text als mittelbares Gotteszeugnis lesen. Er stellt damit ein Vehikel einer theologischen Polemik gegen den Katholizismus dar, dessen Metaphysik von der individuellen Erfahrung abgelöst ist. Dadurch ist zugleich der bedeutende und anhaltende Erfolg von Stadens Bericht im protestantischen Raum erklärt.

Der Text als Zeugnis individueller Gnade Gottes bleibt für die protestantischen Reiseberichte bis ins 17. Jahrhundert ein konstitutiver Topos. Stadens eigene Widmungsvorrede an Philipp von Hessen beruft sich auf den 107. Psalm Davids: Wer Gott in seiner Not anruft, der wird seiner Hilfe teilhaftig und soll „dem HERRN dancken / vmb seine gůte / vnd vmb seine wunder / die er an den menschen kindern thut / vnd jhnen [lies: ihn] bey der gemein preisen / vnd bey den alten rhůmen [!]“[69]. In diesen Kontext stellt Staden seine eigene Rettung aus der Gefangenschaft „vnter den Wilden Leuten des Lands Prasilien“[70]. 1644 deklariert Augspurger den Dank für Gottes Schutz auf seinen Reisen als Motiv der Niederschrift[71], und 1663 behauptet Apolonia Hemmersam, die Witwe Michael Hemmersams, ihr Gatte habe seinen Reisebericht niedergeschrieben, um Gottes Gnade, die ihn aus der Gefahr nach Hause brachte, zu loben[72]. Solcherart stehen die Reise-

---

Geist: vnd Weltliche Person geschrieben werden soll. Vnd letstlich [!] allerley Grußschreiben / Wůnschungen glůcklichen Newen Jahrs Gratulation: Credentz: Promotorial: vnd Jntercessionschreiben / Hochzeitladungen / Gevatterbittungen / Klag / vnd andere mehr Schreiben / wie die so wol bey den Cantzleyen: als den privat Personen in vbung sind. Sampt etlich můndtlichen Werbungen / wie zu eingang nach der Vorred / vnd zu end im Register zu befinden: von newem vbersehen / vmb viel gemehrt / vnd jetz zum dritten mahl in truck gegeben / Durch Johann Rudolph Sattlern / genannt Weissenburger / Gerichtschreibern zu Basel. Mit Rôm. Key. Maj. Freyheit in Zehen Jahren nicht nachzutrucken begnadet. Getruckt zu Basel / Jn verlegung Ludwig Kônigs. MDCX, 45 f.

[67] *Dryander,* Vorrede (Anm. 22), Fol. Bij^{r}.

[68] Vgl. ebd., Fol. Biij^{v}.

[69] *Staden,* Historia (Anm. 22), Fol. Aij^{r}.

[70] Ebd.

[71] Vgl. *Johann Paul Augspurger,* Widmungsvorrede, in: JOHANN PAVL AVGSPVRGERS Kurtze und warhaffte Beschreibung der See=Reisen Von Amsterdam in Holland nacher Brasilien in AMERICA, Vnd ANGOLA in AFRICA. Vom 4. Novembris 1640. biß 10. Julii 1642. Worinnen derer Orthen Gelegenheiten / und theils selbiger Vôlcker Zustandt / auch was sich in einem und anderm / so wol zur See / als zu Lande zugetragen / angedeutet und gemeldet wird. Schleusingen / Gedruckt bey Joh. Michael Schalln. Jm Jahr 1644, 5.

[72] Vgl. *Michael Hemmersam,* [Raißbeschreibung.] Reise nach Guinea und Brasilien 1639 - 1645, neu hrsg. nach der zu Nürnberg bei Paulus Fürst im Jahre 1663

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

berichte nicht im Widerspruch zur Providentiallehre der protestantischen Kosmographie, vielmehr erfüllen sie auf individueller und empirischer Ebene erst deren allgemeines und theoretisches Programm. Man könnte sie einen realitätszugewandten Vollzug der Theologie nennen[73].

Hierin liegt ein gravierender Unterschied zur katholischen Reiseliteratur, für welche im vorliegenden Kontext auch nur ein einziges Textzeugnis vorliegt. Johann Sostmanns „Jndianische Reise" (Paderborn 1601) ist nämlich von ihrem Verfasser nur durch großen argumentativen Aufwand zu rechtfertigen. Nur indem er die großen Mühen betont, welche eine solche Reise nach sich zieht, kann er das quasi sündhafte, weil das Individuum gefährdende Reisen per se verteidigen[74]. Die Möglichkeit einer argumentativen Beglaubigung der Heilsgewißheit trotz der Gefährdung fehlt ihm zur Gänze.

All das setzt freilich auch voraus, daß der Autor mit dem erlebenden Subjekt identisch ist. Darauf lassen sich die Beteuerungen der Titelblätter beziehen, es handle sich um eine „Warhafftige Historia" (Staden 1556), um „Wahrhafftige Historien" (Schmidel 1602) oder um eine „Kurtze und warhaffte Beschreibung" (Augspurger 1644), sowie die Versicherungen ebenda, der Bericht beruhe auf „eygene[r] erfarung" (Staden) und sei zu des Autors Lebzeiten „selbsten zusammen getragen" (Hemmersam 1669). Dazu dienen die Abbildungen auf den Titelblättern, die fremde Realität vorführend, oder die Gefährdung des Reisenden, oft im Text des Titels festgehalten (Staden 1556, Simon 1677), unterstreichend, (bei Staden auf dem Titelblatt, bei Simon als Textabbildung am Ende). Exakte Angaben über den sozialen Stand des Reisenden (Leublfing 1612, Uchteritz 1666, Hemmersam 1669, Simon 1677) oder das Ziel und die Dauer der Reise (am allerdeutlichsten bei Aldenburgk 1627, Augspurger 1644 und Hemmersam 1669) sind ebenfalls Wirklichkeitspartikel, die für die empirische Welthaltigkeit des Berichts einstehen sollen. Dazu befinden sich in eklatantem Widerspruch die vagen Angaben des Titelblatts des anonymen Florians von der Fleschen (1625). Statt nach dem Modus: „Vom 4. Novembris 1640. biß 10. Juli 1642" (Augspurger 1644) wird die Dauer der Reise hier angegeben mit in „kurtz verwichner Zeit" ausgeführt. Bezeichnenderweise handelt es sich dabei um jenen Bericht, der sich selbst in der Vorrede als fiktional ausweist und dem die beglaubigende Widmung an einen hohen Protektor fehlt[75].

erschienenen Original-Ausgabe, in: Reisebeschreibungen von deutschen Beamten und Kriegsleuten im Dienst der Niederländischen West- und Ost-Indischen Kompagnien 1602 bis 1797, hrsg. v. S. P. L'Honoré Naber, erster Band, Haag 1930, Vorrede, 7.

[73] Vgl. dazu bei *Neuber,* „Newe vnbekanthe landte" (Anm. *) das Kapitel zur erd- bzw. länderkundlichen Topik (22 - 43).

[74] Vgl. *Johann Sostmann,* Jndianische Reise IOHANNIS Sostmanni Oesterrodens. Darinn er dem Leser zu gemůt fůhret seinen fernen můhseligen Weg / den er in weiteren vnd frembden Landen gethan / im Jar 1591. angefangen / nach verlauffenen fůnff Jahren glůckselig geendiget / vnd mit gesundem Leib in Teutschland zu den seinen angelanget. Gedruckt zu Paderborn bey Mattheo Brůckner / Anno M. DC. I, bes. 2 - 7.

[75] Vgl. dazu oben.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

In diesem Kontext wird nochmals deutlich, warum gerade der Rahmen der Reiseberichte, jene Texte und Bilder – Titeleien, Widmungen und Vorreden –, die zwischen dem Autor und dem Publikum zu vermitteln haben, ein so großes analytisches Interesse beanspruchen dürfen. Sie deuten im Sinne einer Topik des Buchmarkts argumentativ den Sinngehalt der Texte. Die frühesten deutschen Originalberichte – in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts – können und sollen in einem völlig unmittelbaren Verständnis als Manifestationen Gottes gelesen werden. Daraus ergibt sich für den Zeitgenossen der Frühen Neuzeit die Notwendigkeit, gerade die Reiseberichte aus der Neuen Welt mit der größten philologischen Sorgfalt und Kritik zu behandeln, um dem Gottesbeweis im Wort möglichst nahe zu kommen. Der Protestant Levinus Hulsius etwa rechtfertigt seine Neu-Edition von Ulrich Schmidels „Warhafftige[n] Historien" (hier zitiert nach der zweiten Auflage, Nürnberg 1602) im Vorwort in entsprechender Weise mit einer Textverbesserung:

> „Wie mir dann diese wunderbahre Gedenckwůrdige Historia Vlrich Schmidels von Straubing / manu scripta zur hand kommen / [habe ich] dieselbe wolwůrdig geacht / ob sie wol vor diesem in Druck außgangen / daß sie in besserer Form billich publiciret vnnd an tag geben werden solte[76]."

Auch Hulsius bezieht sich unmittelbar vor diesen Worten auf den in ähnlichen Rahmentexten immer wieder aufgegriffenen Topos der wunderbaren Errettung durch Gottes Gnade, verallgemeinert seine Argumentation innerhalb des Topos jedoch zur Erlösung der Menschheit:

> „DJe Historien vnnd Relation der newen Lånder vnnd Vôlcker / seind meines Erachtens / nit allein lustig / Sondern auch den Christen zu lesen nôtig: Dann so wir wôllen die vnermeßliche wunderbahre Werck Gottes betrachten / vnd seine vnaußsprechliche Barmhertzigkeit / die er vns armen vnwůrdigen Christen vielfåltig bewiesen / zugemůht fůren / in dem er vns nicht allein seine Erkentnůß gegeben / sonder auch mit so kôstlichen Rantzion / da wir in Adam verlohren waren / vns wider erlôset hat[77]."

Was sich in den obigen Zitaten und hier ausspricht, ist die individuelle Heilsgewißheit, die Selbstversicherung im Bewußtsein der erlebten Gnade. Das Eigene wird in der Konfrontation mit dem Fremden bestätigt. Doch was

---

[76] *Hulsius,* Widmungsvorrede, in: *Ulrich Schmidel,* WAHRHAFFTIGE HISTORIEN EINER WUNDERBAREN SCHIFFART, [Reprograph. Nachdr. der unter dem Titel „Vierte Schiffart. Warhafftige Historien. Einer Wunderbaren Schiffart / welche Vlrich Schmidel von Straubing / von Anno 1534. biß Anno 1554, in Americam oder Neuwewelt / bey Brasilia vnd Rio della Plata gethan. Was er in diesen Neuntzehen Jahren außgestanden / vnd was fůr seltzame Wunderbare Lånder vnd Leut er gesehen: durch ermelten Schmidel selbst beschrieben / An jetzt aber an Tag geben mit Verbesserung vnd Corrigierung der Stått / Lånder vnd Flůß Namen / deßgleichen mit einer nothwendigen Landtaffel / Figuren / vnd anderer mehr Erklerung / gezieret / Durch LEVINVM HVLSIVM. EDITIO SECVNDA. NORIBERGÆ. Impensis Levini Hulsij ANNO 1602." ersch. Ausg. Hrsg., eingel. u. erl. v. Hans Plischke.], Graz 1962 (= Frühe Reisen und Seefahrten in Originalberichten, 1), Fol. Aij^{v}.

[77] Ebd., Fol. Aij^{r-v}.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ist dabei die Rolle des Fremden? Hulsius spricht auch dies deutlich aus, wenn er fortfährt:

> „Entgegen aber / wie viel 100000 arme wilde Leut / so von Gott vnd seinen Geboten / von keiner Erbarkeit / Ehestand / Zucht / Gesetz / Verstand noch Rath / nie nichts gewust / Sondern in aller Abgötterey / Götzendiensten / Vnfletterey / Vnzucht / Füllerey / Menschenfleischfresserey vnd Vnreinigkeit aufferzogen vnd gelebt haben[78].“

Die Rationalität des Gottesbegriffes beweist sich vor allem in seiner sozial ordnenden, zivilisatorischen Funktion, dem Gesetz des gesellschaftlichen Umgangs, dessen Normen die Rechtlichkeit des individuellen Handelns leiten und verbürgen. Entsprechend der volkssprachlichen Argumentationstheorie bewegt sich damit der Reisebericht des 16. Jahrhunderts im Genus iudiciale, dem das Genus demonstrativum als Gotteslob angefügt ist. Hulsius entwirft in diesen Worten einen Katalog der abschreckenden Beispiele und zugleich wohl auch der Verunsicherung. Er schließt den Absatz mit den Worten:

> „Was nun wir Christen (sag ich) für Danckbarkeit die Tag vnsers Lebens vnserm GOTT schuldig sein / lasse ich einen jeden Verstendigen selbst vrtheilen[79].“

Damit ist die argumentative Rolle des Fremden definiert, eine Rolle, die mutatis mutandis auch für das 17. Jahrhundert Gültigkeit beanspruchen kann. Das Fremde hat als Gegenstand der Dankbarkeit dafür zu dienen, daß man selbst anders ist; das rechtfertigt jedes Verhalten ihm gegenüber, da es doch nichts ist als ein Konzept des Schreckens. Auch dies hat man also mitzulesen, wenn ein Reisender sich für seine Rettung aus der Not dankend an Gott wendet. Die Erfahrung von Alterität, die Erfahrung des Fremden, gestaltet sich als die gnädige Bewahrung davor. So ist auch zum Teil der topische Rahmen abgesteckt, innerhalb dessen sich die Neue Welt aus den Reiseberichten literarisch weitervermittelt.

Die Glaubhaftmachung des Materials – und damit ist die Rückkehr zum Ausgangspunkt der Überlegungen vollzogen – erscheint im Kontext protestantischer Weltkunde als eine Versicherung der eigenen Gottesgnade, mit allen antikatholischen Implikationen und propagandistischen Möglichkeiten. Jenseits der Ideologie, auf der Ebene der Erkenntnistheorie aber läßt sich festhalten, daß die Empirie die Theologie bestätigt, oder umgekehrt gesagt: Die Theologie bedarf der empirischen Bestätigung.

---

[78] Ebd., Fol. Aij^{v}.
[79] Ebd.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die exotische Insel

Von Urs Bitterli, Zürich

Inseln sind für die Reisenden aller Zeiten zuerst Zielorte gesteigerter Erwartung, Anlege- und Ankerplätze nach langer und oft mühseliger Fahrt. Dem erfahrenen Seemann kündigen sie sich, noch ehe der Ruf des Schiffsjungen vom Mastkorb erschallt, durch mancherlei Vorzeichen an: durch Landgeruch, den der Wind ihm zuträgt, den Vogelflug, die im Wasser treibende Vegetation. Wir kennen aus dem Bordbuch des Christoph Kolumbus die aus Hoffnung, Bangen und aufrührerischem Mißmut genährte Stimmung, die sich seiner Besatzung nach mehr als zweimonatiger Fahrt über den Atlantik bemächtigt hatte. Als man am 12. Oktober 1492, kurz nach Mitternacht, das heutige Watlings Island der Bahama-Gruppe im Mondschein aufleuchten sah, begann sich die Spannung zu lösen. Kolumbus wartete den Tagesanbruch ab, suchte und fand die Einfahrt zu einer kleinen Bucht und überließ sich dem Gefühl innerer Befreiung und Dankbarkeit. „Nachdem wir unserem Herrgott gedankt hatten", berichtet ein Chronist, „knieten wir nieder und küßten die Erde mit Tränen der Freude angesichts der unermeßlichen Gnade, die uns hier an Land hatte gehen lassen. Der Admiral aber erhob sich und gab dieser Insel den Namen San Salvador[1]."

Kolumbus hatte an jenem Tag nicht nur eine Neue Welt entdeckt; er hatte auch den Zugang zu jener karibischen Inselwelt erschlossen, mit der sich in der Vorstellung der Europäer früh der Begriff des Exotischen verknüpfen sollte. Dreihundert Jahre später schloß Kapitän James Cook, der einzige Seefahrer vielleicht, dessen Name im selben Atemzug wie jener des Kolumbus genannt zu werden verdient, das Zeitalter der maritimen Entdeckungsreisen ab. Cook entdeckte und kartographierte fast vollständig die Inselwelt des Pazifiks; er brachte, zusammen mit dem Franzosen Bougainville, Tahiti ins Gespräch, und obwohl er denkbar nüchternen Naturells war, konnte er nicht verhindern, daß die „Perle der Südsee" für die Dauer eines weiteren Jahrhunderts zum Inbegriff europäischer Südseesehnsucht wurde. Zwar hatten sich zur Zeit des englischen Seefahrers die Lebensbedingungen an Bord wesentlich verbessert; aber die Stimmung der Mannschaften, als sie die Palmeninseln des Pazifiks am Horizont auftauchen sahen, hatte sich seit Kolumbus nicht gewandelt. Der deutsche Naturforscher Georg Forster, der

[1] *Christoph Kolumbus,* Entdeckungsfahrten, Zürich 1943, 37.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Cook auf dessen zweiter Reise um die Welt begleiten durfte, berichtet: „Wir steuerten nun die ganze Nacht über gegen die Küste hin und unterhielten uns, in Erwartung des Morgens, mit den angenehmen Schilderungen, welche unsere Vorgänger von diesem Lande gemacht hatten. Schon fingen wir an, die unter dem rauhen südlichen Himmelsstriche ausgestandenen Mühseligkeiten zu vergessen; der trübe Kummer, der bisher unsere Stirne umwölkt hatte, verschwand; die fürchterlichen Vorstellungen von Krankheit und Schrecken des Todes wichen zurück, und alle unsere Sorgen entschliefen." Und Forster fährt fort: „Ein Morgen war's, schöner hat ihn schwerlich je ein Dichter beschrieben, an welchem wir die Insel O-Tahiti zwei Meilen vor uns sahen. Der Ostwind, unser bisheriger Begleiter, hatte sich gelegt; ein vom Lande wehendes Lüftchen führte uns die erfrischendsten und herrlichsten Wohlgerüche entgegen und kräuselte die Fläche der See. Waldgekrönte Berge erhoben ihren stolzen Gipfel in mancherlei majestätischen Gestalten und glühten bereits im ersten Morgenstrahl der Sonne. Unterhalb derselben erblickte das Auge Reihen von niedrigen, sanft abhängenden Hügeln, die Bergen gleich, mit Waldung bedeckt, und mit verschiednem anmutigem Grün und herbstlichem Braun schattiert waren. Vor diesen her lag die Ebene, von tragbaren Brotfruchtbäumen und unzählbaren Palmen beschattet, deren königliche Wipfel weit über jene emporragten. Noch erschien alles in tiefstem Schlaf; kaum tagte der Morgen und stille Schatten schwebten noch auf der Landschaft dahin[2]."

Mit dieser Südsee-Schilderung Georg Forsters, gewiß einer der eindrücklichsten der gesamten Reiseliteratur, wären wir bereits beim Thema. Lassen Sie mich jedoch, bevor ich zum Exotismus komme, etwas über europäische Inselvorstellungen im allgemeinen sagen. Ich werde dies aus der Sicht des Kolonialhistorikers tun und mit besonderer Berücksichtigung des Zeitraums vom 15. zum 18. Jahrhundert, in welchem die Inselgruppen der Erde entdeckt und kartographisch festgehalten worden sind.

Zuerst sei festgestellt, daß die frühen europäischen Seefahrer zwischen den Inseln und dem festen Land eine weit deutlichere Grenze zu ziehen pflegten, als wir dies heute tun. Auf den Seekarten des 15. Jahrhunderts sind die Inseln meist mit anderer Farbe eingezeichnet als die kontinentalen Landmassen; auch wird auf ihre Darstellung oft besondere Sorgfalt verwandt. In Italien, vor allem in der Inselrepublik Venedig, begann man nach 1420 sogar sogenannte „Insularien" herzustellen, Kartenwerke, die lediglich Inseldarstellungen enthielten und deren Tradition bis zum 18. Jahrhundert andauerte. In den Anweisungen an die Seefahrer und in den Verträgen, welche diese mit der Krone aushandelten, war meist nicht einfach von neu zu entdeckenden Gebieten die Rede, sondern ausdrücklich von „festem Land und Inseln"; bereits Kolumbus sprach in den Abkommen, die er 1492 mit

[2] *Georg Forster,* Werke, Bd. I, Frankfurt 1967, 239 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

den katholischen Königen aushandelte, mit Nachdruck und wiederholt von „terra firma e islas“[3].

Die Sonderstellung, die man auf diese Weise der Insel einräumte, ergab sich aus einer gewissen Widersprüchlichkeit ihrer geographischen Natur, daraus nämlich, daß Inseln sich einerseits als kleine Einheiten mit geschlossenem Umriß rasch erfassen ließen, während sie anderseits in der Weite der Weltmeere nur sehr schwer präzise zu lokalisieren waren. Im Unterschied zum Festland, dessen Küstenlinie mit ihren Buchten, Halbinseln und Kaps für die damaligen Reisenden kaum überschaubar war und dessen Ausdehnung landeinwärts sich nicht abschätzen ließ, gaben Form und topographische Struktur der Inseln in der Regel keine Rätsel auf. Wünschte der Seemann sich einen genaueren Augenschein zu verschaffen, umfuhr er die Insel oder legte an und erklomm eine Anhöhe; so gewann er rasch einen hohen Grad an Vertrautheit mit seiner Umgebung, konnte erkennen, ob das Land besiedelt war oder nicht, welche Vegetation dominierte und welche Tiere vorkamen. Es erstaunt deshalb nicht, daß Reiseberichte, die sich auf einzelne Inseln konzentrierten, früh zu den zuverlässigsten und vollständigsten gehörten.

Fast unmöglich war es dagegen, die Lage der Inseln inmitten des Meeres zu bestimmen, bevor die Erfindung des Marine-Chronometers um 1740 es ermöglichte, die geographische Länge exakt festzulegen. Auf den Weltkarten des 15. und 16. Jahrhunderts wimmelt es denn auch von Inseln, die entweder nie existiert haben oder aber falsch eingezeichnet sind. Erfahrungsgemäß ist es auch schwierig, eine Insel vom Schiff aus zu identifizieren: Verwechslungen mit tiefliegenden Wolkenbänken waren und sind nicht selten, woraus sich irrige Eintragungen in alten Logbüchern und Schiffskarten erklären. Wie häufig solche Irrtümer waren, erhellt daraus, daß sich in der englischen Seemannssprache für Inseln, die nicht genau lokalisiert werden konnten, der Begriff „Flyaway Islands“ einbürgerte[4].

Dieses Faktum, daß sich die Inseln dem Zugriff gleichsam entziehen und in geheimnisumwobener Entrückung zu verharren scheinen, ist wohl dafür verantwortlich, daß sich mit ihnen früh die vielfältigsten Paradiesessehnsüchte verbunden haben. Die Insel als ferne, vergeblich begehrte Gegenwelt zur angestammten Heimat – dies ist ein Mythos des Menschen, seit dieser Unbehagen an seiner Kultur empfindet, und das heißt wohl: seit es den Menschen gibt. Wir begegnen den „Seligen Inseln“ beim griechischen Dichter Hesiod um 700 vor Christus; sie sind der privilegierte Aufenthaltsort abgeschiedener Helden, während die gewöhnlichen Sterblichen in den freud-

[3] *Eberhard Schmitt* (Hrsg.), Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion, Bd. II, München 1983, 106f.

[4] Vgl. *Samuel E. Morison,* The European Discovery of America, Bd. I, New York 1971, 81ff.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

losen Hades eingehen. Bereits in der Antike verbanden sich Insel- und Paradiesessehnsucht aufs engste, und wiederum ist es Hesiod, dem wir eine der anschaulichsten Darstellungen des „Goldenen Zeitalters" verdanken, eines „verlorenen Paradieses", in welchem der Mensch einstmals gottgefällig, unschuldig und glückselig dahinlebte und dessen er sich, trotz seines Abstiegs und Falls im Lauf der Jahrtausende, noch immer ahnungsvoll erinnerte[5]. Auch der Christenmensch des Mittelalters flüchtete sich aus der unsicheren und elenden Daseinssituation, in die er sich gestellt sah, in derartige Paradiesesvorstellungen; und da er schmerzlich empfand, wie unstillbar seine Sehnsucht war, pflegte er den „locus amoenus", den lieblichen Aufenthaltsort seiner Träume, nicht nur in die Unwiederbringlichkeit der verflossenen Zeit, sondern auch in die äußerste Entfernung des Raumes zu rücken. Erwähnt sei hier der Reisebericht des irischen Mönchs Brandanus, der im 5. Jahrhundert lebte und eine Reihe von Seereisen unternahm, die ihn, wie die Forschung annimmt, mit Bestimmtheit zu den Shetland-Inseln, vielleicht auch bis zu den Azoren, führten. Brandanus wußte von gesegneten Landstrichen zu berichten, wo belebende Quellen sprudelten, reiche Vegetation und köstliche Früchte gediehen und die Vögel von den Bäumen Psalmen sangen; seine Entdeckungen wurden auf den italienischen Weltkarten des 15. Jahrhunderts als „Insulae Fortunatae Brantani" eingezeichnet, und populäre Volksbücher, von denen in Deutschland zwischen 1476 und 1521 nicht weniger als dreizehn Drucke im Umlauf waren, weckten Vorstellungen vom wiedergefundenen irdischen Paradies[6].

Die Schwierigkeit, den Standort von Inseln genau festzulegen, trug wesentlich dazu bei, sie im 17. und 18. Jahrhundert zum bevorzugten Schauplatz der Utopienliteratur werden zu lassen. Bereits der Begründer dieser Gattung in neuerer Zeit, Thomas Morus, hält fest, sein „Utopia" sei ursprünglich zwar Teil eines Festlandes gewesen; der legendäre Begründer dieses Musterstaates vernunftbegabter Menschen, Utopus, habe jedoch jede Landverbindung unterbrechen lassen, um die Einmaligkeit und Besonderheit seiner Schöpfung hervorzuheben[7]. Der Utopiendichter bedient sich in der Regel eines überraschenden Zwischenfalls, meist eines Schiffbruchs, um seine Helden gleichsam aus der bekannten, vertrauten Welt herausfallen zu lassen: in Campanellas „Città del Sole" (1623) verirrt sich ein genuesischer Seefahrer im Indischen Ozean; in Francis Bacons „Nova Atlantis" (1627) werden Reisende eines von Peru nach Japan fahrenden Schiffes durch einen Sturm entführt; Rétif de la Bretonne schickt in seiner „Découverte australe" (1781) zur Abwechslung fliegende Menschen zu den Inseln Mikro- und Megapatagonien. Es ist eine Besonderheit der Utopiendichtung, dieses Produkts einer ins Zukünftige zielenden und ins Profane gewendeten Paradie-

[5] Vgl. *Horst Brunner,* Die poetische Insel, Stuttgart 1967, 34.
[6] Vgl. *Carl Selmer* (Hrsg.), Navigatio Sancti Brandani Abbatis, Notre Dame 1959.
[7] *Thomas Morus,* Utopia, Stuttgart 1964, 60f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sessehnsucht, daß sie sich, sobald der insulare Schauplatz einmal erreicht ist, das andere Charakteristikum der Insel, nämlich deren Überschaubarkeit, zu Nutzen macht. Es fällt auf, mit welcher Akribie die meisten Utopiendichter die topographischen und demographischen Besonderheiten ihrer Örtlichkeit beschreiben, fiktiv zwar, gewiß, aber eben doch geschult am traditionellen Typus der insularen Reisebeschreibung; man denke nur an die Schilderung, die Johann Gottfried Schnabel den deutschen Lesern des 18. Jahrhunderts von der „Insel Felsenburg" gegeben hat[8].

Zu dieser Gegensätzlichkeit von Nähe und Ferne, Vertrautheit und Fremde, Überschaubarkeit und Entrücktheit, in der unser Bild von der Insel oszilliert und an der sich ihre exotische Faszinationskraft entzündet, gesellt sich ein weiterer, nicht weniger bedeutsamer Widerspruch. Wenn wir zu Beginn von den Inseln als Zielorten gesteigerter Erwartung sprachen, so muß hier beigefügt werden, daß oft sehr lange ungewiß bleibt, wie diese Erwartung von der Realität eingelöst wird. Denn Inseln sind immer beides: nicht nur Ende der Mühsal, Rettung und verheißungsvoller Neubeginn, sondern oft auch Verhängnis, qualvolles Überleben oder Tod. Berühmt und berüchtigt ist das Beispiel der Bermudas, der Inselgruppe im westlichen Atlantik, die, von den Spaniern entdeckt, zu Beginn des 17. Jahrhunderts von den Engländern besiedelt wurde. Die Inseln waren, als die Navigationshilfen der modernen Schiffahrt noch fehlten, schwer zugänglich. Häufig wechselnde Winde und Stürme erschweren noch heute die Annäherung, heimtückische Korallenriffe und Klippen drohen – nirgends liegen mehr Wracks auf dem Meeresgrund als hier, und man schätzt, daß noch seit 1945 weit über hundert Schiffe in den Gewässern des „Bermuda-Dreiecks" gesunken sind. Doch manchen, die den Schiffbruch vor diesen Küsten überlebten, bot sich zugleich die Chance zum Neubeginn. So wurde im Jahre 1609 das Flaggschiff einer Auswandererflotille, die auf dem Weg nach Virginia war, von einem Hurrikan gegen die Klippen geworfen, und die Besatzung rettete sich nur durch einen glücklichen Zufall. „Es handelte sich", berichtet einer der Mitreisenden, „um das gefährliche und schreckliche Eiland Bermuda, gefürchtet und gemieden von allen lebenden Seefahrern mehr als irgendein anderer Winkel in der Welt. Doch gefiel es unserem gütigen Gott, aus diesem abscheulichen und verhaßten Platz den Ort unserer Errettung zu machen und uns die Mittel zu unserer Erlösung in die Hand zu geben[9]."

Diese Doppelrolle der Insel als Glücks- und Unglücksbringerin findet in der Reiseberichterstattung wie in der fiktiven Literatur häufigen Ausdruck,

[8] *Johann G. Schnabel,* Die Insel Felsenburg, Stuttgart 1959, 81f. Zum Phänomen der Utopienliteratur vgl. u. a. *Lewis Mumford,* The Stories of Utopias, London 1923, und neuerdings *Klaus H. Börner,* Auf der Suche nach dem irdischen Paradies, Frankfurt 1984.

[9] Zitiert nach *Samuel E. Morison,* The European Discovery of America, Bd. II, New York 1974, 501.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

so etwa besonders reizvoll in jenen Erzählungen aus „Tausendundeiner Nacht", die den Seefahrer Sindbad zum Helden haben. Nachdem Sindbad den Hafen von Basra zu seiner ersten Reise verlassen hat und, wie es heißt, „viele Tage und Nächte von Insel zu Insel, von Meer zu Meer, und von Land zu Land" gefahren ist, gelangt er auf eine traumhaft schöne Insel, einem Paradiesesgarten gleich. Das Schiff legt an, man erquickt sich und lustwandelt – als sich plötzlich zum allgemeinen Entsetzen herausstellt, daß es sich bei der Insel um einen riesigen Fisch handelt. „Einige erreichten das Schiff noch", berichtet die Märchenerzählerin Scheherezade, „andere kamen zu spät; denn schon hatte jene Insel sich bewegt, und bald verschwand sie in der Tiefe mit allem, was darauf war, und darüber schloß sich das tosende Meer mit den brandenden Wogen ringsumher[10]."

Doch nicht nur die Inseln selbst, auch die Bevölkerung der Inseln erschien den Seefahrern in einem merkwürdigen Zwielicht, halb verlockend, halb bedrohlich. Fast alle Erstbegegnungen von Europäern mit den Insulanern des karibischen Raumes verliefen vorerst friedlich, glaubten die Indianer doch, in den bleichgesichtigen Ankömmlingen Götter zu sehen, denen es entgegenkommend zu begegnen galt. Die Europäer bewunderten ihrerseits die Dienstfertigkeit der Eingeborenen, ihre einfachen Sitten, ihren unverbildeten Verstand, die Schönheit ihrer körperlichen Erscheinung; und daß sie nackt oder kaum bekleidet einhergingen, legte den Gedanken nahe, die Insulaner seien dem ursprünglichen Paradieseszustand noch näher geblieben. „Es sind Menschen von großer Freundlichkeit", schrieb Kolumbus, „ganz ohne Habsucht und zu allem bereit. Ich versichere Euren Hoheiten, daß es kein besseres Land auf der Welt gibt: Sie lieben ihren Nächsten wie sich selbst, und ihre Art zu sprechen ist die sanfteste von der Welt, dazu sind sie freundlich und haben stets lachende Gesichter. Männer wie Frauen gehen nackt umher, so wie ihre Mütter sie geboren haben. Aber Eure Hoheiten mögen mir glauben, daß sie sehr reine Sitten untereinander haben ...[11]." Anderthalb Jahrhunderte später zollte der Missionar Jean-Baptiste du Tertre, der die Karibik um 1650 bereiste, der Inselbevölkerung, wo sie inzwischen noch nicht ausgerottet war, ähnliches Lob. „Ich benutze die Gelegenheit ... zu zeigen", schreibt er, „daß die Wilden, welche diese Inseln bewohnen, zu Völkern gehören, welche die zufriedensten, glücklichsten, tugendhaftesten, geselligsten, wohlgestaltetsten, von Krankheiten am wenigsten heimgesuchten der ganzen Erde sind. Denn diese Indianer leben, wie die Natur sie geschaffen hat, das heißt in großer Einfachheit und natürlicher Naivität; alle sind sich gleich, Eltern und Kinder begegnen sich ohne Unterwürfigkeit ... Sie kennen keinerlei autoritäre Ordnung, sondern leben alle in völliger Freiheit, trinken und essen, wenn sie Durst und Hunger

[10] *Enno Littmann* (Hrsg.), Die Erzählungen aus den Tausendundein Nächten, Bd. IV, Frankfurt 1970, 104.

[11] *Schmitt* (Anm. 3), 122.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

haben, arbeiten und ruhen sich aus, wenn sie wollen, und haben keinerlei Sorgen, wenigstens, was den gegenwärtigen Tag betrifft[12]." In dem Bild, das Jean-Baptiste du Tertre von den Bewohnern der Antillen zeichnete, waren bereits, ein Jahrhundert vor Rousseaus berühmter Preisschrift „Sur l'origine de l'inégalité parmi les hommes" die wichtigsten Merkmale des „Edlen Wilden" vereinigt: dessen Wohlgestalt, natürliche Unschuld, Besitz- und Bedürfnislosigkeit, Sorglosigkeit. Später, als die Karibik in den Hintergrund und die Inselwelt der Südsee ins Blickfeld der Reisenden trat, bereicherte sich diese Vorstellung vom „Edlen Wilden" um einen zusätzlichen erotischen Aspekt. Die Sinnenlust des Rokokozeitalters, an den europäischen Höfen in das Korsett der eleganten, raffiniert tändelnden Boudoir-Konversation gezwungen, fand in der Gestalt der Südseeinsulanerin ein neues Lustobjekt, dem sie sich freier und unverhohlener zuwenden konnte. Der französische Naturforscher Philibert de Commerson, der im Jahre 1768 zusammen mit Bougainville Tahiti erreichte, beschwor nochmals das Bild des Insulaners, wie es sich seit Kolumbus und du Tertre ausgebildet hatte, fügte aber, die Insulanerinnen betreffend, seinem Bild eine neue Nuance hinzu, wenn er schrieb: „Unter dem schönsten Himmel geboren, genährt von den Früchten einer ohne Bewirtschaftung reichlich spendenden Erde, eher von Familienvätern als von Königen regiert, kennen sie keinen andern Gott als die Liebe. Jeder Tag ist ihr gewidmet, die ganze Insel ist der Tempel, alle Frauen sind ihre Altäre und alle Männer ihre Oberpriester ...[13]."

Doch dieses verlockende Bild des Inselbewohners konnte plötzlich und überraschend in sein Gegenteil umschlagen. Bereits Kolumbus mußte die Erfahrung machen, daß die Dienstfertigkeit, Freundlichkeit und naive Spontaneität des Verhaltens, die man während der ersten Begegnungen mit den Indianern rühmte, nicht Ausdruck besonderer ethischer Vorbildlichkeit waren, sondern durchaus dem interessierten Kalkül entspringen konnten; auch zeigte sich bald, daß die indianische Gesellschaft ihrerseits sich bereits von der paradiesischen Unschuld der frühesten Tage der Menschheit entfernt hatte. Mit deutlicher Ernüchterung stellte man unter den so friedlich wirkenden Inselbewohnern der Antillen eine Neigung zum Kannibalismus fest und beobachtete da und dort das religiöse Ritual des Menschenopfers; diese Praktiken sind denn auch in den frühen Berichten über die Neue Welt, etwa im berühmten Tafelwerk des Theodor de Bry, mit einer aus faszinier-tem Abscheu genährten Detailtreue festgehalten worden[14]. Ähnliches traf auf die pazifische Inselwelt zu. Wenn es den Südsee-Reisenden des 18. Jahr-

[12] *Jean-B. Du Tertre,* Histoire générale des isles de Christophe de la Guadeloupe, de la Martinique et autres dans l'Amérique, Paris 1654, 397.

[13] *P. de Commerson,* Tahiti ou la Nouvelle Cythère, in: Michel Hérubel (Hrsg.), Bougainville: Voyage autour du monde, Paris 1966, 392.

[14] Vgl. *Bernadette Bucher,* Die Fantasien der Eroberer. Zur graphischen Repräsentation des Kannibalismus in de Brys „America", in: Karl-Heinz Kohl (Hrsg.), Mythen der Neuen Welt, Berlin 1982, 75ff.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

hunderts auch gelang, die Illusion einer „heilen Welt" intakt zu halten, gab man sich doch im geheimen Rechenschaft von Menschenfresserorgien in Neuseeland, von Kindstötung auf den Gesellschaftsinseln und von Stammesfehden fast überall; und der Tod des Kapitäns Cook im Jahre 1779, ein brutaler Mord mit kannibalischem Nachspiel, verübt von den zuerst so entgegenkommenden Bewohnern Hawaiis, zeigte, wie brüchig die Idylle im Grunde war.

Es war nun freilich selten der Fall, daß die Europäer, wenn sie im Gefolge kriegerischer Verwicklungen oder dank genauerer Kenntnis auf Schattenseiten der karibischen oder später der pazifischen Inselkulturen aufmerksam wurden, ihr Urteil entscheidend gewandelt hätten. Interessant ist vielmehr, daß der Inselbewohner, den man auf Grund näherer Erfahrungen als „Barbaren" zu erkennen glaubte, den Status des „Edlen Wilden", den ein erster Augenschein ihm vielleicht zuerkannt hatte, nicht unbedingt verlor. Ja, es konnte durchaus geschehen, daß eine vermutete oder unsicher belegte Neigung zum Kannibalismus im nachhinein den Insulaner, den man als unschuldig, dienstfertig, in sexuellen Belangen entgegenkommend kennengelernt hatte, auf hintergründige Weise besonders anziehend erscheinen ließ. Der „Barbar" hob den „Edlen Wilden" nicht notwendigerweise auf, sondern konnte diesem eine zusätzliche Dimension verleihen. Die Lektüre der Reiseberichte zeigt denn auch immer wieder, welche große Zahl lobender Attribute, die man den Vertretern der Fremdkulturen im allgemeinen, den Insulanern im besonderen zuschreibt, zugleich als Wesensmerkmale des Barbarentums Geltung haben können: Einfachheit und Anspruchslosigkeit stehen in diesem Sinne komplementär zur Primitivität; Unschuld und Unvoreingenommenheit finden ihre Entsprechung in Unvernunft und Dumpfheit; ruhiges Behagen, natürliche Daseinsharmonie und unbesorgte Lebensfreude schlagen um in Faulheit, Gesetzlosigkeit und triebhafte Vitalität. Diese Feststellung hat mich in meinem Buch über „Die ‚Wilden' und die ‚Zivilisierten'" dazu geführt, beide Begriffe, „Edler Wilder" und „Barbar", als vertauschbare Abstraktionen zu erkennen, die darin ihr Gemeinsames haben, daß beide das bezeichnen, wofür die Europäer sich selbst nicht halten[15]. Wie die Insel als geographischer Ort sich von dem abhob, was die frühen Seefahrer kannten, nämlich dem Festland, hob sich der Überseebewohner in seiner idealtypisch erstarrten Erscheinungsform des „Edlen Wilden" und des „Barbaren" von den Europäern ab, die sich der Dynamik des zivilisatorischen Prozesses ausgesetzt fühlten. Trat der Überseebewohner zudem als Insulaner auf, was häufig der Fall war, trug er noch erheblich dazu bei, jene Faszinationskraft der Insularität zu steigern, die, wie wir gesehen haben, in der Ambiguität von Nähe und Ferne, Verheißung und Verhängnis, Glück und Unglück begründet liegt. In diesem Widerspruch des

[15] *Urs Bitterli,* Die „Wilden" und die „Zivilisierten", München 1976, 367 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Phänomens der „Insularität" nistete sich früh der Exotismus ein, insofern wir darunter die seelisch-geistige Erwartungshaltung des sogenannten zivilisierten Menschen verstehen, der sich der Verlockung wie der Verführung durch das Fremde in gleicher Weise zu öffnen bereit ist.

Nun haben allerdings die Seefahrer des 15. bis 18. Jahrhunderts den Begriff des Exotischen noch nicht gekannt. In der Geistesgeschichte der europäisch-überseeischen Beziehungen taucht das Wort, soviel ich weiß, erstmals im Zusammenhang mit nach Europa eingeführten, hier bisher unbekannten Naturprodukten aus Übersee auf. Bereits am Ende des 16. Jahrhunderts wird das Exotische gleichsam als Requisit in der schönen Literatur und der bildenden Kunst effektvoll eingesetzt, und es ist eine reizvolle Aufgabe für den Literatur- und Kunsthistoriker, solchen Einflüssen nachzugehen[16]. In den beliebten Bankettszenen des elisabethanischen Theaters werden Festlichkeit und Aufwendigkeit des Anlasses gern dadurch betont, daß fremdländische Speisen aufgetragen, südliche Weine kredenzt und Räucherstäbchen abgebrannt werden; und Westindien gilt als wichtiger Lieferant solcher Produkte. Shakespeare, und nicht nur er, hat mit Vorliebe wenig geläufige Bezeichnungen überseeischer Genußmittel eingesetzt und dadurch neuartige Assoziationsfelder erschlossen und eine kraftvolle Metaphorik entwickelt. Die wichtige Funktion, welche exotische Früchte, aber auch orientalische Teppiche, Muschelschalen und Perlenschnüre im holländischen Stilleben des 17. Jahrhunderts übernehmen, ist bekannt. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts kommen Gewächshäuser in Mode, die sich auf die Aufzucht tropischer Pflanzen spezialisieren, und der weltweite Transfer von Pflanzen und Sämereien beginnt auf die Eßgewohnheiten einzuwirken. Alexander von Humboldt, der in seinem Hauptwerk, dem „Kosmos", bekennt, der Anblick eines Drachenbaums und einer Fächerpalme im Botanischen Garten zu Berlin hätten „den ersten Keim unwiderstehlicher Sehnsucht nach fernen Reisen" in ihn gelegt[17], widmet ein eindrückliches Kapitel den sogenannten „exotischen Gewächsen". Es scheint, daß sich in Deutschland der Begriff des Exotischen noch während des 19. Jahrhunderts vorwiegend mit Pflanzen und Gewürzen verbunden hat. Immerhin spricht „Meyers Konversationslexikon" von 1875 bereits von „Exoteromanie", worunter, in einer kurzen erklärenden Notiz, „die Schwärmerei für Fremdes, Ausländisches"[18] verstanden wird.

Zweifellos aber gab es das „Exotische" als atmosphärisch prägnanten Sinneseindruck, lange bevor es ein Wort für diese Sache gab. Wieder würden wir meinen, die Ingredienzen zu dieser Empfindungsmischung seien wäh-

[16] Vgl. *Hildegard Hammerschmidt,* Die Importgüter der Handelsstadt London als Sprach- und Bildbereich des elisabethanischen Dramas, Heidelberg, 1979, 204ff.

[17] *Alexander von Humboldt,* Kosmos. Für die Gegenwart bearbeitet von Hanno Beck, Stuttgart 1978, 268ff.

[18] *Meyers Konversationslexikon,* Bd. VI, Leipzig 1875, 480.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

rend der ersten Reisen des Christoph Kolumbus in der karibischen Inselwelt zusammengetragen worden, nicht absichtsvoll und systematisch, versteht sich, sondern eher zufällig. „Der Admiral sagt", heißt es im Bordbuch, „er habe niemals so etwas Schönes gesehen; die Flußufer sind überall mit Bäumen bestanden, die schön und grün sind und anders als unsere, und jeder hat Blüten und Früchte nach seiner besonderen Art. Viele große und kleine Vögel, die da lieblich sangen. Es gab eine große Menge Palmen, die anders aussehen als die von Guinea oder die unseren ... Das Gras war so hoch wie in Andalusien im April und Mai ... Die Indios sagten, auf dieser Insel gäbe es Gold und Perlen[19]." In dieser kurzen Notiz von der Küste Kubas, aufgezeichnet am 28. Oktober des Jahres 1492, ist bereits enthalten, was in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sehr bewußt und oft mit hohem literarischem und künstlerischem Geschick als Inselexotik angepriesen wurde. Südliche Fremde: mit diesen beiden Worten ließe sich vielleicht am besten der Eindruck umschreiben, den Kolumbus und seine Gefolgsleute von der Insellandschaft der Karibik nach Hause zurückbrachten. Der Aspekt des Südlichen verdeutlichte sich in ihren Schilderungen in der tropischen Überfülle einer Vegetation, die im ewigen Frühling zu verharren schien; in den fast schon berauschenden Wohlgerüchen, die von ihr ausströmten; im lieblichen Gesang der Vögel und in der Buntheit besonders der vielgerühmten Papageien; in der sonnengebräunten Nacktheit der Insulaner. Bemerkenswert und bezeichnend scheint mir, daß die Fremde bei Kolumbus noch nicht als Gegenwelt zur Heimat gesehen wird, schon gar nicht als Gegenwelt in kulturkritischer Absicht, wie später bei den Philosophen des Aufklärungszeitalters – eine derartige Sehweise blieb den Spaniern der ersten Auswanderergeneration, treue Gefolgsleute der Katholischen Könige, die sie waren, noch verschlossen. Man könnte etwas pointiert sagen, daß die Fremde, der Kolumbus in der karibischen Inselwelt begegnete, in seiner Beschreibung zur ins Legendäre gesteigerten Heimatlichkeit wurde; denn vieles von dem, was er auf den Antillen fand, kannte er bereits, es erschien ihm dort nur anders, bunter, reicher, klimatisch angenehmer. Ähnlich wie die Utopie des Schlaraffenlandes lediglich eine freilich bis ins Groteske getriebene Steigerung der Ernährungsmöglichkeiten der europäischen Alltagstafel ist, erschien dem genuesischen Seefahrer jene Insel, die er Hispaniola nennt, als eine Potenzierung der Möglichkeiten Spaniens[20]. In dieser Art und Weise die Fremde zu begreifen, ist, wie wir noch sehen werden, nicht nur der Träumer beheimatet, sondern auch der Kolonisator.

Eine Sehnsucht freilich, die Kolumbus während seiner Fahrten durch die Karibik unablässig umtrieb, ist, soweit ich sehe, später für den Begriff der exotischen Insel nie konstitutiv geworden: die Hoffnung, reiche Goldvor-

[19] *Schmitt* (Anm. 3), 117 f.

[20] Zur Schlaraffenlandthematik vgl. *Martin Müller,* Das Schlaraffenland, Wien 1984.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

kommen zu finden. Kolumbus kannte den berühmten Reisebericht des Venezianers Marco Polo vom Beginn des 14. Jahrhunderts, in dem von der Insel Zipangu, dem heutigen Japan, und ihren goldbedeckten Palästen die Rede ist[21]; und er suchte mit einer an Obsession grenzenden Beharrlichkeit nach dieser Insel. Auch später noch sind die Inseln gelegentlich mit vermuteten Goldvorkommen in Beziehung gesetzt worden, so beispielsweise die von Alvaro Mendaña 1568 entdeckten Südseeinseln, die wir noch heute in gedanklichem Rückgriff auf die biblische Ophir-Überlieferung die „Salomonen" nennen[22]. Es ist zwar richtig, daß Schmuck aus Edelmetall schon vor den überseeischen Entdeckungsreisen und später immer wieder als Exotikum eingesetzt wurde; bereits die Altarmaler des 15. Jahrhunderts, die einen der drei Heiligen Könige als Mohren darstellten, erkannten sehr genau, wie wirkungsvoll sich ein goldener Armreif von der dunklen Haut abhebt. Das El Dorado aber ist nie wirklich zum Ort exotischer Sehnsüchte geworden, möglicherweise darum, weil die Glückseligkeit, die der Exotismus verspricht, um Geldeswert allein nicht zu haben ist.

Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts ist die karibische Inselwelt immer wieder Gegenstand von Beschreibungen gewesen, in denen der Aspekt der südlichen Fremde raffiniert betont wurde, am eindrücklichsten wohl im bereits genannten Reisebericht des Jesuitenmissionars Jean-Baptiste du Tertre aus dem Jahre 1654. Zu dieser Zeit dienten diese Inseln, die gleichsam im Windschatten spanischer, englischer und französischer Interessen lagen, zahlreichen Abenteurern und Desperados als Unterschlupf. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, wie der archaische Lebensstil dieser europäischen Piraten und Küstenbrüder im zeitgenössischen populären Schrifttum eine um Faktentreue wenig besorgte Verklärung erfuhr; es scheint fast, könnte man sarkastisch urteilen, daß nun, nachdem man die ursprüngliche Inselbevölkerung ausgerottet hatte, ein intellektuelles Bedürfnis entstanden war, an deren Stelle das Phantasieprodukt einer europäisch-überseeischen Außenseitergesellschaft treten zu lassen[23]. Die Bukaniers und Flibustiers, welche diese Kolportageliteratur darstellte, glichen in mancher Hinsicht den Wilden, wie die spanischen Seefahrer sie geschildert hatten. Von paradiesischer Unschuld freilich konnte in ihrem Falle nicht mehr die Rede sein; dagegen lobte man überschwenglich die Freiheit und Ungebundenheit ihres Lebensstils, ein Aspekt, der zukünftig zum Inventar des Exotismus gehören sollte. Diese Hochstilisierung des vagabundierenden Weißen zeigt auch, daß das Exotische nicht notwendig auf die Erscheinung des Überseebewohners beschränkt blieb, sondern sich auch auf den Europäer beziehen konnte, der,

[21] *Marco Polo,* Il Milione. Die Wunder der Welt, Zürich 1983, 277.

[22] Vgl. *Oskar Hermann Khristian Spate,* The Spanish Lake, Bd. I, Minneapolis 1979. Vor allem im Gefolge der Publikation von *Alexandre Olivier Oexmelin,* Histoire des aventuriers flibustiers, Paris 1699.

[23] Vgl. *Oexmelin* (Anm. 22).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

seiner Herkunft entfremdet, unter südlicher Sonne zu einer anderen Daseinsform gefunden hatte.

Mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts und der Umwandlung der Antillen in Plantagenkolonien verloren diese Inseln, zumindest vorübergehend, deutlich an exotischem Reiz. Die Profitorientiertheit des Merkantilismus und die Brutalitäten der Sklavenhaltergesellschaft ließen wenig Raum für Inselsehnsüchte. Es besteht im übrigen kein Zweifel daran, daß der kolonisatorische Vorgang, verstanden als fortschreitende Unterwerfung der Natur durch die Kultur, dem Exotischen nicht günstig ist. Der entschiedene Zugriff des Kolonisators holt, was fern und fremd schien, heran, reduziert den Traum auf dessen reale Essenz, erprobt an dieser seine Wirkungsmöglichkeiten. Die Insel, und hier kommt ihre leichte Überschaubarkeit ins Spiel, ist dem kolonisatorischen Prozeß besonders widerstandslos ausgeliefert. Dabei ist es nicht so sehr die Annäherung an die Natur, die den Zauber des Exotischen verscheucht, fatal ist vielmehr jener Zugriff, der sich das Fremde anverwandelt, es zum Eigenen macht.

Die Spannung zwischen einem Daseinsverhalten, das sich der natürlichen Umgebung anpaßt, und einem Daseinsverhalten, das diese Umgebung zum eigenen Nutzen und Gewinn umgestaltet, fand im 18. Jahrhundert reizvollen Ausdruck in der Persönlichkeit des Schriftstellers und Ingenieurs Bernardin de Saint-Pierre, dessen Leben und Werk mit der Insel Mauritius im Indischen Ozean eng verknüpft ist. Bernardin de Saint-Pierre schiffte sich im Jahre 1768 nach Mauritius ein, widmete sich dort während zweier Jahre vorwiegend naturwissenschaftlichen Forschungen und verfaßte unter dem Titel „Voyage à l'Île de France" einen sehr sachlichen Reisebericht[24]. Es war zu der Zeit, da Frankreich unter der tatkräftigen Leitung seines Kolonialgouverneurs Pierre Poivre Anstrengungen unternahm, die an sich wenig fruchtbare Insel urbar zu machen und Siedler anzuwerben, die, wie der Gouverneur sich ausdrückte, bereit wären, durch ihrer Hände Arbeit das persönliche Glück zu erwerben[25]. Diesen kolonialpropagandistischen Standpunkt teilte Bernardin de Saint-Pierre in seinem Reisebericht. Fast zwei Jahrzehnte später jedoch, nachdem der Schriftsteller nach Paris zurückgekehrt war und dort Jean-Jacques Rousseau getroffen hatte, entwarf er, nunmehr aus der Ferne urteilend, in seinem Roman „Paul et Virginie" ein zauberhaft-entrücktes Bild der Insel; es ist vielleicht das erste literarische Produkt, in dem das Exotische nicht mehr bloß als Akzent und Kontrast auftritt, sondern sich in einem ständig präsenten künstlerischen Stilwillen manifestiert. Zwar sind die beiden Hauptgestalten des Romans Europäer, Sohn und Tochter französischer Siedler; doch sie erscheinen vor allem als Naturkinder, von den korrumpierenden Einflüssen der zivilisier-

[24] *Jacques Henri Bernardin de Saint-Pierre,* Voyage à l'Île de France, à l'Île de Bourbon, au Cap de Bonne Espérance, Amsterdam et Paris 1773.

[25] *Pierre Poivre,* Voyages d'un philosophe, Paris 1791, 141.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ten Welt völlig abgeschnitten. Zwar halten sich auch Paul und Virginie einen kleinen eigenen Garten; aber sie beuten die Natur nicht aus, zwingen sie nicht in die Uniformität merkantilistischer Monokultur, sondern sorgen durch umsichtige Pflege dafür, daß die üppige Vielfalt der subtropischen Flora, deren Schilderung Bernardin de Saint-Pierre seine literarisch originellsten Abschnitte widmet, sich voll entfalten kann. In diesem Roman wird der glückselige Naturzustand, den Rousseau im vorindustriellen Zeitalter ansiedelte, in die Gegenwärtigkeit der pastoralen Tropenidylle transportiert. „All ihr Bemühen", schreibt Bernardin de Saint-Pierre von seinen Hauptgestalten, „war darauf gerichtet, einander gefällig zu sein und sich gegenseitig zu helfen. Im übrigen waren sie so unwissend wie Kreolen und konnten weder lesen noch schreiben. Was in vergangenen Zeiten und fern von ihnen geschehen war, beunruhigte sie nicht im geringsten; ihre Neugierde erstreckte sich nicht über dies Gebirge hinaus. Sie glaubten, die Welt sei dort am Ende, wo ihre Insel am Ende war, und konnten sich nichts Liebliches vorstellen, wo sie nicht waren ... Niemals hatten nutzlose Wissenschaften sie Tränen gekostet, niemals der Unterricht in einer traurigen Sittenlehre sie mit Langeweile erfüllt. Sie wußten nicht, was Stehlen sei, da alles bei ihnen gemeinschaftlich war; noch was unmäßig sein heißt, da sie einfache Kost nach Belieben genießen konnten; noch was Lügen sei, da sie keine Wahrheit zu verheimlichen hatten ... So verging ihre erste Kindheit wie eine schöne Morgenröte, die einen noch schöneren Tag verheißt[26]."

Kein Wunder, daß das Glück von Paul und Virginie nicht dauern kann, daß es durch den Einbruch der zivilisierten Welt in ihr Dasein zerstört wird. Virginie gibt dem Drängen einer Verwandten nach und reist nach Frankreich, um sich ausbilden zu lassen. Doch Paris, das ungewohnte Leben mit seinen Zwängen und Verpflichtungen, macht sie unglücklich; eigentlich müßte, schreibt sie in einem Brief an ihre Angehörigen auf Mauritius, Frankreich „ein Land der Wilden" genannt werden[27]. Bei der Rückkehr kommt sie vor den Augen des sie sehnsüchtig erwartenden Paul bei einem Schiffbruch um: der Weg zurück zum aufgegebenen Naturzustand erweist sich als unmöglich, die Aussöhnung von Kultur und Natur mißlingt.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts, nach den großen Entdeckungsreisen von Louis-Antoine de Bougainville und James Cook in den Jahren 1767 bis 1779, wurde Tahiti zum Inbegriff der exotischen Insel schlechthin. Es sei hier im einzelnen nicht wiederholt, was alles von schriftstellerisch begabten Reisenden und ihren Popularisatoren an wortreicher Beschreibungskunst und ungezügelter Einbildungskraft aufgeboten wurde, um jenes Klima südlicher Fremde, von dem wir gesprochen haben, am Beispiel Tahitis in größter atmosphärischer Verdichtung zu erzeugen; ich erinnere lediglich an den

[26] *Jacques Henri Bernardin de Saint-Pierre,* Paul et Virginie, Paris 1788. Ich zitiere aus der deutschen Übersetzung, Zürich 1953, 21f.

[27] Ebd., 103.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

eingangs zitierten Ausschnitt aus Georg Forsters „Reise um die Welt". Kein Zweifel, daß die Ambivalenz des Insularen, die Gegensätzlichkeit von Ferne und Nähe, Hoffnung und Verhängnis, Verlockung und Verführung, in der polynesischen Inselwelt einen fast modellhaften Ausdruck fand. Tahiti, von dem man bis heute nicht sicher weiß, wer es zuerst entdeckt hat, von dem man aber weiß, daß unzählige Seefahrer es in der Folge vergeblich gesucht haben. Tahiti, das Cook bereits nach kurzem Aufenthalt mühelos kartographierte, und von dem man befürchtete, es sei, wenn einmal die Entfernung von Europa rascher überwunden werden könne, leicht kolonisatorisch zu erschließen, ohne daß damals schon jemand etwas von einer Kolonisation durch den Tourismus geahnt hätte.

Tahiti jedoch wiederum, dessen einladende, palmenbestandene Buchten gefährliche Untiefen bargen und das in einer Region lag, die so unberechenbaren Naturgewalten wie Vulkanausbrüchen und Taifunen ausgesetzt war, Erscheinungen, die gerade den Menschen der Aufklärungszeit nicht nur in Schrecken, sondern auch in eine gewisse intellektuelle Verlegenheit setzten. Und die Tahitianer schließlich, deren Freundlichkeit und Gastfreundschaft kaum Grenzen kannte, deren Stimmung aber, wie das Schicksal Cooks zeigt, rasch wechseln konnte und deren geheimere Lebensäußerungen, ihre Tänze etwa, eine Hintergründigkeit vermuten ließen, die für die frühen Besucher unauslotbar blieb.

Der Seefahrer, der in diese Region gelangte, machte die Erfahrung, daß sich ihm alles, was zuerst durchsichtig und faßbar erschienen war, wieder entzog. Blieb er länger, konnte es leicht geschehen, daß er, wenn er nicht an einen deutlich umrissenen Auftrag wie etwa den missionarischen gebunden war, zum kulturellen Überläufer wurde, jenem kaum merklichen Vorgang des „going native" verfiel, den später meisterhaft Joseph Conrad beschrieben hat[28]. Europäische Neuankömmlinge pflegten dann darüber zu staunen, wie sehr diese Zivilisationsrenegaten sich selber abhanden gekommen waren, ohne doch „Wilde" geworden zu sein und zur Glückseligkeit archaischer Daseinsform hingefunden zu haben: Die Ambivalenz insularer Verführungskraft forderte ihre Opfer. Am prägnantesten hat wohl im 19. Jahrhundert der französische Marineoffizier und Schriftsteller Pierre Loti jene Faszination durch das Unfaßbare, jenen Fata Morgana-Charakter der polynesischen Inselwelt in Worte gefaßt, wenn er in einem seiner geglückteren Romane aus dem Jahre 1880 schrieb: „Es gibt im tahitianischen Charme viel von jener fremden Traurigkeit, die über allen Inseln Ozeaniens liegt: die Abgeschiedenheit inmitten der unermeßlichen Weiten des Pazifiks, der Wind des Meeres, das Geräusch der Brandung, die undurchdringlichen Schatten, die rauhen und traurigen Stimmen der Maoris, die sich singend unter den erstaunlich hohen, schlanken, weißen Stämmen der Kokospalmen bewegen ...

[28] Vgl. *Urs Bitterli,* Schriftsteller und Kolonialismus, Zürich 1973, 29 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Man erschöpft sich dabei zu suchen, zu ergreifen, auszudrücken ... Vergebliche Mühe ... Jenes Etwas verflüchtigt sich, bleibt unverstanden[29]."

Doch das ist, vom Tonfall her, bereits unverkennbar exotischer Impressionismus des späten 19. Jahrhunderts. Für das Tahiti-Bild des Aufklärungszeitalters bleibt bezeichnend, daß es sich von den Erlebnisberichten der Reisenden, wie fantasievoll auch diese bereits sein mögen, löst und eine autonome Welt eigenen Profils entwirft, in welcher, dem antikisierend-bukolischen Zeitgeschmack entsprechend, Paradiesesvorstellung und Utopie wieder mächtig werden. So schrieb im Jahre 1782 ein gewisser Poncelin de la Roche-Tilhac eine weitgehend frei ersonnene Geschichte Tahitis und entwickelte darin seine Idee eines Musterstaates – das Buch wurde in Frankreich oft nachgeahmt[30]. Und in England wurde um dieselbe Zeit mit größtem Erfolg ein Stück des Schotten O'Keefe uraufgeführt, das unter dem Titel „Omai, or a Trip round the World" die Geschichte eines Südseeprinzen erzählt, der sich in der britischen Hauptstadt mit der schönen Londina ehelich verbindet; die Theateraufführung gipfelt in der ebenso prunkvollen wie larmoyanten Apotheose des Schlußbildes, in welcher sich die Kultur Englands mit der Natur Polynesiens harmonisch verbindet[31].

Die Südseereisenden des 19. Jahrhunderts sollten dies wieder anders sehen. In ihren Augen war das Paradies unwiederbringlich verloren, nicht etwa, weil es seinem Wesen nach nicht zu erlangen war, sondern weil die Europäer selbst sich einen neuerlichen Sündenfall hatten zuschulden kommen lassen. Inzwischen hatten die Seefahrer die Geschlechtskrankheiten nach den Inseln gebracht, die Missionare hatten die Bekleidung und neue Sitten eingeführt und die Walfänger ein neuartiges Profitdenken. „Auf O-Taheiti, auf O-Waihi", schrieb Adalbert von Chamisso, der Hawaii im Jahre 1817 an Bord eines russischen Expeditionsschiffes aufsuchte, „verhüllen Missionshemden die schönen Leiber, alles Kunstspiel verstummt, und das Tabu des Sabbats senkt sich still und traurig über die Kinder der Freude[32]." Zwar gab es durchaus noch Reisende, darunter berühmte Schriftsteller wie Hermann Melville und Robert Louis Stevenson, in deren Werk die Fremde polynesischer Inselparadiese höchst verführerisch beschworen wurde, immer freilich schon mit dem unterschwelligen Wissen, daß die Zeit abgelaufen war. Der amerikanische Historiker Henry Adams, der Tahiti im Jahre 1890 besuchte, sah sich völlig desillusioniert: „Die Tahitianer", schrieb er an eine Freundin, „sind das langweiligste Volk, dem ich je begegnet bin ... Schnaps ist das einzige Vergnügen, welches Zivilisation und Religion hier übriggelassen haben, und sie trinken, trinken, jedes Jahr mehr, während der Ackerbau zurückgeht, die Pflanzungen zerfallen und Krankheit die Rasse

[29] *Pierre Loti,* Le mariage de Loti, Paris 1976, 46.
[30] *J.-Ch. Poncelin de la Roche-Tilhac,* Histoire des révolutions de Tahiti, Paris 1782.
[31] Vgl. *Bernard Smith,* European Visions and the South Pacific, Oxford 1960, 80ff.
[32] *Adalbert von Chamisso,* Reise um die Welt, Berlin 1975, 230.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schwächt. Die Melancholie von allem dem bedrückt mich sehr[33]." Der Inselsehnsucht des viktorianischen und wilhelminischen Zeitalters ist dieses resignierte Eingeständnis, der europäische „homo faber" habe seine Chance zum Rückzug in die Glückseligkeit antipodischer Lebensumstände erneut verspielt, den Sündenfall zum zweiten Mal begangen, unverlierbar beigemischt. Ich würde sogar meinen, der Exotismus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts beziehe da, wo er künstlerisch überzeugend auftritt, seine Glaubwürdigkeit aus genau dieser melancholischen Selbstanklage.

Dem Tourismus unserer Tage freilich scheint solcher Traum fremd. In perfekter Regie und mit großem Werbeaufwand werden die verlorenen und die verwirkten Inselparadiese synthetisch neu geschaffen, überall in den Weltmeeren, am gigantischsten wohl auf Hawaii, dessen 60 000 Hotelzimmer im Jahre 1982 von fast sechs Millionen Touristen belegt wurden und dessen Erholungsindustrie im selben Zeitraum 3,7 Milliarden Dollar einbrachte, weit mehr als die Militärstützpunkte und der Fruchtexport[34]. Angestrebt wird die Quadratur des Kreises: man öffnet Fluchtwege aus den Zwängen des zivilisierten Alltags, schafft verlockende Urlaubsannehmlichkeiten – beides mit einem Einsatz an organisatorischer und technischer Logistik, der jenen Sehnsüchten, die er zu stillen verspricht, aufs feindlichste gegenübersteht. Um es mit den Worten Hans Magnus Enzenbergers zu sagen: „Wie der Igel im Märchen den keuchenden Hasen am Ziel des Wettlaufs immer schon höhnisch erwartet, so kommt dem Tourismus allemal seine Widerlegung zuvor[35]." Freilich beruft sich die Tourismus-Werbung, um die Faszination ferner und näherer, jedenfalls rasch erreichbarer Inselparadiese zu beschwören, noch immer auf ein traditionelles Arsenal von Begriffen und Vorstellungen. In einer Anzeige der „Air Mauritius", die kürzlich in einer Zürcher Tageszeitung unter dem Titel „Zu dem Paradies, das Vorbild für den Himmel war" erschienen ist, lese ich folgende Sätze: „Keine Hochhäuser, keine Betonburgen. Keine Charterflüge, kein Massentourismus. Nichts als unberührte Strände, Lagunen, Landschaften. Gourmet-Cuisine. Gehobene Gesellschaft. Zivilisierte Lokalpolitik[36]." Wenig an diesem Text will dem Historiker, der über die Geistesgeschichte der europäisch-überseeischen Beziehungen nachdenkt, als neuartig erscheinen, auch nicht der Hinweis auf gepflegten Individualtourismus, hat sich doch bereits Joseph Conrad in „Lord Jim" über jene Weltreisenden aus gehobener Familie geärgert, die sich ihre Reiseeindrücke wie die Kofferetiketten asiatischer Palace-Hotels ins Gedächtnis klebten, „als einzig dauerhafte Spur ihrer fortschreitenden Unternehmung"[37]. Überraschend allerdings ist die Über-

[33] *Henry Adams,* Letters, Bd. I, Boston and New York 1930, 419.

[34] Vgl. Sondernummer der Zeitschrift *Merian* über Hawaii, Hamburg 1984, 45.

[35] *Hans Magnus Enzensberger,* Einzelheiten I, Bewußtseinsindustrie, Frankfurt 1967, 191.

[36] *Tages-Anzeiger-Magazin,* Zürich, 3. 11. 1984, 33.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schrift der genannten Anzeige: Mauritius, das Vorbild für den Himmel. So zu reden, wäre den Seefahrern früherer Jahrhunderte, denen der Himmel noch immer als letzte Instanz galt, zweifellos als Blasphemie erschienen.

Auch der Historiker wird es sich versagen müssen, der freundlichen Aufforderung der „Air Mauritius" Folge zu leisten, fühlt er sich doch verpflichtet, die Spannung zwischen Realität und Utopie, die sich der Exotismus künstlerisch zunutze macht, in seiner wissenschaftlichen Arbeit auszuhalten, und nicht, sie zu verdrängen. Und da steht zu befürchten, daß der Historiker, wenn er tatsächlich nach Mauritius reiste, „zivilisierte Lokalpolitik" hin oder her, nicht vergessen könnte, daß die Insel mit schwerwiegenden Problemen der Überbevölkerung und des ethnischen Partikularismus ringt und wirtschaftlich nicht zu überleben vermöchte, wenn ihr die Europäische Gemeinschaft nicht den größten Teil ihrer Zuckerproduktion abnehmen würde. Was jedoch das Paradies betrifft, gestatte ich mir zum Schluß meiner Ausführungen den Satz eines englischen Fachkollegen aus dem 14. Jahrhundert zu zitieren, an den wir uns auch heute noch mit Vorteil halten sollten. In seinem um 1350 verfaßten Buch „Reisen durch das Gelobte Land, Indien und China", einem Bericht, den wir zugleich als weitgefaßten universalhistorischen Entwurf lesen können, kommt John Mandeville auch auf das Paradies zu sprechen, muß sich aber versagen, auf das Thema näher einzugehen. „Von dem Paradiese", schreibt Mandeville, und ich schließe mich dieser Bemerkung an, „vermag ich nicht recht zu erzählen, denn da bin ich nicht gewesen: es liegt gar fern, und auch war ich nicht würdig[38]."

[37] Zit. nach *Bitterli,* Schriftsteller und Kolonialismus (Anm. 28), 46.

[38] *John Mandeville,* Die Reisen des Ritters John Mandeville durch das Gelobte Land, Indien und China, Stuttgart 1966, 194.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Faszination und Wandel im europäischen Amerikabild

Vom Eldorado zum Paradigma

Von Horst Dippel, z. Z. Kassel

Kein anderer Kontinent hat in den zurückliegenden 500 Jahren derart intensiv auf die Vorstellungswelt Europas eingewirkt wie Amerika. Die Gründe liegen auf der Hand. Schließlich – so jedenfalls die Perspektive aus Europa – verdankt Amerika seine Existenz praktisch Europa, das es vor 500 Jahren entdeckte, und die Mehrzahl seiner heute über 600 Mill. Einwohner reklamiert europäische Abstammung. Geschichte und Bevölkerung scheinen daher den amerikanischen Kontinent stärker als jeden anderen an Europa, seine Geschichte und Bevölkerung gebunden zu haben.

Dennoch und ungeachtet einer jahrhundertelangen kolonialen Abhängigkeit war Amerika nie eine Art überseeisches Europa, blieb der Kontinent aus europäischer Sicht stets mit einer deutlichen Fremdartigkeit behaftet, von der jahrhundertelang eine eigentümliche Faszination ausgegangen ist, eine Faszination, die von grenzenloser und unkritischer Bewunderung bis zu abgrundtiefem Abscheu reichte und häufig eine sublime Mischung aus beiden Extremen darstellte. Angesichts dieser weitgehend emotional bestimmten Betrachtung war das europäische Amerikabild über die Jahrhunderte hinweg zwangsläufig schillernd, vielfachem Wandel unterworfen und dennoch meist deutlich realitätsfern.

Doch über das Pendeln zwischen zwei extremen Polen hinaus vollzog sich im Laufe der Zeit und zumal in jener ersten, hier zu behandelnden Phase, die bis zum Ende des 18. Jahrhunderts reichte, zugleich in mehrfacher Weise ein inhaltlicher Wandel: Einerseits verlagerte sich das europäische Interesse an Amerika hin zu immer neuen Themen und zu wechselnden geographischen Teilräumen des Doppelkontinents, andererseits – und dessen war man sich angesichts eines unreflektierten Europazentrismus sehr viel weniger bewußt – wurde aus dem vermeintlichen Appendix Europas zunehmend eine eigenständige Welt, die in wachsendem Maße ihren eigenen ökonomischen, sozialen und schließlich auch politischen Bedingungen folgte, dank derer sie im Laufe der Jahrhunderte direkt oder indirekt mehr und mehr auf europäisches Denken und Handeln einwirkte.

Ich möchte dieses insgesamt sehr komplexe und vielschichtige Thema nicht über die Jahrhunderte in seiner ganzen Breite aufrollen – dies wäre

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sicherlich einer eingehenden und breit angelegten Untersuchung wert[1] –, sondern statt dessen in einer eher kursorischen Betrachtung versuchen, an Hand einiger herausgegriffener Beispiele Inhalte zu verdeutlichen, die mit der Metapher „Amerika" verbunden waren, und dabei den Spannungsbogen jenes schon angedeuteten Wandels hin zu einer neuen Synthese darlegen. Wie stand es um die Symbolhaftigkeit des Ausdrucks, und welche Assoziationen weckte das Wort „Amerika" bei einem gebildeten Publikum, und wie veränderten sich diese vom frühen 16. bis zum späten 18. Jahrhundert? Gerade in der sprachlichen Verkürzung, die den Begriff lediglich noch als – wenn auch außerordentlich aussagekräftiges – Etikett benutzt, wird deutlich, wie fundamental der Wandel der mit ihm verbundenen Inhalte zwischen etwa 1530 und 1780 gewesen ist.

Um Antworten auf die skizzierte Fragestellung geben zu können, werde ich mich zunächst gewissermaßen mit der Eingangsfrage beschäftigen, welche Welt man überhaupt entdeckt habe, ein Problem, das über die Kontroverse Indien oder Neue Welt hinausführt und von nachwirkender Bedeutung blieb. Ein zweiter Fragenkomplex wird sich nachfolgend mit den Indianern und damit im weiteren Sinn mit der sozialen Problematik auseinandersetzen, während ein dritter Teil dem ökonomischen Bereich vorbehalten ist. Ein abschließender, vierter Aspekt wird sich schließlich mit dem wachsenden Bewußtsein von der politischen Bedeutung Amerikas für Europa auseinandersetzen.

Welche Welt war 1492 und in den nachfolgenden Jahren entdeckt worden? Es geht mir dabei nicht um die Frage, wann sich die Erkenntnis des „mundus novus" durchsetzte, die bekanntlich ganz ursächlich mit den Reisen Amerigo Vespuccis zusammenhing, nach denen Martin Waldseemüller und Matthias Ringmann 1507 in ihrer „Cosmographiae introductio" anregten, die neuentdeckten Länder „America" zu nennen, womit ihre Eigenständigkeit gegenüber den bereits bekannten Kontinenten zum Ausdruck gebracht werden sollte. Erheblich bedeutsamer erscheint mir für das europäische Erfassen der Entdeckungen der Versuch ihrer Ausdeutung. Was war wirk-

[1] Vgl. dazu die allerdings durchweg andersartige Fragestellungen verfolgenden Arbeiten von *Harold Jantz,* Amerika im deutschen Dichten und Denken, in: Deutsche Philologie im Aufriß, hrsg. v. Wolfgang Stammler, 2. Aufl., Bd. 3, Berlin 1962, 309 - 372; *Volker Meid,* Francisci, Happel und Pocahontas. Amerikanisches in der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts, in: Amerika in der deutschen Literatur. Neue Welt – Nordamerika – USA, hrsg. v. Sigrid Bauschinger u. a., Stuttgart 1975, 17 - 27; *Gustav H. Blanke,* Amerika im englischen Schrifttum des 16. und 17. Jahrhunderts, Bochum 1962; *Churchill S. Ward,* The English Conception of America, 1550 - 1700, Ph. D. Diss. Case Western Reserve University (1974), Ann Arbor, Ill. 1975; *Colin Steele,* English Interpreters of the Iberian New World from Purchas to Stevens. A Bibliographical Study, 1603 - 1726, Oxford 1975; *Edmundo O'Gorman,* The Invention of America. An Inquiry into the Historical Nature of the New World and the Meaning of Its History, Bloomington, Ind. 1961; *Hugh Honour,* The New Golden Land. European Images of America from the Discoveries to the Present Time, London 1976; First Images of America. The Impact of the New World on the Old, hrsg. v. *Fredi Chiappelli* u. a., 2 Bde., Berkeley 1976.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

lich entdeckt worden? Handelte es sich um Atlantis, um verlorengegangene Teile jener Welt, über deren Lage jenseits der Meerenge von Gibraltar seit den Tagen Platos stets neue, vielfältige Spekulationen angestellt worden waren?

Der Vorstellungswelt des ausgehenden Mittelalters lag dagegen letztlich der Rekurs auf die Apokalypse, jenes in Europa seit dem Spätmittelalter so verbreitete Thema, sehr viel näher, zumal es zu zunehmend schreckenerregenden Darstellungen Anlaß gab, die die eigene Phantasie beflügelte und durch so unterschiedliche Publikationen wie jene von Simon Grynaeus, Hans Staden, Levin Hulsius u.a.[2] über Kannibalen, menschenähnliche Wesen und die kraftvollen Ausmalungen vermeintlicher oder tatsächlicher spanischer Grausamkeiten genährt werden konnte.

Ungleich folgenreicher sollte jedoch ein andersartiger Versuch der Ausdeutung werden, der nicht die Schreckensvisionen eines durch Pest, Kriege und Hungersnöte geplagten Europa belebte, sondern der die daraus gespeiste Sehnsucht nach einer besseren Welt mit der eschatologischen Komponente des Christentums verband und auf den neuen Kontinent übertrug. Nicht Atlantis oder Apokalypse erfuhren durch die Existenz Amerikas ihre moderne Sinngebung, sondern Genesis 2, 10 - 14: Die Neue Welt sei nichts anderes als das biblische Paradies mit seinen vier Strömen Pischon – der aus dem Goldland –, Gihon, Tigris und Euphrat, mit denen in Wirklichkeit die südamerikanischen Ströme Amazonas, La Plata, Orinoco und Magdalena gemeint seien.

Antonio León Pinelo, einer der gelehrtesten Kenner Amerikas, der mittelalterlichen Geographie und der antiken Kosmographie sowie der jüdischen und frühchristlichen Literatur hat in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in seinem „El Paraíso del Nuevo Mundo, Comentario Apologético" diese ausschließlich Südamerika berücksichtigende These umfassend zu belegen versucht. Das faszinierende, in seinem Reichtum Indien weit übertreffende Amerika – der in Spanien geborene und dort größtenteils lebende León Pinelo verstand sich nach einem längeren Aufenthalt in Lima als Peruaner – sei nichts anderes als der biblische Garten Eden[3].

León Pinelo hatte ausgedrückt, was vor ihm schon viele andere bis hin zu Columbus in der Überzeugung gemutmaßt hatten, daß die Bibel von der Sintflut bis zu Salomon eine Fülle bislang unerkannter Hinweise auf Ame-

[2] *Simon Grynaeus,* Novus orbis regionum ac insularum veteribus incognitarum, Basel 1532; *Hans Staden,* Warhaftige Historia und beschreibung eyner Landtschafft der Wilden, Nacketen, Grimmigen Menschenfresser Leuthen, in der Newenwelt America gelegen, Marburg 1557; *Levin Hulsius,* Kurtze Wunderbare Beschreibung Deß Goldreichen Königreichs Guianae in America, Nürnberg 1599.

[3] Vgl. zu León Pinelo *Germán Arciniegas,* América en Europa, Buenos Aires 1975, 57 - 59; *A. Curtis Wilgus,* The Historiography of Latin America: A Guide to Historical Writing, 1500 - 1800, Metuchen, N.J. 1975, 127 - 128.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

rika enthalte. Doch was bedeutete diese Identifizierung Amerikas und speziell Südamerikas mit dem Paradies? Bezeichnenderweise wurde daraus ja nicht die zunächst naheliegend erscheinende Folgerung abgeleitet, daß der sich nach dort begebende Europäer in das Paradies zurückkehre. Für den Europäer ergaben sich, selbst in Amerika, daraus keine Konsequenzen. Um so gravierender waren jedoch die Folgen für Amerika. Denn als Land des biblischen Paradieses war der Kontinent integraler und originärer Bestandteil des christlichen Universums, mithin den spätmittelalterlichen Vorstellungen weltlicher und geistlicher christlicher Ordnung unterworfen. Politische Besitznahme und Missionierung des Kontinents waren damit ebenso gerechtfertigt, ja geboten wie seine rücksichtslose ökonomische Ausbeutung.

Die Einbeziehung Amerikas in die christliche Weltordnung bedeutete mehr als die – genuin mittelalterliche – theologische Legitimation weltlicher Herrschaft, die sich in vieler Hinsicht sehr viel rücksichtsloser und brutaler entfaltete als in ihrer säkularisierten Form des neuzeitlichen europäischen Imperialismus, sie war zugleich Ausdruck des Anspruchs absoluter intellektueller Dominanz, die jenseits des Materiellen keinerlei kulturellen Austausch zuließ. Damit hatte sich Europa den Weg für eine realitätsbezogene Auseinandersetzung mit Amerika von Anbeginn selbst versperrt.

Es fügt sich in dieses Bild des letztlich religiös begründeten Absolutheitsanspruchs, daß etwa zur gleichen Zeit, als León Pinelo seinen „Comentario Apologético del Paraíso del Nuevo Mundo" verfaßte, an der nordostamerikanischen Küste bei Cape Cod englische Pilgerväter mit der Errichtung einer „City upon the Hill", eines neuen Jerusalem begannen, das jenes biblisch-christliche Leben in unbefleckter Reinheit zum Ausdruck bringen sollte, für das Amerika nicht mehr als die willkommene, doch letztlich belanglose Kulisse abgab.

Wenngleich der religiöse Impetus der Pilgerväter zumindest zunächst auch ihr eigentliches Ziel blieb, während das theologische Argument rasch zum bloßen Feigenblatt spanischen Herrschaftsanspruchs und kolonialer Ausbeutung degenerierte, war beiden gemein, daß Amerika in seiner Eigenart und Eigenständigkeit bei ihnen in der Regel kein sonderliches Interesse fand. Es war der Europäer, der in Amerika um seiner eigenen Ziele willen war und handelte und damit das europäische Amerikabild der Zeit in erheblichem Maße prägte.

Doch auch wenn im 17. Jahrhundert über die außerordentlich umfangreiche religiöse Amerika-Literatur hinaus – darunter noch 1691 eine Zurückweisung der Auffassung von Amerika als dem biblischen Paradies durch den französischen Bischof Pierre Daniel Huet[4] – Reisebeschreibungen und geo-

[4] Vgl. Bibliotheca Americana. Catalogue of the John Carter Brown Library in Brown University: Books Printed 1675 - 1700, Providence, R.I. 1973, 240.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

graphische Werke über Amerika oder spezielle Teile dieses Kontinents erschienen, blieb es durchweg bei jener Europa so prägenden Faszination, die die Phantasie angesichts des Fremdartigen beflügelte, jedoch kaum zu fundierter Auseinandersetzung mit dem Neuen Anlaß geben konnte.

Ein Beispiel für das Fortwirken dieses ebenso diffusen wie von unkritischer und realitätsferner Faszination geprägten Amerikabildes ist die Literatur über die Indianer und damit das in Europa geläufige Indianerbild[5]. Es erscheint mir in diesem Zusammenhang nicht nur wichtig, was man gesehen hat bzw. sehen zu können glaubte und was dann zu jenem Wandel des Indianerbildes vom Kannibalen zum – wenn auch nicht unumstrittenen – „edlen Wilden" führte, der seit den Tagen Montaignes und dann insbesondere einem rousseauistisch beeinflußten, vorromantischen Bürgertum in Europa, bei dem sich Kulturpessimismus breit machte, als Vorbild des unverdorbenen, aufrichtigen und geradlinigen Menschen erscheinen konnte. Mindestens ebenso bedeutsam dürfte sein, was man in der Regel nicht beachtet hat bzw. in Europa keine Resonanz fand, nämlich daß es in Amerika hochstehende Indianerzivilisationen gab, die mehr als Gold zu bieten hatten und deren zivilisatorische Leistungen und kulturelle Errungenschaften hinreichenden Anlaß zu einer intellektuellen Auseinandersetzung hätten bieten können.

Daß dies – von Ausnahmen abgesehen – nicht geschah, hängt ursächlich mit den eingangs geschilderten Prämissen zusammen: Man war nicht nach Amerika gekommen, um von dort zu lernen. Man wollte lehren – oder aber sich bereichern, doch letzteres ausschließlich auf materiellem Gebiet. Das aus der „Reconquista" hervorgegangene politisch-soziale Leitbild des „Conquistador" dominierte, der jenseits des Atlantik ein neues Betätigungsfeld fand, wo das Eldorado lockte, die Faszination des Goldes, nicht jene der Kultur. So gesehen dürfte der soziale Typus des „Conquistador" am reinsten durch Francisco Pizarro verkörpert worden sein, der angesichts seiner eigenen Skrupellosigkeit zum Sinnbild einer rücksichtslosen politischen Dominanz und menschenverachtenden materiellen Ausplünderung werden konnte.

Gewiß hat es an Gegenstimmen nicht gefehlt, und der Name von Bartolomé de Las Casas dient als allfälliges Beispiel. Doch es dauerte lange, bis das generelle Bild von der Primitivität und Kulturlosigkeit der Indianer in Europa substantielle Korrekturen erfuhr. Der Spanier Antonio de Ulloa, der um und nach der Mitte des 18. Jahrhunderts nachzuweisen suchte, daß süd- und mittelamerikanische Indianerstämme über Fertigkeiten verfügten, die alles andere als primitiv waren[6], verdient in diesem Zusammenhang beson-

[5] Vgl. dazu u.a. *Robert F. Berkhofer, Jr.*, The White Man's Indian: Images of the American Indian from Columbus to the Present, New York 1978; *H. C. Porter*, The Inconstant Savage. England and the North American Indian, 1500 - 1600, London 1979.

[6] Vgl. Die Neue Welt in den Schätzen einer alten europäischen Bibliothek. Ausstellung der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Braunschweig 1976, 71 - 72.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

dere Erwähnung, zumal seine Bücher auch in weitere europäische Sprachen übersetzt wurden.

Der Durchbruch zu einem neuen, auf breiter Basis rezipierten Indianerbild blieb ihm wie Autoren ähnlicher Zielsetzung in dieser Zeit jedoch versagt, nicht nur weil jahrhundertealte Absurditäten und Ungereimtheiten unausrottbar erschienen[7]. Die Zeit gehörte bereits den Thesen Buffons und ihrer Vulgarisierung durch Cornelius de Pauw von der Degeneration allen Lebens in Amerika, einschließlich des menschlichen. Gerade daß man sich in Europa in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts jahrzehntelang mit den grotesken Behauptungen de Pauws ernsthaft auseinandersetzte und sie umständlich zu widerlegen suchte[8], unterstreicht, in wie hohem Maße Amerika Objekt europäischer Klischees war und wie wenig man vielfach selbst noch in dieser Phase zu einer fundierten Erörterung amerikanischer Themen bereit und in der Lage war. Dennoch hatten de Pauw und die um seine Ideen geführten Diskussionen als Antwort auf den rousseauistischen Kulturpessimismus der Zeit etwas Wesentliches zum Ausdruck gebracht, was über die Kontroversen um den Sitz des biblischen Gartens Eden hinausführte: Mehr noch als im Zeitalter der Entdeckungen brauchte und gebrauchte Europa zumal im 17. und 18. Jahrhundert Amerika zur Verifizierung seiner eigenen Ideen und Vorstellungen. Hierbei handelte es sich nicht länger um die theologische Legitimation staatlichen Handelns, sondern um vermeintliche praktische Beweise für in Europa entwickelte Theorien. Zwei derartige europäische Theoreme sind schon seit Beginn des 16. Jahrhunderts zunehmend mit der realen Existenz Amerikas begründet worden: der Gedanke der Utopie sowie seit dem 17. Jahrhundert die Konzeption vom Naturzustand des Menschen, für den das indianische Leben der Gegenwart voranthropologischen Anschauungsunterricht zu bieten schien.

Für die frühneuzeitlichen Utopien eines Thomas Morus, Tommaso Campanella, des Abbé Morelly bis zu den frühsozialistischen Utopien des 19. Jahrhunderts, bis zu Georg Rapp, Robert Owen oder Charles Fourier hat Amerika jeweils eine mehr oder weniger große Rolle gespielt. Vielfach bedingt durch entsprechende Lektüre meist über südamerikanische Indianer und ihre Reiche, wurde nämlich der Kontinent zum in der Phantasie konzipierten Schauplatz einer utopischen staatlichen Ordnung auserkoren oder er gab, so bei den utopischen Sozialisten, als geeignetes Experimentier-

[7] So wiederholte noch *Johann Friedrich Schröter,* Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von America, 2 Bde., Halle 1752 - 53, die absurde, aus dem 16. Jahrhundert stammende These von der Kopflosigkeit der Indianer Guayanas.

[8] Vgl. die bibliographischen Nachweise bei *Horst Dippel,* Americana Germanica 1770 - 1800. Bibliographie deutscher Amerikaliteratur, Stuttgart 1976, 7 - 45. Zur umfassenden Auseinandersetzung mit den Thesen Buffons und de Pauws und des wissenschaftlichen Streits um sie vgl. *Antonello Gerbi,* La Disputa del Nuevo Mondo: Storia di una polemica, 1750 - 1900, Milano 1955 (engl. Übers.: The Dispute of the New World. The History of a Polemic, 1750 - 1900, Pittsburgh 1973).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

feld – diesmal vorwiegend in Nordamerika – für die praktische Verwirklichung neuartiger sozialer Ordnungsmodelle den Rahmen ab.

Während in diesen Konzeptionen Amerika – wobei die Parallelen zu den Pilgervätern und der "City upon the Hill" unübersehbar sind – weitgehend den Schauplatz für die theoretische oder praktische Umsetzung utopischer Vorstellungen bot, die aus der Auseinandersetzung mit der realen politisch-sozialen Ordnung Europas entstanden waren, ging das an Amerika orientierte Naturzustandsdenken bereits einen deutlichen Schritt darüber hinaus. Denn wenn es bei Locke in seinen "Two Treatises of Government" hieß: "Thus in the beginning all the World was America[9]", dann ist darin schon ein erster unterschwelliger Ansatz enthalten, der sich in den Vorstellungen vom „edlen Wilden" noch verstärken sollte, daß Europa von Amerika und seinen Bewohnern lernen könne, d.h. daß aus dem bislang ausschließlich einseitig reproduzierenden Amerikabild ein komplexeres Gebilde wechselseitiger Beeinflussung werden konnte. Damit tritt ein für die Zukunft entscheidender Wandel des Amerikabilds ein, der sich zwar zunächst nur allmählich vollzieht, doch im Verlauf der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von der unkritischen, realitätsfernen Faszination früherer Zeiten zu dem neuen Bild von Amerika als Paradigma überleitet, dessen Rückwirkungen auf Europa, wie dann das 19. und 20. Jahrhundert gezeigt haben, von ungleich größerer Tragweite waren.

Im weitergefaßten sozialen Bereich ist bezeichnend für diesen Wandel die sich z.B. in Deutschland in den frühen 1770er Jahren geradezu abrupt vollziehende Veränderung des Begriffs „Amerikaner". War seit dem frühen 16. Jahrhundert der Amerikaner stets die Bezeichnung für die indianische Urbevölkerung gewesen, so wurde in revolutionärer Umdeutung plötzlich der in Amerika lebende Weiße europäischer Abstammung zum eigentlichen „Amerikaner", gegenüber dem der Indianer völlig aus dem Blickfeld verschwand[10].

Ursächlich für diese schlagartige Reinterpretation waren die plötzlich das Interesse Europas auf sich ziehenden englischen Kolonien im Nordosten des Kontinents, in denen die indianische Urbevölkerung systematisch aus der kolonialen Gesellschaft ausgegrenzt blieb, mithin zu einem exotischen Farbtupfer einer letztlich weitgehend europäisch geprägten Welt wurde. In dieser nicht hinterfragten sozialen Situation konnte man also angesichts des politischen Konflikts von den europäischen Siedlern leicht als „Amerikanern" reden – sie fingen selbst ja übrigens auch in dieser Zeit an, sich als

[9] II, § 49 (Ausg. v. Peter Laslett, Cambridge 1963, 319). Vgl. dazu, wenn auch mit einer ganz anderen Fragestellung: *Herman Lebovics,* The Uses of America in Locke's *Second Treatise of Government,* in: Journal of the History of Ideas, 47 (1986), 567 - 581.

[10] Vgl. dazu *Horst Dippel,* Germany and the American Revolution, 1770 - 1800. A Sociohistorical Investigation in Late Eighteenth-Century Political Thinking, Chapel Hill, N.C. 1977, 3 - 16 u.ö.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Amerikaner zu begreifen –, wobei lediglich zu fragen bleibt, wie weit diese Umdeutung zu diesem Zeitpunkt bereits über den Bereich der englischen Kolonien hinaus vorgenommen wurde.

Wir treten damit in eine neue Phase des europäischen Amerikabildes ein. Die Bereitschaft, von Amerika Dinge zu übernehmen, hatte bislang im wesentlichen nur im ökonomischen Bereich bestanden. Hier hatte das eigentliche Movens gelegen, das schließlich zur Entdeckung Amerikas geführt hatte, und die Goldgier der „Conquistadores" war rasch derart sprichwörtlich geworden, daß sie auch der Vorwand missionarischer Tätigkeit kaum zu kaschieren vermochte. Der bald sagenumwobene Reichtum Amerikas an Edelmetallen schien nur auf seine Hebung, um nicht zu sagen seine Ausplünderung durch Europa zu warten, eine Haltung, von der noch die „gold rushes" in Kalifornien und am Yukon im vorigen Jahrhundert als späte Nachfahren zeugen.

Aber nicht nur Gold und Silber kamen aus Amerika, sondern auch Zucker und Indigo, Tabak und Baumwolle, Kaffee und Kakao, Kartoffeln und Mais und eine Fülle weiterer landwirtschaftlicher Produkte, daneben Hölzer und Pflanzen, Fische u. a. m. Europa war begierig auf diese großenteils neuartigen Erzeugnisse und hat sie in wachsendem Maße importiert. Die Rückwirkungen auf das europäische Amerikabild waren dagegen erheblich subtiler. Das Interesse an der amerikanischen Fauna und Flora nahm spätestens im 18. Jahrhundert sichtbar zu, zu einer Zeit, als die Begeisterung für das Exotische in Europa allenthalben in Mode war. Was dem einen seine Chinoiserien waren, waren für die anderen die Parks und Gärten mit amerikanischen Pflanzen und Bäumen, und während man in Spanien und Südeuropa dabei weitgehend auf die lateinamerikanische Pflanzenwelt zurückgriff, galt in Deutschland und Nordwesteuropa aus naheliegenden klimatischen Gründen das besondere Interesse den Gewächsen Nordamerikas.

Natürlich lag auf den Importen aus der Neuen Welt selbst noch im 18. Jahrhundert weitgehend der Hauch des Luxus, durch den ohnehin die direkte Einwirkung auf das Amerikabild breiterer Schichten begrenzt blieb. Aber für die europäischen Staaten und am Überseehandel interessierten Gruppen wurde Amerika ein zunehmend interessanter Handelspartner, und dies konnte seine Langzeitwirkung auf breitere Kreise nicht verfehlen. Denn gerade indem Europa in ständig wachsendem Maße aus Amerika importierte, mußte es – zumal im Zeitalter des Merkantilismus mit seiner Doktrin einer mindestens ausgeglichenen, möglichst positiven Handelsbilanz – an steigenden Exporten nach Amerika interessiert sein.

Es mag unzulässig simplifiziert erscheinen zu behaupten, weil Friedrich II. auf den virginischen Tabak nicht verzichten wollte – er galt als unvergleichlich besser als der märkische –, habe er die schlesische Kaufmannschaft unermüdlich zum Leinwandexport nach Amerika aufgefordert. Das

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Problem wird aber deutlicher, wenn man die englischen Handelsstatistiken betrachtet. Das gesamte 18. Jahrhundert über bezog Großbritannien zwischen zwei Drittel und vier Fünftel seiner amerikanischen Importe von seinen westindischen Inseln, und der Wert dieser Importe stieg in dieser Zeit um nahezu das Zehnfache. Diese Tendenzen setzten sich übrigens auch noch in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts fort, obwohl der prozentuale Anteil der Westindienimporte bei weiterer drastischer Wertsteigerung auf etwa 50% der gesamten amerikanischen Einfuhren zurückging. Um diese wachsende Inlandsnachfrage nach amerikanischen Produkten kompensieren zu können, mußte Großbritannien das gesamte Jahrhundert über an der steten Steigerung seines Exports in seine nordamerikanischen Kolonien und späteren Vereinigten Staaten, seinen Hauptabsatzmarkt in Amerika, brennend interessiert bleiben[11].

Nicht allein über literarische Erzeugnisse, Allegorien und die Faszination des Andersartigen wurde Amerika für wachsende Teile zumal Nordwesteuropas realer bis hin zu Fragen von Einkommen und Arbeitsplätzen. Die Rückwirkungen derartiger ökonomischer Verflechtungen zumal auf ein sich bereits wandelndes Amerikabild sind nicht von der Hand zu weisen. Dabei schien sich, sieht man einmal von der iberischen Halbinsel ab, über die Jahrhunderte hinweg der Schwerpunkt der Blickrichtung zunehmend von den mittel- und südamerikanischen Teilen des Kontinents Richtung Nordosten zu verlagern, was durch die Ereignisse in Amerika selbst und durch die neuartige Definition des Amerikaners entscheidend gefördert wurde.

Die Verblendung Europas, seit den Tagen von Columbus und Cortés das so lange bestimmende Moment des europäischen Amerikabildes, begann einer Betrachtung zu weichen, die zwar nicht frei von unkritischer Bewunderung für das Fremdartige und selbst von Sensationslust war, in der aber der Blick für amerikanische Realitäten zunahm und damit zugleich die Bereitschaft, von Amerika Dinge in Europa zu übernehmen, die hier von Nutzen sein konnten. Dies war noch nicht die unmittelbare Einwirkung von Amerika auf Europa mit dem direkten oder indirekten Ziel der Veränderung in Europa, doch der Weg zu jener auch seither in Europa so unbewußt gebliebenen Komponente des eigenen Amerikabildes war im 18. Jahrhundert längst angelegt.

Die Entwicklung dazu wurde gleich auf mehreren Gebieten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts deutlich konkreter. Man mag zunächst auf jene geschichtsteleologischen Auffassungen hinweisen, die von der Überzeugung ausgingen, daß sich der Schwerpunkt der Entwicklung der Menschheit ständig weiter nach Westen verlagere. Schon bedeutsamer ist die wachsende Beachtung, die wissenschaftliche Leistungen Amerikas in dieser Zeit in

[11] Vgl. dazu die Übersicht von *Caesar Moreau,* State of the Trade of Great Britain with All Parts of the World, London 1823.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Europa fanden. Benjamin Franklin, um nur das bekannteste Beispiel in Erinnerung zu rufen, wurde Mitglied der Akademien in London, Göttingen u. a. Und der Göttinger Physiker Georg Christoph Lichtenberg schrieb 1782 bezüglich Amerika zwar spöttisch, doch durchaus in Erahnung zukünftiger Bedeutung: „Es wird eine förmliche Völkerwanderung dorthin geschehen. Vielleicht erleben wir noch Vokationen Göttingischer Professoren nach der Alma Philadelphica und sehen Philadelphische Buchhändler auf der Leipziger Messe[12]."

Für breitere Kreise vollzog sich jedoch der entscheidende Durchbruch zu einer neuen Betrachtung Amerikas erst im Zuge der politischen Ereignisse der 1760er bis 1780er Jahre in Nordamerika. Mit ihnen trat Südamerika zumindest vorübergehend für das gebildete Europa noch stärker in den Hintergrund, während statt Faszination der paradigmatische Charakter zunehmend an Bedeutung gewann, der in den 1790er Jahren sowie dann im 19. und 20. Jahrhundert mit wachsender Deutlichkeit hervortreten sollte.

Diese Ereignisse in den nordamerikanischen Kolonien Englands, die in Europa seit den späten 1770er Jahren in einem durchaus modernen Sinn zunehmend mit dem Ausdruck „Revolution" charakterisiert wurden, waren der interessierten europäischen Öffentlichkeit in ihrer Vorgeschichte und damit in ihren langfristigen Ursachen weitgehend unbekannt geblieben. Das traditionelle, sich erst allmählich wandelnde Amerikabild hatte bislang weder Raum noch Anlaß geboten, sich intensiver mit der inneren Entwicklung der englischen Kolonien, ihren sozialen, ökonomischen oder politischen Problemen und ihrem Verhältnis zu London zu beschäftigen. Die Deutung der Vorgänge, die ohnehin erst die Aufmerksamkeit breiterer Kreise erregte, als Mitte der 1770er Jahre der bewaffnete Konflikt um die Unabhängigkeit der Kolonien ausgebrochen war, stellte Europa daher mangels hinreichender Kenntnisse vor ernsthafte Schwierigkeiten.

Das traditionelle Amerikabild hatte sich mithin nicht nur als Hemmnis für ein angemessenes Verständnis der Geschehnisse zwischen Boston und Savannah erwiesen, es wirkte sich auch in der Folgezeit nachhaltig auf die kursierenden Erklärungsversuche aus. Denn ungeachtet eines offenkundig gewordenen Nachholbedarfs an zuverlässigen Informationen griff man bezeichnenderweise zur Interpretation der amerikanischen Vorgänge auf Europa zurück, so wie man dies seit 300 Jahren gewohnt war.

Statt Eliten- oder Handelsproblematik, statt Rechtspositionen oder Verwaltungsfragen suchte man sich aus der nach Europa herüberdringenden amerikanischen revolutionären Rhetorik jene wenigen Worte heraus, die im aufgeklärten Europa einen vertrauten Klang hatten: Freiheit, Gleichheit, Republik, Volkssouveränität, Menschenrechte u. ä. Mit ihrer Hilfe erschien

[12] An Johann Andreas Schernhagen, 30. Dez. 1782, in: *Albert Leitzmann* (Hrsg.), „Neues von Lichtenberg", in: Zeitschrift für Bücherfreunde, N. S. IV, 1 (1912), 126.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

es relativ einfach zu erklären, was tatsächlich in Amerika vorging, und das Auftreten Franklins in Paris in den Jahren nach 1776 war geeignet, die Richtigkeit der europäischen Interpretation unter Beweis zu stellen: Die Amerikaner unternahmen genau das, woran so mancher Aufklärer in Europa gerne mitgewirkt hätte, nämlich die Umsetzung der theoretischen Ideale der europäischen Aufklärung in die Praxis.

Wiederum waren es europäische Theoreme, die ein verbreitet sachunkundiges Europa auf Amerika übertrug. Die siegreiche Beendigung des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges war daher denn auch nichts anderes als der Beweis, daß die Ideale der europäischen Aufklärung in der Praxis zu verwirklichen waren. Der amerikanische Sieg war damit in Wirklichkeit ein europäischer, nämlich der Sieg der europäischen Aufklärung, und Europa feierte „den heiligsten aller Siege“[13].

Diese keineswegs auf Deutschland beschränkte Interpretation der amerikanischen Revolution stellte in vieler Hinsicht zugleich den Höhepunkt jenes traditionellen Amerikabildes dar, das Amerika nicht allein *von* Europa aus, sondern vor allem *durch* die europäische Brille betrachtete und damit letztlich in Amerika europäisches Denken interpretierte.

Doch dieses traditionelle Amerikabild, so durchschlagend und siegreich es sich in den 1780er Jahren auch gab, hatte sich längst selbst überlebt. Der sich im Vorfeld der Ereignisse bereits andeutende Wandel des überkommenen Amerikabildes war nicht ohne Folgen geblieben, hatte sich vielmehr durch die Revolution dramatisch verstärkt und zu einer konkurrierenden Interpretation zu jener vom Sieg der europäischen Aufklärung geführt. Nicht Faszination herrschte bei dieser gewandelten Betrachtungsweise vor, sondern der paradigmatische Charakter der amerikanischen Ereignisse stand eindeutig im Vordergrund des Interesses. Amerika hatte für etwas gekämpft, für das sich Europas Fürsten nicht zu bekriegen pflegten, wie es in einer sehr verbreiteten Darstellung der Zeit hieß[14], nämlich für Ideale und Prinzipien. Dies konnte durchaus für das altständische Europa beispielgebend sein – so jedenfalls der Wunsch eines auf Veränderungen in der eigenen Umwelt drängenden Europa.

Damit war die neue Seite des Amerikabildes voll zur Geltung gekommen. An die Stelle der unkritischen Faszination von einst, für die Amerika wenig mehr als ein unterhaltsames Stück aus dem Raritätenkabinett abgegeben hatte, war das Lehrstück getreten, das zum Nachdenken, wenn nicht zur Nachahmung aufforderte, dadurch Annahme oder Ablehnung hervorrief und somit Einfluß auf die eigene Haltung nahm. Noch handelte es sich um einen Lernprozeß, in dem durchweg nur die europäische Stimme vernehmbar

[13] „Die Freiheit Amerikas“, in: Berlinische Monatsschrift (April 1783), 386.

[14] Gemeint ist Matthias Christian Sprengels Geschichte der Revolution von Nord-Amerika, die zwischen 1783 und 1788 fünfmal aufgelegt wurde.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

war, nicht etwa die amerikanische Mahnung an Europa. Selbst Franklin, der geschickte Diplomat am Versailler Hof, hat es vorgezogen, den Europäern zu schmeicheln und bei aller äußerlichen Schlichtheit den seelenverwandten Aufklärer herauszustellen.

Daß Amerika und speziell die amerikanische Revolution hingegen Europa mehr zu sagen hatten, als Europa zunächst darin sehen wollte, wurde spätestens gegen Ende der 1780er Jahre in Europa zunehmend deutlich. Ein wichtiges Datum für jenen Wandel hin zu einer Situation, in der Amerika von sich aus unmittelbaren Einfluß auf das europäische Amerikabild nahm und nicht nur Europa sich selbst darin widerspiegelte, ist das Jahr 1788. In diesem Jahr reiste der spätere Revolutionär Jacques Pierre Brissot in die Vereinigten Staaten, um dort, wie er es selbst ausdrückt, „dem wundertätigen Einfluß der Freiheit auf die Menschen"[15] nachzugehen, also die Praxis einer republikanisch-demokratischen Ordnung zu erfahren, um daraus mögliche Konsequenzen für das Frankreich in der Agonie der Krise des Ancien Régime zu ziehen.

Brissot war sich seines Neuansatzes, der den späteren Tocqueville vorwegnahm und mit dem er das europäische Amerikabild endgültig revolutionierte, durchaus bewußt, und er wählte daher für seine Darstellung den programmatischen Titel „Nouveau Voyage dans les Etats-Unis", denn *neu* war nicht die Reise selbst – Brissot war, woraus er kein Hehl machte, nie zuvor in Amerika gewesen –, sondern die mit ihr verknüpfte Fragestellung. Er sah sie als direkte Entgegnung auf die „Voyage en Amérique" von François Jean Marquis de Chastellux, dessen Schilderungen noch ganz unter der Ägide des traditionellen europäischen Amerikabildes gestanden hatten.

Die Zeitumstände bewirkten, daß Brissot kein Einzelfall blieb und der mit ihm dokumentierte Wandel noch vor der Publikation seines Buches Nachahmung fand. Die Basis dafür boten die amerikanischen Verfassungen der Revolution einschließlich ihrer Menschenrechtserklärungen. Die Herausbildung des modernen Konstitutionalismus während der amerikanischen Revolution – der nicht allein in Deutschland vor 1789 von den Zeitgenossen so relativ unbeachtet geblieben war – konnte in der Zeit der Französischen Revolution unmittelbare Früchte in Europa tragen, wesentliche Anregungen vermitteln – die sonst in gleicher Form nirgendwo zu erhalten waren – und zur Nachfolge auffordern.

Damit soll nicht der Jellinek-Boutmy-Streit aus den Anfangsjahren dieses Jahrhunderts neu aufgelegt werden. Aber es ist unbestritten, daß 1789 die „Virginia Bill of Rights" von 1776 und andere amerikanische Menschenrechtserklärungen in Frankreich bekannt waren, wohingegen der von der Nationalversammlung am 26. August 1789 verabschiedete Text der franzö-

[15] *Jacques Pierre Brissot de Warville,* Neue Reise durch die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika im Jahre 1788, 3 Tle., Bayreuth 1792 - 93, I, 173.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sischen „Déclaration des droits de l'homme et du citoyen" nach Geist und Inhalt unverkennbar französisch geprägt ist. Doch bereits die Kodifizierung von Menschenrechten hatte demonstriert, daß Amerika, wo dies erstmals geschehen war, Europa beeinflußt hatte.

Die direkte Einwirkung Amerikas auf Europa und spezielle Aspekte des Verfassungsdenkens in der Französischen Revolution dürften noch deutlicher am Beispiel der jakobinischen Verfassung von 1793 werden. Wesentliche Inhalte nicht nur des dieser Verfassung zugrundeliegenden Demokratieverständnisses, sondern auch seiner verfassungspraktischen Umsetzung waren in der pennsylvanischen Verfassung von 1776 vorweggenommen, die in Frankreich zumal im Kreis vieler nachmaliger Revolutionäre erhebliche Beachtung und Begeisterung hervorgerufen hatte. Der unmittelbare Nutzen für Frankreich, das nun von Amerika lernen konnte, lag auf der Hand, so daß schon 1790 einer der ersten französischen Republikaner, der nachmalige Jakobiner und Konventsabgeordnete Robert, der 1793 aktiv an den Beratungen für die jakobinische Verfassung teilnahm, ausrief: „Consultons le régime de la nouvelle amérique[16]."

Nicht nur in Frankreich um 1789 ist jener Wandel des Amerikabildes, der veränderte Blick auf das *neue* Amerika festzustellen, durch den die direkte, von Amerika ausgehende Einflußnahme auf Europa zur Veränderung von Zuständen in Europa möglich wurde, auch im Deutschland der 1790er Jahre ist dieser Wandel, obgleich verhaltener, spürbar. Einerseits begannen die amerikanischen Verfassungen und ihre Inhalte hier nun ebenfalls Interesse zu finden und Wirkung zu zeigen, andererseits ist eine Diskussion zu bemerken, ob und inwieweit das amerikanische Beispiel Nachahmung im eigenen Land verdiene. Als diese Diskussion 1848 in der Paulskirche erstmals konkret wurde, war das amerikanische Verfassungsbeispiel nicht von der Tagesordnung zu streichen. Doch schon zuvor in den 1790er Jahren gab es endlose Auseinandersetzungen darüber, wie eng der Kausalnexus zwischen amerikanischer und Französischer Revolution sei und wie sehr die Freiheit der Alten Welt von jener der Neuen Welt abhängig sei.

Das europäische Amerikabild hatte sich im Laufe von 300 Jahren grundlegend gewandelt. An die Stelle der Faszination und des Eldorado von einst war schrittweise und nicht ohne hinhaltenden Widerstand die Überzeugung getreten, daß es Felder gab, von denen hier nur einige wenige herausgegriffen werden konnten, auf denen Europa von Amerika lernen könne. Mehr noch, damit war die ausschließliche Perspektive eines Europazentrismus ergänzt und korrigiert durch Bereiche, in denen Amerika von sich aus Impulse gab und mit ihnen mittelbar oder unmittelbar auf Europa verändernd einwirkte. Verbunden war diese Entwicklung jedoch mit einer deut-

[16] Vgl. *Pierre-François-Joseph Robert,* Le Républicanisme adapté à la France, Paris 1790, 40.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

lichen geographischen Verschiebung des Schwerpunktes des europäischen Interesses an Amerika, durch die an die Stelle der jahrhundertelangen Fixierung auf den süd- und mittelamerikanischen Teil des Kontinents zumindest für einige Jahrzehnte eine eindeutige Präferenz des Interesses für den Nordosten des Doppelkontinents manifest wurde.

Damit war am Ende des 18. Jahrhunderts jene erste Phase des europäischen Amerikabildes weitgehend abgeschlossen, auf die eine zweite folgt, in der sich diese modernen Tendenzen des paradigmatischen Charakters Amerikas bis hin zur Vorstellung der Vorreiterrolle Amerikas bei gleichzeitig neuerlicher geographischer Ausfächerung des Bildes verstärken sollten. Mit dieser Entwicklung geht zugleich eine weitere Differenzierung der Betrachtung einher, die das Amerikabild des 19. und 20. Jahrhunderts nachdrücklich von jenem der Zeit vor 1800 unterscheiden sollte.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Barbar oder Symbol der Freiheit? Unmündiger oder Staatsbürger?

Indiobild und Indianerpolitik in Hispanoamerika

Von Hans-Joachim König, Eichstätt

I. Das Problem

Die Fußballweltmeisterschaft 1986 in Mexiko gab vielen Schlachtenbummlern sowie den Zuschauern am Fernsehschirm die Möglichkeit, zumindest ansatzweise eine Kultur zu erleben, die mit Mariachis, mit den bunten Farben der Indiokleidung, mit den Bildern von den alten Ruinen der Aztekentempel den prickelnden Reiz des Fremdartigen vermittelt. Man konnte südamerikanische Fußballmannschaften mit Spielern sehen, die zweifellos aus der autochthonen Bevölkerung, den Indios, stammten; man sah eventuell auch die Elendshütten der Indios, die zu den Ärmsten auf diesem Kontinent zählen. Sieht man im 20. Jahrhundert aber hinter diesem touristisch Fremdartigen das Andersartige, das als solches zu achten ist, wissen wir uns ihm vor dem Hintergrund einer elementaren menschlichen Gleichartigkeit verwandt, wie es Urs Bitterli im letzten Satz seines Buches „Die Wilden und die Zivilisierten" als Aufgabe gefordert hat[1]? Wird nicht doch z. B. eine Unterscheidung zwischen Unterentwickelten und Entwickelten vorgenommen, wobei Begriffe verwendet werden, welche die alten Termini „Wilde" und „Zivilisierte" ersetzen, besonders dann, wenn man von den „Bananenrepubliken" und von arbeitsscheuen, immer zu einer kleinen Revolution bereiten Lateinamerikanern, den Nachkommen von Indios und Spaniern, spricht? Stellt sich nicht doch die Vermutung ein, daß die heutige Situation der Indios an einer ethnisch bedingten Inferiorität dieser Menschen liegt? Wird überhaupt die Frage gestellt, ob diese Situation möglicherweise an der Politik liegt, die in Spanisch-Amerika seit nunmehr fast 500 Jahren die jeweils politisch und wirtschaftlich dominierenden Gruppen gegenüber der autochthonen Bevölkerung getrieben haben? Beim Besuch von Papst Johannes Paul II. in Lateinamerika im Jahr 1985 haben ekuadorianische Indioführer in dieser Richtung argumentiert, wenn sie dem Papst vorhielten, sie seien von schlechten Christen seit der Conquista ausgebeutet

[1] *Urs Bitterli,* Die ‚Wilden' und die ‚Zivilisierten'. Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung, München 1976, 439.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

worden und seien Opfer von Erniedrigung und Rassismus; oder wenn in noch schärferem Ton Indioorganisationen Perus und Boliviens dem Papst die Bibel mit den Worten symbolisch zurückerstatten: „In fünf Jahrhunderten hat sie uns weder Liebe noch Frieden noch Gerechtigkeit beschert"; und wenn sie ihn auffordern, er möge die Schrift zurücknehmen und „sie unseren Unterdrückern aushändigen, deren Herzen und Gehirne dieser moralischen Lehre noch am ehesten bedürfen"[2]. Welche Gründe führten also zur prekären Situation einer Bevölkerung, die aufgrund eines geographischen Mißverständnisses der spanischen Entdecker, als sie Indien gefunden zu haben glaubten, mit dem Sammelbegriff Indios, Indianer, bezeichnet wurde[3]?

Inferiore Menschen? Menschen überhaupt? Vor diese Fragen sahen sich die spanischen Konquistadoren und die spanische Krone, ja ganz Europa und die Europäer gestellt, als sie mit der Entdeckung der Neuen Welt, des vierten Erdteils, der sogenannten „Indien" – Reinos de las Indias – seit dem Jahr 1492 Ethnien begegneten, die nicht nur untereinander gesellschaftliche, kulturelle und sprachliche Verschiedenheiten aufwiesen, sondern auch keine Übereinstimmung mit denjenigen Völkern zeigten, die man bislang in Europa, Afrika und Asien kannte[4]. Mit welcher Art Menschen hatte man es zu tun? Welchen kulturellen Stand hatten sie erreicht, waren sie in der Lage, sich neuen kulturellen Einflüssen und Entwicklungen zu öffnen? Gehörten sie zu derjenigen Gruppe von Wesen, die Aristoteles als von Natur aus für die Sklaverei bestimmt charakterisiert hatte, also zu den inferioren Menschen, die ohne weiteres unterworfen und in Dienst genommen werden durften[5]? Welche Rechte und Verpflichtungen ergaben sich aus dem christlichen Missionsauftrag? Sollten diese Völker besser ausgelöscht werden oder sollten sie mit ihren kulturellen Eigenschaften, wenn sie überhaupt akzeptable besaßen, bestehen bleiben? Auf welche Weise sollten sie in das spanische

---

[2] Zitiert aus dem Bericht in der *Frankfurter Rundschau* Nr. 32 vom 7. Februar 1985.

[3] Siehe dazu *Eberhard Schmitt* (Hrsg.), Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion, Bd. 2, Die großen Entdeckungen, hrsg. von M. Meyn, M. Mimler, A. Partenheimer-Bein und E. Schmitt, München 1984; *Wolfgang Reinhard,* Geschichte der europäischen Expansion, Bd. 2, Die Neue Welt, Stuttgart, Berlin, Wien, Mainz 1985, bes. Kap. 2.

[4] *Lewis Hanke,* The Spanish Struggle for Justice in the Conquest of America, 7. Auflage, Boston 1965; *Josef Höffner,* Kolonialismus und Evangelium. Spanische Kolonialethik im Goldenen Zeitalter, 3. verbesserte Auflage, Trier 1972; *Antonello Gerbi,* La disputa del Nuevo Mundo. Historia de una polémica 1750 - 1900, 2. erw. u. verbesserte Auflage, México 1982; *Tzvetan Todorov,* Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen, Frankfurt 1985 (Franz. Originalausgabe 1982).

[5] Siehe zur Diskussion um Aristoteles außer *Höffner* und *Hanke* (Anm. 4) noch *Lewis Hanke,* Aristotle and the American Indian. A Study in the Race Prejudice in the Modern World, Bloomington - London 1959, Ndr. 1975; *Rafael Arévalo Martínez,* De Aristóteles a Hitler, in: Boletín de la biblioteca nacional (Guatemala), tercera época, No. 1 (1945), 3 f.; *Silvio Zavala,* La filosofía política en la Conquista de América, Tercera edición, corregida y aumentada, México 1977.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Herrschaftssystem und in die spanisch-christliche Kultur einbezogen werden?

Diese Fragen beschäftigten die spanischen Eroberer selbst, ihre Auftraggeber, aber auch die anderen Europäer, die Nicht-Reisenden, die Geographen, die Humanisten, das europäische Publikum; entsprechend ihrer jeweiligen Position, ihrer Gebundenheit an mittelalterliche und christliche Vorstellungen, entsprechend ihrer Haltung gegenüber dem erobernden Spanien oder ihrer Kritik an der eigenen Gesellschaft fanden sie Antworten und machten sich ein Bild vom Indio. Im Zentrum meiner Ausführungen steht allerdings die Betrachtungsweise durch die Spanier, da sie sich dann in entsprechende Politik gegenüber den Indios umsetzte.

Das Problem der Behandlung der Indios stellte sich 300 Jahre später erneut, diesmal den in Amerika geborenen Nachkommen der Spanier, den Kreolen, als sich unter ihrer Führung zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Kolonien vom Mutterland zu lösen begannen und sich selbständige Staaten bildeten. Welchen Status sollte der Indio in den neuen Staaten einnehmen? Sollte er in den Stand eines gleichberechtigten Staatsbürgers erhoben werden? Wie konnte seine Geschichte in die Idee der neuen Nationalstaaten eingebunden werden[6]? Wie sahen die Lateinamerikaner überhaupt ihre indianischen Mitbürger, die wie in den früheren Jahrhunderten nur Objekt blieben und an der Formulierung einer Politik, die die Beziehungen zwischen ihnen und den anderen Teilen der Bevölkerung regelte, nicht teilnahmen? Erst seit den letzten drei Jahrzehnten dieses Jahrhunderts vollzieht sich innerhalb der Vorschläge zur Politik gegenüber den Indios insofern ein Wandel, als nun in zunehmendem Maße indianische Gruppen ihre eigenen Vorstellungen über die Beziehungen zwischen den verschiedenen ethnischen Bevölkerungsgruppen innerhalb der einzelnen Staaten artikulieren.

Im folgenden werde ich die Etappen der Indianerpolitik in Spanisch-Amerika – für die neuere Zeit bezogen auf die Regionen der ehemaligen andinen Hochkulturen –, das dieser Politik zugrunde liegende Bild vom Indio, ferner die Maßnahmen sowie die Folgen skizzieren. Dabei soll nicht nur das Spannungsverhältnis zwischen Anspruch und Verwirklichung, sondern mit Blick auf die Ergebnisse auch die Fragwürdigkeit einer einseitig an fremden, d.h. spanischen bzw. europäischen Werten und Modellen ausgerichteten Politik zum Ausdruck kommen. Dadurch kann letztlich auch deutlich werden, welchem Problem sich die außereuropäische Geschichte gegenüber sieht: Außereuropäische Geschichte konstituiert sich vis-à-vis Europa, wird also weitgehend durch Europa bestimmt.

[6] Siehe zum Komplex Indio und Nationalstaatwerdung *José Miranda,* Las Ideas y las Instituciones Políticas Mexicanas, Primera Parte 1621 - 1820, México 1952; *Hans-Joachim König,* Auf dem Wege zur Nation. Nationalismus im Prozeß der Staats- und Nationbildung Neu-Granadas 1750 bis 1856, Stuttgart 1988; *Gonzalo Vial Correa,* La formación de las nacionalidades hispanoamericanas como causa de la independencia, in: Boletín de la Academia Chilena de la Historia, XXXIII, Nr. 75 (1966), 110 - 144.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

II. Die Kolonialzeit

Als Hauptmerkmal der spanischen kolonialen Indianerpolitik ist das Bestreben zu erkennen, die in der „Neuen Welt", in Las Indias, angetroffenen Völker zu europäisieren, d.h. sie in ein nach europäischen Vorstellungen und Werten geprägtes Ordnungsgefüge einzubeziehen, und das bedeutete eine Umerziehung hin auf die europäisch-spanisch-katholische Zivilisation[7]. Denn den spanischen Monarchen, durchdrungen von dem Bewußtsein von der Würde und Aufgabe eines christlichen Herrschers, konnte wenig daran gelegen sein, über Heiden oder Barbaren zu regieren, die nicht nach den europäischen Normen von Gesellschaft, Wirtschaft, Religion und Kultur lebten. Deshalb wird schon zu Beginn der Conquista und der anschließenden Kolonisierung in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts deutlich, daß neben dem politischen und ökonomischen Machterweiterungsstreben der spanischen Krone die Indianerpolitik trotz heftiger Diskussion in Detailfragen und -maßnahmen als Zivilisierungs- und Europäisierungspolitik aufgefaßt wird.

Zu den zahlreichen Belegen der Europäisierungspolitik gehört auch die königliche Instruktion von 1503 für das Regiment auf der Insel Hispaniola (Haiti); sie ordnete eine Umerziehung derart an, daß die Indios, die schon drei Jahre zuvor als „Untertanen und Vasallen" bezeichnet worden waren, wie die Europäer in dörflichen Siedlungen mit Häusern für die jeweiligen Familien zusammengefaßt werden und – einen ihnen bis dahin weitgehend fremden – Ackerbau mit Viehzucht betreiben sollten[8]. Ziel dieser Maßnahmen war es und blieb es auch für die folgenden Jahrhunderte, seit die Spanier von den Karibikinseln aus das amerikanische Festland besiedelten, die Indios dazu anzuleiten, so wie die übrigen Untertanen der spanischen Könige, d.h. europäisch zu leben, sich zu kleiden und „wie vernünftige Menschen umherzugehen". Angestrebt war, daß die Indios europäische Verhaltensweisen in bezug auf Kleidung, Arbeit und Lebensvorsorge, handwerkliche Fertigkeiten und landwirtschaftliche Anbauformen sowie dörfliche Siedlungen übernähmen. Es ging also um die Vermittlung der europäisch-spanischen Zivilisation in materieller und geistiger Hinsicht, und zwar unter möglichst weitgehender Umwandlung und Anpassung des indiani-

---

[7] *Mario Góngora,* Studies on the Colonial History of Spanish America, Cambridge 1975; vgl. *Horst Pietschmann,* Staat und staatliche Entwicklung am Beginn der spanischen Kolonisation Amerikas, Münster 1980.

[8] Instrucción para el gobernador, in: *Richard Konetzke,* Colección de documentos para la historia de la formación social de Hispanoamérica 1493 - 1810, Bd. 1 (1493 - 1592), Madrid 1953, 9; siehe auch zur Zivilisierungspolitik der Spanier *Horst Pietschmann,* Entwicklungspolitik und Kolonialismus. Die spanische Kolonialpolitik des 16. Jahrhunderts und der Entwicklungsgedanke, in: I. Buisson und M. Mols (Hrsg.), Entwicklungsstrategien in Lateinamerika in Vergangenheit und Gegenwart, Paderborn, München, Wien, Zürich 1983, 29 - 44, bes. 40ff.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schen kulturellen Erbes; in der Frühzeit der Kolonisation versuchten die Franziskaner sogar, auf indianischer Kultur ihr Ideal einer erneuerten europäischen Kultur aufzubauen[9].

Die Zivilisierung bzw. Hispanisierung/Europäisierung der Indios – und das bedeutete für die Indios letztlich nicht mehr und nicht weniger als die erzwungene Übernahme einer fremden, sich höherwertig einschätzenden Kultur – sollte durch friedliche, wenn auch nicht ohne Druck ausgeübte Erziehung in allen Lebensbereichen erfolgen, was die gleichzeitige Christianisierung einschloß. In einem derartigen Zivilisierungsanspruch kommt ohne Zweifel das auch religiös geprägte Überlegenheitsgefühl der Spanier zum Ausdruck, mit dem die Abwertung der indianischen Kultur korrelierte; allerdings ist auch die besonders bei den Dominikanern herrschende Vorstellung von der Erziehbarkeit der Indios nicht zu übersehen[10]. Entsprang diese Europäisierungspolitik lediglich dem Wunsch, die Indios zu besseren Menschen zu erheben, sie an den Segnungen der Zivilisation und der Christenheit teilhaben zu lassen, oder zeigte sich hier eher das Bestreben, durch Nutzung und Ausbeutung der indianischen Arbeitskraft die machtpolitische und ökonomische Position der spanischen Monarchie zu stärken und auch gleichzeitig den wirtschaftlichen Interessen der Kolonisten entgegenzukommen? Diese Frage läßt sich nicht mit einer einfachen, eindimensionalen Formel beantworten, dazu war das Interessengeflecht zu vielschichtig. Sie führt aber zu den unterschiedlichen und oft gegensätzlichen Interessen, die sich dann auch auf das jeweilige Bild vom Indio sowie auf die Haltung ihm gegenüber auswirkten. Grosso modo sind drei Gruppen zu unterscheiden: Konquistadoren und Kolonisten, Kirche, Krone.

Für die Konquistadoren und Kolonisten, die schnell reich werden wollten, war die Ausbeutung der indianischen Arbeitskraft selbstverständlich. Sie hielten deshalb die gewaltsame Unterwerfung der Indios für richtig und beanspruchten für sich, über die Unterworfenen in Form der Sklaverei oder anderer unfreier Arbeitssysteme im Agrarbereich und im Bergbau verfügen zu dürfen. Sie nahmen dabei die Dezimierung der Indios in Kauf, galten diese doch als minderwertige Wesen, ja geradezu als Hunde. Mit dem Argument, der lasterhafte und faule Wilde sei zum Sklaven geboren und sei wegen seiner physischen, moralischen und intellektuellen Schwäche unfähig, ohne Zwang neue freiheitliche Lebensformen anzunehmen, verwende-

[9] Vgl. *Robert Ricard,* La Conquista espiritual de México. Ensayo sobre el Apostolado y los Métodos misioneros de las Ordenes Mendicantes en la Nueva España de 1523 - 24 a 1572, México 1947.

[10] Zu den Dominikanern allgemein vgl. *Emilio Rodríguez Demorizi,* Los domínicos y las encomiendas de Indios de la isla Española, Santo Domingo 1971. Besonders den Dominikanern war es zu verdanken, daß Papst Paul III. die Indios ausdrücklich zu rationalen menschlichen Wesen erklärte, die als solche zur Annahme der christlichen Botschaft fähig seien; siehe dazu *Lewis Hanke,* Pope Paul III and the American Indians, in: Harvard Theological Review 30 (1937), 65 - 102.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ten sie nur die bekannte Kategorie des Barbaren oder Heiden, mit der schon in der Antike und im Mittelalter die Bevormundung gegenüber angeblich minderen fremden Wesen gerechtfertigt wurde[11].

Ohne Zweifel mußten Praktiken wie Kannibalismus, Mehrehe und sexuelle Freizügigkeit, die die Europäer bei einigen Indiostämmen auf den Karibikinseln und bei den Tieflandindios an der südamerikanischen Ostküste antrafen, aber schnell verallgemeinerten, sowie die in Mexiko erlebten Menschenopfer tiefes Unverständnis, Erschrecken und Abscheu hervorrufen, entsprachen doch solche Sitten keineswegs den eigenen abendländisch-christlichen Normen und Werten. Doch ist nicht zu übersehen, daß mit der daraus abgeleiteten verallgemeinerten Charakterisierung des Indio als von Natur aus lasterhaft und tierisch ein Bild gezeichnet wurde, das die Überlegenheit des Spaniers zu dokumentieren und damit zugleich seine Rechte als Eroberer zu bestätigen vermochte. Ein prägnantes Beispiel für diese Art der Einschätzung des Indio bietet der spanische Chronist Gonzalo Fernández de Oviedo y Valdés mit seiner 1520 begonnenen Historia general y natural de las Indias, in der er die Neue Welt eindeutig mit den Augen des Herren sah. Schon das äußere Erscheinungsbild der Indios wirkt abstoßend: „Auch ihre Köpfe sind nicht wie die der anderen Menschen, sondern ihre Schädel sind derartig dickknochig, daß die Christen beim Kampf ganz besonders achtgeben müssen, ihnen nicht auf die Köpfe zu schlagen, ansonsten die Schwerter brechen[12]." Dieser Schädelform entsprechend glaubte Oviedo bei ihnen nur ein tierisches Verständnis zu bemerken. Ihre moralische Kultur umschrieb er ebenfalls abwertend: „Aber von den Indios und aus den Regionen, die ich besuchte, weiß ich, daß es einige Sodomiten und viele gibt, die Menschenfleisch essen, Götzen anbeten, Menschen opfern und sehr lasterhaft sind. Es handelt sich um rohe Leute und ohne jedes Mitleid, ..., sie sind vielmehr wie mitleidlose Bestien. ... Und ich weiß aus Erfahrung, daß diejenigen, die schon von Kindesbeinen an und sehr gut von den Christen aufgezogen wurden, die guten Sitten und was sie die Christen lehrten vergessen, sobald sie Frauen kennenlernen und Männer werden"[13].

Doch nicht nur in spanischen Chroniken wie der Oviedos sowie in den Dekaden über die Neue Welt des Petrus Martyr de Anghiera, oder in den Berichten von Hernán Cortés an Kaiser Karl V., sondern auch in nichtspanischen Reise- und Erlebnisbeschreibungen des 16. und frühen 17. Jahrhunderts wurden die Bewohner der Neuen Welt verallgemeinernd als lasterhafte Wilde verzeichnet. Für den deutschen Raum sind hier besonders Hans Staden und Ulrich Schmidl zu nennen. Drucker, Verleger und Kupferste-

[11] Vgl. *Höffner* und *Hanke* (Anm. 4).

[12] *Gonzalo Fernández de Oviedo,* Historia general y natural de las Indias, Bd. 1 - 5, Madrid 1959 (Biblioteca de Autores Españoles, T. 117 - 121), hier Bd. 1, 111.

[13] *Gonzalo Fernández de Oviedo* in einer Declaratoria von 1530, zitiert in der Einleitung von Juan Pérez de Tudela zu *Oviedo,* Historia (Anm. 12), Bd. 1, XCVIIf.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

cher beteiligten sich an der Verbreitung eines undifferenzierten Indiobildes, das ein Pauschalurteil enthielt und selten regionale Unterschiede und Gewohnheiten erfaßte. Die „Begegnung" zwischen Alter und Neuer Welt, die dabei eintretende Verabsolutierung der eigenen Kultur und der eigenen europäischen gesellschaftlichen Ordnung ließen ein Bild des Indio als Wilder, als nackter Kannibale entstehen; eine Charakterisierung, die bald auch in die europäische Kunst Eingang fand, so daß während des 16. und 17. Jahrhunderts in allegorischen Darstellungen der vier Erdteile die personifizierte „Amerika" als die schöne, aber nackte Menschenfresserin erschien, oft zusammen mit den beiden anderen nichteuropäischen Erdteil-Allegorien Afrika und Asien der Europa untergeordnet[14].

Diesem von den spanischen Kolonisten, aber auch von anderen Europäern vertretenen negativen Bild der Indios, das zur Legitimationsideologie der beanspruchten europäischen Überlegenheit gehörte, hielt in Spanien und in Amerika die besonders durch Missionare vertretene proindianische Richtung – obwohl auch von der europäisch-christlichen Überlegenheit überzeugt – entgegen, daß die Indios eben keine inferioren Wesen seien, vielmehr mit Vernunft begabt und damit entwicklungsfähig und erhaltenswert[15]. In zahlreichen Berichten klagten sie die Untaten und Übergriffe von Konquistadoren und Kolonisten an und gaben ihrer Befürchtung Ausdruck, daß eine uneingeschränkte Verfügungsgewalt der Kolonisten über die indianische Bevölkerung zu deren weiterer Vernichtung führen mußte und eine Zivilisierung und Christianisierung der Indios erschwerte. Diese Richtung, aus der besonders der bekannte Dominikanerpriester Bartolomé de las Casas herausragte[16], plädierte – durchaus nicht unwidersprochen von anderen Dominikanern[17] – dafür, dem Indio als freiem Vasallen den Schutz der spanischen Krone zu gewähren, ihn schrittweise aus dem Stand des Unwissenden und Unmündigen zu heben und ihn durch die Vermittlung christlich-spanischer Kultur in das spanische Ordnungsgefüge einzubeziehen. Sie setzte sich für Schutzbestimmungen ein, die die Indios dem Einfluß der

---

[14] Siehe dazu *Friedrich Wilhelm Sixel,* Die deutsche Vorstellung vom Indianer in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, Citta de Vaticano 1966; *Karl-Heinz Kohl* (Hrsg.), Mythen der Neuen Welt. Zur Entdeckungsgeschichte Lateinamerikas, Berlin 1982. Vgl. auch den von *Ulrich Knefelkamp* und *Hans-Joachim König* besorgten Ausstellungskatalog Die Neuen Welten in alten Büchern. Entdeckung und Eroberung in frühen deutschen Schrift- und Bildzeugnissen, Bamberg 1988.

[15] Einen informativen Überblick liefert *Felix Becker,* Indianermission und Entwicklungsgedanke unter spanischer Kolonialherrschaft, in: I. Buisson und M. Mols (Hrsg.), Entwicklungsstrategien (Anm. 8), 45 - 66.

[16] Zu las Casas siehe besonders *Juan Friede* und *Benjamin Keen* (Hrsg.), Bartolomé de las Casas in History. Toward an Understanding of the Man and His World, DeKalb 1971; *Manuel Giménez Fernández,* Bartolomé de las Casas, 2 Bde., Sevilla 1953 - 1960; *Benno M. Biermann OP.,* Las Casas und seine Sendung. Das Evangelium und die Rechte des Menschen, Mainz 1968.

[17] Beispiele führt an *Daniel Ulloa H.,* Los Predicadores divididos. Los Domínicos en Nueva España, Siglo XVI, México 1977.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Kolonisten entziehen sollten. Vor allem die räumliche Trennung in Gebiete mit Indios und Nicht-Indios sollte eine wirksame und besonders von den Jesuiten angewandte Praxis werden.

Zu den Vertretern einer proindianischen Richtung gehörten auch Angehörige des Reformordens der Franziskaner. Sie sahen im Indio den unverdorbenen, unschuldigen Menschen, mit dem ein neues, reformiertes Christentum, das ihnen in Europa nicht mehr realisierbar schien, beginnen könnte. Sie projizierten damit auf Amerika und auf den Indio (besonders in Mexiko) ihre Hoffnungen und in gewissem Sinn auch ihre Kritik an der europäischen Zivilisation[18]. Allerdings verbauten sie damit auch das Verständnis für das Eigenständige der indianischen Kultur. Selbst wenn sie sich wie Bernhardino de Sahagún oder Fray Toribio de Motolinía mit ihr beschäftigten, wenn sie einheimische Sprachen lernten, dann taten sie dies nicht primär, um die indianische Kultur zu erhalten, sondern um besser die Mechanismen kennenzulernen, über die die Christianisierung bzw. die Europäisierung erfolgen könnte. Es ist nicht zu verkennen, daß in solchem Verhalten die alten europäischen Vorstellungen vom Paradies, vom Goldenen Zeitalter, von Utopia wieder auflebten und in gewissem Sinn der so gezeichnete Indio, der edle Primitive, nur das positiv gewendete Spiegelbild des Barbaren darstellte.

So wenig wie die Missionare der verschiedenen Orden blind waren für die Untaten der Spanier, so wenig ließen sie einen Zweifel an der Berechtigung der Christianisierung, an der Präsenz Spaniens als Voraussetzung für diese Christianisierung, bedeutete doch in ihren Augen erst das Christentum die Vervollkommnung der Gesellschaft. Diskutiert wurde im wesentlichen die Art des Vorgehens gegenüber den Indios, für die sie zwar rechtliche und humane Gleichberechtigung postulierten, denen gegenüber sie sich aber in der Praxis wie Erzieher gegenüber Kindern verhielten[19]. Von der weltlichen Gewalt erwarteten sie überdies eine tatkräftige Unterstützung in ihrem Missionswerk.

Der spanischen Krone ihrerseits mußte abgesehen von rechtlichen, theologischen und humanitären Erwägungen schon aus politischen und wirtschaftlichen Interessen an der Erhaltung und damit am Schutz der indianischen Bevölkerung gelegen sein; denn „ohne Indios gibt es kein Indien"[20]. Die Indios dienten also zur Inwertsetzung dieser Gebiete, sei es indirekt

[18] Siehe dazu *Robert Ricard* (Anm. 9); *John Leddy Phelan,* The Millennial Kingdom of the Franciscans in the New World. A Study of the Writings of Gerónimo de Mendieta (1515 - 1604), Berkeley, Los Angeles 1956; *Edwin Edward Sylvest Jr.,* Motifs of Franciscan Mission Theory in Sixteenth Century New Spain, Province of the Holy Gospel, Washington 1975.

[19] Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang *José María Kobayashi,* La Educación como conquista. Empresa franciscana en México, México 1974. Siehe auch unten zur Funktion der protectores de indios.

[20] Siehe dazu *Pietschmann,* Staat u. staatl. Entwicklung (Anm. 7), 107.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

durch ihre Arbeitsleistungen bei den wirtschaftlichen Unternehmungen der Kolonisten, an denen die Krone durch deren Abgaben teilhatte, sei es direkt durch die besondere Indianerbesteuerung, den Tribut, den die Indios den spanischen Königen meist in Form von Naturalabgaben zu leisten hatten. Sobald sich deshalb erwies, daß die Schutzmaßnahmen, die mit der Institution der encomienda – der Zuteilung bzw. Anvertrauung von zur Arbeit verpflichteten Indios an Konquistadoren und Kolonisten[21] – angestrebt wurden, sowie der erzieherische Auftrag, wie er z.B. in dem ersten größeren Dokument der Indianergesetzgebung, den Gesetzen von Burgos, 1512 formuliert worden war[22], die encomenderos wenig kümmerten, bemühte sich die Krone – besonders seit dem Regierungsantritt Karls V. – durch die Zurücknahme der gewährten Konzessionen um einen effektiveren Schutz der Indios.

Die Neuen Gesetze (Leyes Nuevas) von 1542 sahen eine drastische Einschränkung des Encomiendasystems vor, indem sie die „anvertrauten Indios" dem direkten Zugriff der encomenderos, d.h. der direkten Ausbeutung ihrer Arbeitskraft entzogen und den encomenderos als Ausgleich den von den Indios an die Krone zu zahlenden Tribut übertrugen[23].

Entscheidend aber wurde, daß die Krone seit dieser Zeit, ohne das Ziel der Christianisierung der Indios aus den Augen zu verlieren, von der ursprünglichen Methode, dies Ziel durch Zusammenleben und Nähe von Spaniern und Indios zu erreichen, abwich und zu einer Politik der räumlichen Trennung zwischen Indios und Weißen überging, um so die Indios vor dem Zugriff der spanischen Kolonisten zu schützen. Die Erziehung und Christianisierung sollte nun wieder ausschließlich in den Händen von Missionaren, Priestern und staatlichen Beamten liegen. Die spanische Krone erstrebte und organisierte die Erziehung der indianischen Bevölkerung über den Weg der Absonderung in Form einer besonderen indianischen „Republik" von indianischen Gemeinwesen. Sie verfügte deshalb die siedlungsmäßige Konzentration der autochthonen Bevölkerung in eigenen Dörfern, alten vorspanischen oder neuangelegten[24]. Es entstanden zahlreiche Indianerdörfer, pueblos de indios, comunidades de indios, resguardos de indios, oder auch in abgelege-

---

[21] Zur encomienda siehe die klassische Studie von *Silvio A. Zavala,* La encomienda indiana, Madrid 1935, Segunda edición rev. y aumentada, México 1973. Ferner zum encomienda-Problem *Richard Konetzke,* Süd- und Mittelamerika I. Die Indianerkulturen Altamerikas und die spanisch-portugiesische Kolonialherrschaft, Fischer Weltgeschichte, Bd. 22, Frankfurt/M. 1965, 191 ff.; *Juan A.* u. *Judith Villamarin,* Indian Labor in Mainland Colonial Spanish America, Newark 1975.

[22] Text bei Konetzke, Colección 1 (Anm. 8), 38 - 57.

[23] Text ebd., 216 - 220.

[24] Dazu *Magnus Mörner* und *Charles Gibson,* Diego Muñoz Camargo and the Segregation Policy of the Spanish Crown, in: Hispanic American Historical Review 42 (1962), 558 - 568; *Magnus Mörner,* La política de Segregación y el Mestizaje en la Audiencia de Guatemala, in: Revista de Indias XXIV (1964), 137 - 150; *ders.,* Race Mixture in the History of Latin America, Boston 1967.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

neren Gebieten Missionsreservate oder -reduktionen, deren bekannteste wohl die Jesuitenreduktionen in Paraguay sind. Diese Indianergemeinden wie auch die Reduktionen, diese auf dem Land verstreuten Dörfer, wurden zu Munizipaldistrikten zusammengefaßt und nach spanischem Vorbild in kommunaler Selbstverwaltung (cabildo de indios) organisiert[25].

Die Indianerdörfer erhielten auch eigenen Grund und Boden, der ihre wirtschaftliche Existenzgrundlage bildete. Die dörfliche Organisation knüpfte an vorspanische indianische kollektive Formen und Strukturen an, bei denen die Großfamilie, das Dorf oder sogar die Gemeinschaft und nicht das Individuum oder die einzelne Tätigkeit im Vordergrund standen. Von Bedeutung war, daß die jeweiligen Indianersprachen fortlebten, im Gegenteil die Missionare, Priester oder Beamten angehalten wurden, ihrerseits die Indianersprachen zu erlernen, um so als Erzieher und Lehrer besser wirken zu können[26].

Diese räumliche Trennung wurde durch Aufenthaltsverbote bzw. -bestimmungen für Nicht-Indianer – das waren Spanier, Neger, Mestizen – ergänzt; selbst den encomenderos war es verboten, unter ihren „eigenen" Indios zu leben[27]. Vor allem durften Nicht-Indianer keinen Landbesitz in den Indianerdörfern haben; die Indios ihrerseits sollten ihren Landbesitz nicht veräußern dürfen. Mit der räumlichen Trennung erhielten die Indios jedoch weder ihre Unabhängigkeit noch waren sie vor Arbeitsverpflichtungen geschützt. Diese indianischen Munizipalbezirke unterstanden nämlich spanischen Beamten, den corregidores de indios, die u. a. die zivile Gerichtsbarkeit bei Streitigkeiten der Indios und die Kriminaljustiz in leichten Fällen ausübten und auch für die Einziehung des Indianertributs verantwortlich waren[28].

---

[25] Vgl. dazu *Francisco de Solano,* Urbanización y municipalización de la población indígena, in: Revista de Indias, Año 32 (1972), Nr. 127, 241 - 268; *François Chevalier,* Les municipalités indiennes en Nouvelle Espagne, 1520 - 1620, in: Anuario de Historia del Derecho Español 15 (1944), S. 352 - 386. Siehe auch *Horst Pietschmann,* Die staatliche Organisation des kolonialen Iberoamerika, Stuttgart 1980, bes. 128 - 138. Pietschmann weist mit Recht darauf hin, daß gerade in bezug auf die Indiomunizipien noch detaillierte Forschungsarbeiten fehlen. Zum Cabildo allgemein immer noch wichtig *Constantino Bayle,* Los cabildos seculares en la América española, Madrid 1952.

[26] Zur Sprachenfrage siehe *Richard Konetzke,* Die Bedeutung der Sprachenfrage in der spanischen Kolonisation Lateinamerikas, in: Jahrbuch für Geschichte von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft Lateinamerikas 1 (1964), 72 - 116. Die entsprechenden Gesetzestexte sind in der von Konetzke edierten Colección (Anm. 8) zu finden. Zum Vergleich bezüglich des Sprachenproblems in der neueren Zeit siehe *Salomón Nahmad Sitton,* La Educación Bilingue y Bicultural para las Regiones interculturales de México, in: América Indígena XLII, nr. 2 (1982), 203 - 219.

[27] Siehe die wichtigen Arbeiten von *Magnus Mörner,* Das Verbot der Encomenderos unter ihren eigenen Indios zu wohnen, in: Jahrbuch für Geschichte von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft Lateinamerikas 1 (1964), 189 - 206; *ders.,* La Corona española y los foráneos en los pueblos de indios de América, Stockholm 1970.

[28] Vgl. dazu *Guillermo Lohmann Villena,* El Corregidor de indios en el Perú bajo los Austrios, Madrid 1957. Zur Verwaltung allgemein *Alberto Yalí Román,* Sobre alcaldías mayores y corregimientos en Indias. Un ensayo de interpretación, in: Jahrbuch

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Besonders aber kommt die beschränkte Selbständigkeit der Indios darin zum Ausdruck, daß sie selbst noch nicht als rechtsfähig galten, sondern entsprechend dem Bild, das man von ihnen hatte, wie Minderjährige von besonderen Beamten, den protectores de indios, vertreten wurden[29]. Zudem hatten die cabildos de indios unter der Aufsicht der corregidores für die Gestaltung von Arbeitskontingenten im Rahmen von verschiedenen Arbeitssystemen zu sorgen, entsprechend der christlichen Auffassung vom erzieherischen Sinn und religiösen Wert der Arbeit.

Die spanisch-koloniale Indianerpolitik schuf mit einer rigorosen Trennung in Indios und Nicht-Indios eine Gesellschaft, in der sich Weiße und Indios, Europäer und Nicht-Europäer, weiterhin als Eroberer und Eroberte gegenüberstanden. De jure waren zwar beide Gruppen freie Vasallen des spanischen Königs, d.h. auch die Indios waren frei, zumindest frei von Sklaverei, realiter aber wurden die Indios noch wie schutzbedürftige Minderjährige und Unmündige behandelt, die erst durch Umerziehung in den Stand versetzt werden sollten, ihren Status als Vasallen auch auszufüllen. Deshalb behielt der koloniale Begriff Indio die Bedeutung des „Kolonisierten", die er seit dem Beginn der spanischen Conquista gehabt hatte.

Die Umerziehungspolitik der spanischen Krone mittels Segregation bedeutete zweifellos Schutz der indianischen Bevölkerung und verhinderte ihre physische Vernichtung. Sie begünstigte ungewollt die Erhaltung altindianischer Sitten und Gebräuche, der indianischen Sprachen und kollektiven Sozialstrukturen. Die Umerziehung der Indios und ihre Anpassungen an europäische Lebensformen wurde jedoch erschwert und blieb meist mehr oder weniger im materiellen Bereich stecken, d.h. in der Übernahme europäischer Nutzpflanzen, Haustiere und Gerätschaften. Die Übernahme geistiger Elemente der spanisch-europäischen Kultur, die Religion einbezogen, erfolgte auch aufgrund unzulänglicher Bildungseinrichtungen nur teilweise, so daß am Ende der Kolonialzeit die Indios immer noch als Inferiore und Unmündige galten. Bedeutete das aber nicht eine schwere Belastung für die indianische Bevölkerung, als in den neu entstehenden nationalen Gesellschaften die spanische Indianerschutzgesetzgebung fortfiel? Machte darüber hinaus die spanische Indianerpolitik, die den Indios gegenüber den anderen nicht-weißen Bevölkerungsgruppen wie Negern, Mestizen und allen anderen Varianten der Vermischung einen rechtlichen Sonderstatus einräumte, die Indianerbevölkerung nicht zum Angriffspunkt der anderen Nicht-Weißen, die sich gesellschaftlich diskriminiert und wirtschaftlich benachteiligt fühlten? Daraus ergibt sich letztlich die Frage, ob die spa-

für Geschichte von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft Lateinamerikas 9 (1972), 1 - 39.

[29] Schon die Neuen Gesetze (Leyes Nuevas) von 1542 hatten die Regelung über die Protektoren getroffen. Zur weiteren Praxis dieser an den jeweiligen Audiencias tätigen Beamten siehe *C. H. Haring*, The Spanish Empire in America, New York 1947, 61.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nisch-koloniale Indianerschutzpolitik mit ihrem Bild vom unmündigen Indio den sozial-ökonomischen Realitäten gerecht geworden war. Zweifellos ist diese Frage nur schwer zu beantworten, vom Ergebnis der Politik her müßte sie wohl verneint werden. Für eine endgültige Klärung sind noch weitere präzise Forschungen erforderlich, die detaillierter als bisher über die gesellschaftliche Entwicklung in der Kolonialzeit Auskunft geben können[30].

III. Das Indiobild während und nach der Unabhängigkeitsbewegung

Die Unabhängigkeit der spanischen Kolonien vollzog sich unter dem Vorzeichen zeitgenössischer liberaler Vorstellungen von Freiheit und Gleichheit, wie sie in den USA und Teilen Europas vorherrschten[31]. Die primär gegen Spanien gerichteten Forderungen nach Gleichheit und Freiheit, die ihren Ausdruck in der Konstituierung der neuen Staaten als „Staatsbürgernationen" fanden, wurden dann auch innenpolitisch in praktische Politik und politische Propaganda umgesetzt[32].

Hatte die spanische Kolonialgesetzgebung den Indios den Status von schutzbedürftigen Unmündigen zugewiesen, so widersprach diese kolonialzeitliche Sonderstellung, die mit dem Indianertribut auch eine negative Seite hatte, dem liberalen Denken der kreolischen Führer der Unabhängigkeitsbewegung. Mit einer Reihe von Gesetzen wurde die rechtliche Gleichstellung der Indios mit den anderen Bevölkerungsgruppen verfügt. Sie wurden zu Staatsbürgern mit gleichen Rechten und Pflichten, wie es ein entsprechendes Gesetz in Neu-Granada schon 1810 formulierte:

---

[30] Dazu gehörten z.B. Arbeiten über Art und Motive indianischen Widerstands gegen die Spanier; über die Anlagen der Indiosiedlungen in den verschiedenen Regionen des spanischen Kolonialreichs; über den Einfluß verschiedener Missionsorden auf diese Siedlungen; über das Verhältnis der Indiomunizipien zu den spanischen Städten; ferner über die wirtschaftliche Bedeutung der Indiodörfer für die koloniale Gesamtwirtschaft; über Wirtschaft und Verwaltung dieser Dörfer in bezug auf Fortleben indianischer bzw. die Übernahme europäischer Werte und Techniken; über die Durchdringung der Indiodörfer durch Nicht-Indianer und vor allem über das Verhältnis von Indios zu Nicht-Indios, speziell zu den Mestizen.

[31] Zur Unabhängigkeitsbewegung allgemein siehe *John Lynch,* Las Revoluciones Hispano-Americanas 1808 - 1826, Barcelona 1976; *Inge Buisson* und *Herbert Schottelius,* Die Unabhängigkeitsbewegungen in Lateinamerika 1788 - 1826, Stuttgart 1980.

[32] Die Fragen der Staatsbildung, die Konstituierung von Staatsbürgernationen, das Verhältnis von Staat und Nation haben behandelt *Marcos Kaplán,* Formación del Estado nacional en América Latina, Santiago de Chile 1969; *Charles Minguet,* El Concepto de Nación, Pueblo, Estado, Patria en las Generaciones de la Independencia, in: Recherches sur le Monde Hispanique au dix-neuvième Siècle, Lille 1973, 51 - 71; *Inge Buisson, Günter Kahle, Hans-Joachim König* und *Horst Pietschmann* (Hrsg.), Problemas de la Formación del Estado y de la Nación en Hispanoamérica, Köln, Wien 1984 (Lateinamerikanische Forschungen Bd. 13); *Antonio Annino, Marcello Carmagnani, G. Chiaramont, A. Filippi* et al. (Hrsg.), América Latina. Dallo Stato Coloniale allo Stato Nazione, 2 Vols., Milano 1987; *König,* Auf dem Wege zur Nation (Anm. 6), bes. Kap. III und IV.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

1. „Von sofort an ist diese hassenswerte Devise vom Tribut abzuschaffen, damit die betreffenden Indios sich künftig aller Privilegien, Vorrechte und Steuerbefreiungen, die den übrigen Bürgern zustehen, erfreuen; als solche sollen sie bis in die höchsten Posten der Republik aufsteigen können und mit den Ehren und Preisen ausgezeichnet werden, die ihnen ihren Verdiensten, ihrem Wandel und ihrem Vorgehen entsprechend zukommen; sie müssen nur noch die allgemeinen Abgaben leisten, die jedem Staatsbürger als Beitrag zu den Bedürfnissen des Staats auferlegt werden, so daß es künftig nur noch ein Gesetz, eine Regierung und ein Vaterland und dieselben Magistrate für alle freien Bewohner des Reiches geben wird.
2. In der Folge dieser Gleichstellung und der den Indios gewährten Bürgerrechte bei voller Wiedereinsetzung ihrer Rechte, derer sie sich erfreuen werden, soll ihnen das Land ihrer Resguardos als Eigentum zugeteilt werden, in jedem Dorf gemäß seinem wahren Wert und in getrennten Einheiten im Verhältnis zur Größe ihrer Familie an sie verteilt werden, auf daß sie es unter Nutznießung aller ihrer natürlichen und gewerblichen Erzeugnisse besitzen[33]."

Äußeres Zeichen dieser neuen Stellung, der ein fiktives Bild von Gleichheit, gleichen Interessen und gleichen Bedürfnissen zugrunde lag, war die neue Namensgebung. Seit dieser Zeit nämlich wurden die Indios mit dem weniger diskriminierenden Namen „Indígenas", Eingeborene, bezeichnet. Allerdings wurden die für die angestrebte gesellschaftliche Integration dieser Bevölkerungsgruppen und für ihre wirkliche soziale Gleichstellung erforderlichen Voraussetzungen wie Alphabetisierung und wirtschaftliche Absicherung nicht bereitgestellt. Man erließ im Gegenteil sogar Gesetze, die den Indios langfristig ihre Existenzgrundlage nahmen. Entsprechend den Vorstellungen des damals wirkenden wirtschaftlichen Liberalismus, den die lateinamerikanischen Kreolen relativ unreflektiert aus Europa als Entwicklungsstrategie übernommen hatten, also entsprechend dem Glauben an die stimulierende Wirkung von Individualbesitz, zielten neue Gesetze darauf ab, den Kommunalbesitz der Indianergemeinden zu privatisieren. Das Land sollte auf die einzelnen Mitglieder der Dorfgemeinden aufgeteilt werden, jener Dorfgemeinden, für die angesichts der neuen Rechtsgleichheit aller Staatsbürger das alte Residenzverbot für Nicht-Indios aufgehoben wurde. Langfristig sollte das verteilte Land auch zum freien Verkauf zur Verfügung stehen, was bislang untersagt gewesen war.

Auf lange Sicht profitierten von diesen Regelungen die Nicht-Indios, vor allem die Kreolen, d.h. die neue politische Führungsschicht aus Großgrundbesitzern, Großkaufleuten und mit dem Handel liierten Juristen, die das

[33] Dekret der Obersten Junta in Bogotá vom 24. Sept. 1810, zitiert in *König,* Auf dem Wege zur Nation (Anm. 6), 177.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Land der an privates Wirtschaften nicht gewohnten Indios aufkauften und so sich selbst Landbesitz verschafften bzw. den schon vorhandenen arrondierten, während die landlosen bzw. landlos gewordenen Indios als billige Arbeitskräfte auf den Haciendas oder den Plantagen zur Verfügung standen und immer mehr verarmten oder in Abhängigkeit gerieten. Hier verschärfte sich der Prozeß der Landkonzentration in den Händen einiger weniger zu Lasten der meist indianischen Landbevölkerung. Land, d.h. Verfügung über Land, war aber in den weitgehend agrarisch ausgerichteten lateinamerikanischen Staaten die Grundlage für Wohlstand und soziales Ansehen, zumal Landbesitz noch dadurch an Bedeutung gewann, daß im 19. Jahrhundert in Europa die Nachfrage nach tropischen Agrarprodukten Lateinamerikas wuchs. Die Dekolonisierung, die Loslösung der ehemaligen Kolonien von ihrem sogenannten Mutterland Spanien, bedeutete für die Indios langfristig wegen der liberalen und auf individuelle Leistung orientierten Gesetzgebung eine Verschlechterung ihrer Situation gegenüber der Kolonialzeit[34].

Im übrigen war die Unabhängigkeitsbewegung mit Ausnahme Mexikos nicht von den Indios ausgegangen oder getragen. Es waren die Kreolen, also die nicht-indianischen Nachkommen der Spanier, die die Unabhängigkeitsbewegung geführt hatten, u.a. auch, wie sie vorgaben, im Namen der Indios und für Wiedergutmachung an ihnen. Sie bedienten sich des Vorhandenseins der Indios und ihrer kolonialen Vergangenheit als Mobilisierungselement, um den Kampf gegen die Spanier, die als die Unterdrücker der Indios charakterisiert wurden, zu rechtfertigen. Obwohl frühere kulturelle Errungenschaften der andinen Indios betont wurden, identifizierten sich die Kreolen jedoch nur insoweit mit den Indios, als sie damit eine gemeinsame Position als „unterdrückte" und unrechtmäßig eroberte „Amerikaner" gegenüber den Spaniern aus Europa einnehmen konnten. Sie wählten sogar für die bildliche Darstellung der Freiheit die Gestalt der gekrönten und wehrhaften amerikanischen Amazone, die Figur der India. Die India als Freiheit erschien auf Münzen, im Landeswappen oder auf Fahnen: meist mit der Federkrone, einen Köcher mit Pfeilen auf dem Rücken, die Füße auf einem bezwungenen Kaiman ruhend. Zu den bekanntesten Darstellungen der India als Freiheitssymbol gehört wohl das wahrscheinlich 1819 entstandene Bild des kolumbianischen Malers Pedro José Figueroa, das Bolivar mit der gekrönten India Americana zeigt. Hinsichtlich der bildlichen Darstellung der India als personifizierte America zeigte sich hier eine neue Sinngebung. Hatte die India in früheren Jahrhunderten die Inferiorität der Neuen Welt gegenüber Europa ausgedrückt und im 17. Jahrhundert, dargestellt mit

[34] Zum Einfluß des Liberalismus und seiner Auswirkungen auf die Indianer – speziell Agrarpolitik siehe *Inge Buisson,* Wege, Ziele und Ergebnisse liberaler Entwicklungspolitik in der mexikanischen Reform-Ära, in: I. Buisson und M. Mols (Hrsg.), Entwicklungsstrategien (Anm. 8), 83 - 98, und *Hans-Joachim König,* „Entwicklung nach außen". Voraussetzungen, Maßnahmen und Ergebnisse des Entwicklungskonzepts der Liberalen in Kolumbien in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, ebd., 67 - 82.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

den Früchten des Landes, die koloniale Bedeutung Amerikas für Europa widergespiegelt, so versinnbildlichte sie in der Unabhängigkeitsbewegung, nun von den Amerikanern selbst verwendet, das Eigene und Besondere gegenüber Europa[35].

Bei dem bloßen Bild des Indio als Symbol der Freiheit blieb es auch, denn eine Übernahme indianischer Vorstellungen von gesellschaftlichem Verhalten, z. B. von kollektiver Arbeit und Nutzung, hatte die Instrumentalisierung des Indianischen nicht impliziert, ebensowenig wie die indianische Kultur oder eine andere ethnische Kategorie – Indios oder Mestizen – zum Konstituens, zur einheitsstiftenden Grundlage der sich bildenden Nationalstaaten wurde. Das Ziel war die Überwindung des vorherrschenden ethnisch-kulturellen Pluralismus im Sinne einer Ausrichtung an den liberalen Grundsätzen Freiheit, wirtschaftliche Freizügigkeit, Individualbesitz, Leistung, Wettbewerb, Marktwirtschaft und Gleichheit. Die Kreolen der Unabhängigkeitsepoche bzw. der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts glaubten an den obersten Grundsatz der Gleichheit; sie übersahen dabei, daß Gleichheit nur unter Gleichen gerecht sein kann. War das ein wohlgemeinter Irrtum? Oder schufen sich die neuen politischen Machthaber mit der Aufhebung der kolonialzeitlichen indianischen Sonderrechte nicht die Handhabe, einen erhöhten wirtschaftlichen und sozialen Druck auf den indianischen Teil der hispanoamerikanischen Bevölkerung zu ihrem eigenen Nutzen auszuüben? Die letztere Frage wird man wohl bejahen müssen, denn zahlreiche frühe Bestandsaufnahmen der Kreolen über Politik und Wirtschaft belegen, daß sie die negativen sozialen Auswirkungen ihrer Maßnahmen auf die Indios wohl sahen, diese jedoch angesichts einer erhofften positiven wirtschaftlichen Entwicklung für die anderen Teile der Bevölkerung guthießen und akzeptierten[36].

Die offizielle republikanische Indianerpolitik im 19. Jahrhundert zeichnete sich dadurch aus, daß sie trotz der zahlreichen Gesetze bezüglich der Comunidades und des korporativen Landbesitzes eigentlich keine spezifische Indianerpolitik war. Entsprechend dem liberalen Glauben – und man ist versucht zu sagen Irrglauben – an die regulierende Kraft rechtlicher Gleichheit und der Freiheit des Individuums sowie an die Eigeninitiative, an Fähigkeiten und Verantwortlichkeiten des einzelnen und der daraus resultierenden Zurückweisung staatlichen Interventionismus blieben die Indios sich selbst überlassen. Nachdem die Indios als Legitimationsfaktor für die Separation von Spanien ausgedient hatten, wurden für ihre propagierte Integration als Staatsbürger in die jeweiligen Gesellschaften der neuen

[35] Die Verwendung der Indiosymbolik in Neu-Granada/Kolumbien ist ausführlich beschrieben bei *König,* Auf dem Wege zur Nation (Anm. 6), 140 - 160. Dort auch Verweise auf andere Staaten.

[36] Statt vieler zu Kolumbien *Mario Arrubla,* Estudios sobre el subdesarrollo colombiano, Medellín 1969 und öfters.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Staaten keine gezielten Schritte unternommen. Stattdessen ist eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber den Indios, ja sogar eine bewußte Vernachlässigung dieses Bevölkerungsteils, der in den Andenländern 50% der Gesamtbevölkerung ausmachte, nicht zu übersehen. Die im ausgehenden 19. Jahrhundert vorherrschenden sozialdarwinistischen und positivistischen (Spencer) anthropologischen Evolutions- und Rassentheorien führten vielmehr dazu, sich von den Indios abzuwenden. Wie in der Kolonialzeit galten sie wieder als Inferiore, als auf einer niederen Stufe stehend. Indianische Kultur wurde als Ausdruck einer irrationalen, traditionalistischen Neuerungsfeindlichkeit bewertet, Indios wurden als nationale Schande, als Hemmschuh für den Fortschritt erachtet; Fortschritt und Entwicklung aber erwartete und erhoffte man von der Einwanderung europäischer Weißer, von ihren Kenntnissen und Fertigkeiten, von ihrem Verhalten, insgesamt also von einer „Aufweißung". Einwanderungspolitik ersetzte häufig die Integrationspolitik, verhinderte eine verständnisvolle Politik gegenüber den Indios[37].

Erst Ende des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts setzte ein Wandel ein. Proteste der Indios selbst, die von Intellektuellen vorgenommene Analyse der wirtschaftlichen und sozialen Stagnation und mangelnden Entwicklung, die im Vergleich zu den USA und den europäischen Staaten trotz des Wirtschaftsliberalismus, trotz der individuellen Freizügigkeit, trotz des Freihandels und der Eingliederung in den Weltmarkt, trotz der Übernahme europäischer Orientierungsmuster in Lateinamerika festzustellen waren, rückten die Indios und ihre Probleme wieder ins Blickfeld und ins nationale Bewußtsein. Es entstand der moderne Indigenismus. Diese Bewegung – vor allem in Peru und Mexiko – machte die soziale und ökonomische Misere der landlosen Indios, der vernachlässigten Indiodorfgemeinschaften sowie die Abhängigkeit der Indios von den Großgrundbesitzern zum Thema. Intellektuelle, Studenten, politische Gruppierungen nahmen sich der Situation des Indio an. Dies geschah zunächst vor allem in Mexiko nach der Revolution von 1910, in der u. a. auch Landforderungen der Indiodorfgemeinschaften, geführt von Emiliano Zapata, zum Ausdruck gekommen waren, und in Peru, wo die von José Carlos Mariátegui 1917 verfaßte Analyse des Indioproblems den Durchbruch gebracht hatte[38]. Man ging davon aus, daß die fehlende Integration des Indio in die moderne Gesell-

[37] Zum Beispiel Mexiko siehe *Salomón Nahmad,* Las ideas sociales del positivismo en el indigenismo de la época pre-revolucionaria en México, in: América Indígena XXXII, no. 4 (1973), 1167 - 1182; *Manfred Mols,* Mexiko im 20. Jahrhundert, Paderborn, München, Wien, Zürich 1981, bes. das Kap. zum Vorabend der Revolution, zur Modernisierung der Científicos.

[38] *José Carlos Mariátegui,* 7 ensayos de interpretación de la realidad peruana, 16. Auflage, Lima 1974. Vgl. auch *Thomas M. Davies, Jr.,* The Indigenismo of the Peruvian Aprista Party. A Reinterpretation, in: Hispanic American Historical Review 51 (1971), 626 - 645. Einen ausführlichen Überblick über die Anfänge des Indigenismus und auch des neuen Indianismus der Gegenwart gibt *Marie-Chantal Barre,* Ideologías Indigenistas y Movimientos Indios, México 1983; *Alejandro Marroquín,* Balance del indigenismo. Informe sobre la política indigenista en América Latina, México 1972.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schaft, seine mangelhafte Partizipation an Politik und Wirtschaft keinen kulturellen Ursprung hatten oder etwa in einer rassischen Minderwertigkeit oder Unfähigkeit des Indio lagen, sondern vielmehr ein ökonomisches Problem darstellten und weitgehend aus der Struktur des ungleichen Landbesitzes – hie Hacienda/Großgrundbesitz mit gutem Boden, dort landloser Indio/Mestize bzw. Minifundista mit schlechtem Boden – zu erklären waren.

Die Lebensbedingungen der Indios zu verbessern, sie zur Beteiligung an der modernen Gesellschaft zu befähigen, wurde in den spanisch-amerikanischen Staaten seit dem 2. Jahrzehnt dieses Jahrhunderts und besonders seit dem 1. Interamerikanischen Indigenistenkongreß 1940 in Patzcuaro, Mexiko, zur offiziellen Indianerpolitik, nachdem schon 1938 die 8. Interamerikanische Konferenz in Lima beschlossen hatte: „Die Eingeborenen, Indígenas, haben als Nachfahren der ersten Siedler der amerikanischen Länder einen vorrangigen Anspruch auf Schutz durch die staatlichen Autoritäten, damit die Vernachlässigung ihrer physischen und intellektuellen Entwicklung aufgegeben wird, und demzufolge wird alles, was getan wird, um das Los der Indios zu verbessern, eine Wiedergutmachung des Unverständnisses sein, mit dem sie in früheren Zeiten behandelt worden sind[39].“ Daß diese früheren Zeiten gar nicht so fern lagen, daß dieses Unverständnis auch noch im 20. Jahrhundert überwunden werden mußte, geht aus den Worten hervor, mit denen der mexikanische Präsident Lázaro Cárdenas den ersten Indigenistenkongreß eröffnete: „Das Programm zur Befreiung der Indios gleicht im wesentlichen dem Programm zur Befreiung des Proletariats eines jeden Landes ... Es ist nicht wahr, daß der Indio der Verbesserung seines Lebens abweisend und dem Fortschritt gleichgültig gegenübersteht. Wenn er oft weder Freud noch Leid ausdrückt, sondern das Geheimnis seiner Gefühle wie eine Sphinx bewahrt, dann tut er das wegen der Vergessenheit, in der er lebt. Er bearbeitet Böden, die seine Anstrengungen nicht belohnen; er produziert auf Webstühlen, ohne sich selbst kleiden zu können; er errichtet Bauten, ohne daß sich seine Lebensbedingungen verbessern; er bringt Diktatoren zu Fall, nur damit ihnen neue Ausbeuter nachfolgen. Und da seine Wirklichkeit nur das Elend ist, nimmt er eine Haltung der scheinbaren Indifferenz und des berechtigten Mißtrauens ein[40].“ Cárdenas deutete an, daß die Wiedergutmachung am Indio, daß seine Integration auch etwas mit der Gesellschaft zu tun hatte, in die er integriert werden sollte, indem diese erkennen mußte, oder besser gesagt hätte erkennen müssen, daß das Erscheinungsbild des Indio keineswegs seine Wesenszüge oder Charakterdefizite widerspiegelt, sondern eine ungerechte Situation und seine Antwort darauf.

[39] Auf die Bedeutung dieses Kongresses geht die Arbeit von *M.-Ch. Barre* (Anm. 38) ein, dort auch das Zitat von Lima, 33.

[40] El Indigenismo de Lázaro Cárdenas, in: Cuadernos Americanos Año 30, Nr. 174 (1971), 113 - 117, hier 114; *Gonzalo Aguirre Beltrán,* El pensamiento indigenista de Lázaro Cárdenas, in: América Indígena XXXI, Nr. 4 (1971), 1007 - 1019.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Von dieser Bewußtwerdung, von einem neuen positiven Indiobild, war man noch weit entfernt. Zuerst einmal gründete man Indianerinstitute, anthropologische Institute zur Erforschung der indianischen Kulturen und ihrer Werte und Wertvorstellungen, gerade auch was den Landbesitz betraf; man bildete spezielle Lehrer aus, um die Indios in spanischer Sprache zu alphabetisieren. Dies sind nur einige Maßnahmen, die besonders in Mexiko getroffen wurden. Ziel war die Integration des einzelnen Indio in die herrschende, nach europäischen Werten ausgerichtete Gesellschaft, und selbst wenn das Agrarproblem angesprochen wurde, lief es – von Mexiko einmal abgesehen – auf eine Individualisierung heraus. Die Methode dieser Integration war ein gelenkter Kulturwandel, der die Indios endlich zu Mitgliedern der einzelnen Nationen machen, d.h. sie zu Peruanern oder Mexikanern werden lassen wollte, nicht etwa die Nation indianisieren sollte[41].

Die Problematik dieser Indianerpolitik bestand hauptsächlich darin, daß sie, wie gesagt, den Indio in die moderne nationale Gesellschaft integrieren wollte, gleichzeitig aber damit den Wunsch verband, die positiven Elemente indianischer Kultur zu bewahren. Ohne Zweifel hat der bisherige Indigenismus, eine Politik von Nicht-Indios für Indios, bezüglich der Lebensbedingungen der Indios, was hygienische Maßnahmen, die Vermittlung technischer Fertigkeiten und medizinische Fürsorge betrifft, positive Ergebnisse gezeitigt. Die Integration des Indio im Sinne von politischer und wirtschaftlicher Beteiligung, wie es einem Staatsbürger zukäme, hat er bislang jedoch nicht erreicht und ihm keine neue Identität gegeben; die Indios sind Randgruppen geblieben.

Nicht unerwähnt bleiben darf, daß die Unfähigkeit der herrschenden Systeme, die Randgruppen einzugliedern, auch durch äußere Faktoren ergänzt und verschärft wird. Die Modernisierung der lateinamerikanischen Staaten wird durch wesentliche Hindernisse gebremst, die zu einer endlosen Krise führen. Diese Hindernisse resultieren wesentlich aus den weltwirtschaftlichen Strukturen, durch die die nationalen Rohstoffe abfließen, Kapitalinvestitionen ängstlich eingeschränkt werden und die Außenverschuldung und Abhängigkeit rasch wachsen. Die Indianerpolitik hatte, indem sie als Integrations- und Modernisierungsprozeß die soziale Veränderung zu beschleunigen und den „individuellen" Übergang zu erleichtern bemüht war, in großen Gruppen der indianischen Bevölkerung, insbesondere unter den Jugendlichen, Erwartungen geweckt, die mit dem Entwicklungsmodell, das ihnen als einzige Alternative angeboten wurde, überein-

[41] Wichtige Aufsätze, die die Problematik von Akkulturation und Integration darstellen, sind enthalten in: *Arnold-Bergstraesser-Institut* (Hrsg.), Zur Integration der indianischen Bevölkerung in die moderne Gesellschaft Lateinamerikas, Freiburg 1968. Ein Vertreter eines Indigenismus, der den Indio mexikanisieren will, ist *Gonzalo Aguirre Beltrán,* El proceso de aculturación, México 1970; *ders.,* Teoría y práctica de la educación indígena, México 1973.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

stimmen. Aber die begrenzte Expansionskapazität und das „koloniale" Erbe, das den Indio im Wettbewerb benachteiligt, haben diese Erwartungen und Hoffnungen gedämpft und eine wachsende soziale Mobilität erschwert. In Zeiten wirtschaftlichen Aufschwungs war eine Anpassung wohl möglich, aber in Zeiten starker Schwankungen verringern sich die Ausweichmöglichkeiten, und die indianische Bevölkerung ist in dem härteren Wettbewerb infolge ungenügend vermittelter Fähigkeiten und Fertigkeiten sowie durch eine latent weiter vorhandene ethnische Diskriminierung stark benachteiligt.

Unter dem Gesichtspunkt praktischer Politik zum Nutzen des Indio scheint der bisherige Indigenismus gescheitert zu sein, unter dem Gesichtspunkt aber, in Staaten mit hohem Indioanteil der gesamten Gesellschaft zu einer breiteren Identitätsbasis verholfen zu haben, indem die jeweils nationale Geschichte um die Geschichte der Indios, ihre vorspanische Kultur und ihre koloniale Vergangenheit erweitert wurde, ist die Bedeutung und Wirkung des Indigenismus nicht zu übersehen[42]. Als bekanntestes und wohl bedeutendstes Beispiel dieser Art des Indigenismus, einer erneuten symbolhaften Verwendung des Indianischen, ist Mexiko anzuführen, wo nach der Revolution von 1910/17, an der alle Bevölkerungsgruppen beteiligt gewesen waren, ein Nationalgefühl erzeugt werden sollte, das auf der Synthese indianischer, spanischer und mestizischer Komponenten beruhte. Wegbereiter und Medium dieser Hinführung zu einem mexikanischen Nationalgefühl, das Staat und Nation konsolidieren sollte, war die neue mexikanische Literatur, vor allem aber und am augenfälligsten die monumentale Wandmalerei, die besonders in den Werken von Diego Rivera eine Vision und Interpretation des Indio lieferte. Rivera stellte die Indios als die Armen dar, die sich in weiße Ponchos oder eigene Trachten kleiden, die die schweren Arbeiten ausführen, die Ungerechtigkeit erdulden, die aber gleichzeitig die Zukunft in ihren Händen halten, weil sie es sind, die die Revolution in Gang setzen, durchführen und beenden werden; die Gebräuche, Tänze und Feste haben, die ihnen einen kulturellen Zusammenhalt geben, und die würdevoll und schön sind[43].

Wenn man die Verwertung des Indio, des Indianischen, wie sie auch in Peru nach der Revolution von 1968 zu beobachten war, indem z. B. eine Reihe von Gesetzen unter Indiosymbolik erlassen wurden[44], und diese

[42] Eine kurze Beschreibung dieser Funktion des Indigenismus liefert *Andrés Serbin,* Etnicidad y Política. Los Movimientos Indígenas en América Latina, in: Nueva Sociedad 49 (1980), 57 - 71. Siehe auch *G. Aguirre Beltrán,* Regiones de refugio, México 1973.

[43] Vgl. *Ida Rodríguez Prampolini,* Die Vorstellung vom Indio bei José Clemente Orozco und Diego Rivera, in: Nationalgalerie Berlin, Wand-Bild Mexico, Berlin 1982, 165 - 181. Siehe in diesem Ausstellungskatalog auch die anderen Aufsätze zum Muralismo bzw. zur Identitätssuche.

[44] Als Beispiel sei das Agrarreformgesetz Nr. 17716 vom 24. Juni 1969 genannt; der

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Inwertsetzung des Indianischen mit der realen Situation der Indios vergleicht, dann erhebt sich die Frage, ob der Vorwurf, den die neuen Indigenisten gegen den offiziellen Indigenismus erheben, daß nämlich die Indianerpolitik sich nach den staatlichen Interessen und weniger am Schicksal der Indios selbst definiere, nicht doch zu Recht besteht. Hat das neue Bild vom Indio nicht wieder nur eine Legitimationsfunktion?

Seit ca. drei Jahrzehnten ist eine von kritischen Anthropologen und indianischen Gruppen geforderte neue Indianerpolitik zu erkennen, die sie bezeichnenderweise Indianismus nennen[45]. Das Ziel der Indianisten besteht nun darin, den Folgen der Kulturbegegnung dadurch zu entgehen, daß die Indios ihre eigene Kultur nicht aufgeben, sondern im Gegenteil ihre kulturellen Werte, ihre traditionellen Sozialbeziehungen, ihre Beziehung zum kollektiv genutzten Boden, ihre Weltvorstellungen zu Grundlagen gesellschaftlicher Entwicklung gemacht werden. Sie fordern eine Änderung der Richtung. Nach ihren Überlegungen ist der richtige Weg nicht mehr Akkulturation, der Übergang, die Integration, die Änderung der Identität, sondern ein ethnisches Bekenntnis. Für diese Bewegungen bedeuten bewußte Volkszugehörigkeit und eigene Kultur nicht etwa die Rückkehr zu einem verlorenen Paradies, sondern die Grundlage für gesellschaftliche Modelle und Wertordnungen, deren Ziel die radikale Veränderung der lateinamerikanischen bäuerlichen Gesellschaft ist. Die politische Perspektive ist die Entkolonisierung auf dem Land. Damit greifen diese Bewegungen eindeutig die bisherigen Vorstellungen von Nation als einer ethnischen und kulturellen Einheit an und fordern eine Nation, die multiethnisch und plurikulturell konstituiert ist[46]. Eine solche Nation könnte den Indios die Möglichkeit geben, eine

---

Einband einer der zahlreichen Broschüren mit diesem Gesetz zeigte neben dem Präsidenten General Juan Velasco Alvarado den berühmten Indioführer Tupac Amarú II., der 1780/81 für eine bessere Stellung der Indios gegen die spanische Kolonialverwaltung in Peru und gegen die Weißen rebelliert hatte.

[45] Einen äußerst informativen Überblick über den neuen Indianismus, die politischen Aktivitäten indianischer Gruppierungen und Parteien gibt *M.-Ch. Barre* (Anm. 38); vgl. auch *A. Marroquín* (Anm. 38); *Walter Dostal* (Hrsg.), The Situation of the Indians in South America, Geneva 1972; dtsch. Die Situation der Indios in Südamerika. Grundlagen der interethnischen Konflikte der nichtandinen Indianer, Wuppertal 1981; Indianer in Lateinamerika. Neues Bewußtsein und Strategien der Befreiung. Dokumente der zweiten Tagung von Barbados, Wuppertal 1982; *Guillermo Bonfil Batalla,* Las nuevas organizaciones indígenas, in: Indianidad y descolonización en América Latina, México 1979, 23 - 40; *Mark Münzel* (Hrsg.), Die indianische Verweigerung, Reinbek bei Hamburg 1978; *ders.*, Neue Formen der Opposition bei Indianern, in: Theo Ginsberg und Monika Ostheider (Hrsg.), Lateinamerika vor der Entscheidung. Ein Kontinent sucht seinen Weg, Frankfurt/M. 1984, 67 - 84.

[46] Zur plurikulturellen Nation siehe *Barre* (Anm. 38); *Salomón Nahmad Sitton,* Gobierno Indígena y Sociedad Nacional, in: América Indígena XXXV (1975), 857 - 872; *William Bollinger* und *Daniel Manny Lund,* Minority Oppression: Toward Analyses that Clarify and Strategies that Liberate, in: Latin American Perspectives Vol. IX, nr. 2 (1982), 2 - 28. Vgl. auch die Überlegungen zu Staat und Problemen einer unikulturellen Nation von *Myriam Jimeno* und *Adolfo Triana Antorveza,* Estado y Minorías Etnicas en Colombia, Bogotá 1985.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Entwicklung nach ihren und nicht ausschließlich an der westlichen Zivilisation ausgerichteten Werten in Gang zu setzen. Es wäre zu einfach, solche Überlegungen als Utopie oder gar als absurd abzutun, zumal sich doch allenthalben zeigt, daß auch in den Industrienationen gesellschaftliche Probleme auftauchen, die nicht zuletzt auf die Vereinzelung des Menschen und die Überbetonung der individuellen Fähigkeiten und Leistungen des einzelnen sowie auf den Bruch mit der Umwelt zurückgehen.

In diesem Problemfeld kommt dem Historiker, der ja die Folgen und Ergebnisse von politischen Vorstellungen in der Zeit kennt, eine wichtige Aufgabe zu. Er muß fragen, ob solche Vorschläge einer plurikulturellen Nation zu ähnlich dualen Gesellschaften wie in der spanischen Kolonialzeit führen. Er muß fragen, ob die Rückbesinnung auf die Indianergemeinschaft wirklich die vorspanische meint und nicht etwa die der spanischen Kolonialzeit, ob diese wirklich so kollektiv organisiert war und wirtschaftete, wie es gemeinhin in solchen Forderungen dargestellt wird. Er muß allerdings auch fragen, ob der von den Lateinamerikanern übernommene europäische Nationenbegriff, der eine Einheit vorgibt, nicht obsolet geworden und für außereuropäische Gesellschaften untauglich ist.

Barbar oder Symbol der Freiheit? Unmündiger oder Staatsbürger? Das skizzierte Problemfeld der Beziehungen zwischen Indios und Spaniern bzw. deren Nachfolgern hat gezeigt, daß in dieser Kulturbegegnung die Indios seit nunmehr fast 500 Jahren als unmündige und inferiore Menschen gesehen wurden, auch wenn sie seit der Unabhängigkeit offiziell de jure den Status von Staatsbürgern erhalten haben. Denn eine tatsächliche Gleichstellung im Sinn von Teilhabe an den sozialen und wirtschaftlichen Gütern der jeweiligen Nation, im Sinn von politischer Beteiligung und Entscheidungsmöglichkeit haben sie nicht erlangt. Nicht etwa weil sie unfähig oder minderbegabt waren, sondern weil sie weder ökonomisch noch bildungsmäßig dazu in den Stand versetzt wurden. Eine einseitig an fremden Vorbildern sowie Normen und Werten ausgerichtete Politik, Wirtschafts- und Entwicklungspolitik der Lateinamerikaner, die sich des Indianischen nur zu Legitimierungszwecken bediente, hat wenig positive Ergebnisse im Sinne einer gesamtgesellschaftlichen, die Indios einbeziehenden Entwicklung gebracht. Ist eine ausschließliche Ausrichtung auf die indianische Vergangenheit dazu geeignet? Gibt es überhaupt eine Lösung? Voraussetzung wäre wohl ein Umdenken, eine Bewußtseinsbildung bei den Nicht-Indios, vor allem bei der dominierenden Bevölkerungsgruppe sowie eine Zurkenntnisnahme indianischer kultureller Werte für die Gesellschaft und das Weltverständnis. Eine breitere Besinnung auf die „eigene" Vergangenheit Lateinamerikas oder Indoamerikas könnte einen Prozeß einleiten, einen eigenen lateinamerikanischen Weg zu gehen. Voraussetzung dafür wäre aber auch, daß Europa und Nordamerika – als Teil Europas – dazu übergehen, die Vielfalt der Kulturen und gesellschaftlichen Systeme anzuerkennen und zu akzeptieren und von

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

einer Qualifizierung der Anderen entsprechend ihren Normen abzulassen. Mit der europäischen Expansion nach Amerika, die bald ihre 500-Jahr-Feier begeht, wurde Lateinamerika zu einem Teil der europäischen Geschichte. Die Besinnung auf einen eigenen Weg könnte auch die Rückgewinnung der eigenen Geschichte bedeuten.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Der handelnde Beobachter

François Valentyns Schwierigkeiten mit dem asiatischen Charakter

Von Jörg Fisch, Zürich*

Im Jahre 1687 traf der 1666 geborene, im Dienste der Niederländischen Ostindischen Kompanie stehende reformierte Pfarrer François Valentyn auf der kleinen Molukkeninsel Nusa Laut den lokalen Herrscher Latoe Lori[1]. Valentyn berichtet von dem Gespräch Folgendes: „Ich erinnere mich, daß ich einen gewissen Latoe Lori, König von Titaway, habe sagen hören, daß er in seiner Jugend viele seiner Feinde nicht nur getötet, sondern auch etliche von deren Köpfen auf Kohlen gebraten und manch leckeren Bissen Menschenfleisch gegessen habe. Nachdem er dies erzählt hatte, nahm ich mir die Freiheit, ihn zu fragen, ob Menschenfleisch besser schmecke als anderes Fleisch. Er sagte, man könne das Fleisch keines einzigen Tieres damit vergleichen, obwohl es auch wahr sei, daß sie dies in erster Linie aus Rache an ihren Feinden täten. Ich fragte ihn weiter, welcher Teil eines Menschen ihm am besten geschmeckt habe? worauf er antwortete, nichts sei so schmackhaft wie die Wangen und die Hände, und nicht anderes sei damit vergleichbar. Dieser König war nicht nur ein sehr mäßiger, freundlicher und sittsamer Mann, sondern in seinem Verhalten auch so gottesfürchtig, daß er zu jener Zeit einheimischer Kirchenältester war[2]."

Über Latoe Lori wissen wir nichts Näheres. Valentyn lebte 1685 - 1695 und 1705 - 1714 im Gebiet des heutigen Indonesien, meistens auf den Molukken und auf Java. Er betreute Christengemeinden, die einmal aus Holländern bestanden, vor allem auf den Molukken aber auch, und mehrheitlich, aus Asiaten. Er stand also über viele Jahre hinweg in direktem und engem Kontakt mit Asiaten. Daneben widmete er sich dem Studium von

---

* Der Aufsatz behält den Rahmen eines Essays, den der ursprüngliche Vortrag hatte. Angesichts der Spannweite der angesprochenen Fragen könnte eine Auseinandersetzung mit einzelnen Ansätzen in der Literatur nur fragmentarisch und mehr oder weniger willkürlich erfolgen. Die Skizze soll keine abschließende Position festlegen, sondern lediglich einige Fragen aufwerfen, deren spätere systematische Behandlung ich mir vorbehalte. Für das weitere Umfeld der kulturellen Problematik vgl.: *Jörg Fisch,* Zivilisation, Kultur, in: Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 6.

[1] Zu Valentyn s. *Jörg Fisch,* Hollands Ruhm in Asien. François Valentyns Vision des niederländischen Imperiums im 18. Jahrhundert, Stuttgart 1986.

[2] *François Valentyn,* Oud en Nieuw Oost-Indiën, 5 Bde., Dordrecht 1724 - 1726, hier Bd. 2, 1, 83 f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Natur und Geschichte der asiatischen Länder. Das Resultat war 1724 - 1726 ein monumentales, enzyklopädisches Werk mit dem Titel „Alt und Neu Ostindien", in dem Valentyn Geschichte und Gegenwart, Menschen und Natur fast ganz Asiens beschrieb.

Valentyn berichtet von seiner Begegnung mit Latoe Lori in einer für die damalige Zeit eher ungewohnten Weise. Deutlich ist, daß von einer Verdammung keine Rede sein kann. Man wird andererseits auch nicht von der Billigung der von Latoe Lori in seiner Jugend ausgeübten Praktiken sprechen können. Valentyns eigene Haltung läßt sich wohl am ehesten dem leicht spöttisch-ironischen Ton entnehmen, mit dem er die Details referiert. Dennoch ist ein solcher leichter Ton angesichts des behandelten Themas auffällig. Man wird kaum unterstellen können, daß Valentyn Latoe Lori nicht geglaubt hat oder daß er gar die Existenz von Kannibalen überhaupt bestritt, auch wenn sein Bericht sicher nicht als Beweis für eine solche Existenz ausreicht. Hält man sich nur an seine Beschreibung, so verkörpert sie in mancher Hinsicht geradezu das Ideal einer vorurteilsfreien, objektiven wissenschaftlichen Betrachtungsweise. Valentyn ereifert sich nicht über barbarische Kannibalen, sondern er nimmt die Haltung des distanzierten Beobachters ein, der nicht eine unterlegene oder minderwertige, sondern einfach eine andere Kultur schildert, indem er sich an deren eigene Wertmaßstäbe hält und sie aus sich selbst heraus zu verstehen sucht. Am wichtigsten ist in diesem Zusammenhang vielleicht die ausdrückliche Zurücknahme jeglicher moralischen Verurteilung: Latoe Lori war ein mäßiger, freundlicher, sittsamer und gottesfürchtiger Mensch. Aus den sicher auch für Valentyn weder geradezu alltäglichen noch besonders sympathischen kannibalischen Gewohnheiten wird keine allgemeine moralische Minderwertigkeit abgeleitet; Latoe Lori ist deswegen kein schlechterer Mensch.

Ist Valentyn ein verkannter früher Pionier des unvoreingenommenen, gerechten und wissenschaftlichen Blicks auf andere Kulturen, demonstriert er gewissermaßen das Ideal des Kulturkontakts? Man kann ihn keineswegs auf eine solche Linie festlegen, wenn man seine Aussagen über asiatische Völker als Ganzes betrachtet. Und ich möchte anhand von Valentyns Schwierigkeiten mit diesen seinen Aussagen zugleich die These aufstellen, daß jenes Ideal weder erreichbar noch wirklich erstrebenswert ist. Das hat zwei Gründe. Erstens ist jeder Urteilende, sofern er nicht einfach nur Urteile anderer übernimmt, sondern sie auf eigene Beobachtungen stützt, als Beobachter zugleich ein Handelnder, und sein Urteil läßt sich nicht wirklich von seinen Handlungsbedingungen lösen. Als Handelnder wirkt er auf die Beobachteten, beeinflußt er deren Verhalten, und dieses Verhalten beeinflußt auch wieder sein Urteil. Zweitens hat jede Moral, die sich selber ernst nimmt, einen universalen Anspruch. Man kann zwar diesen Anspruch auf bestimmte Gruppen einschränken. Aber man kann die Angehörigen

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

außenstehender Gruppen, wenn sie in den eigenen Handlungsbereich treten, nicht von der Geltung der eigenen moralischen Normen dispensieren: man kann als Beteiligter auf die Dauer eine identische Handlung nicht das eine Mal als Verbrechen und das andere Mal als verdienstvoll behandeln, nur weil der Täter jeweils einen unterschiedlichen kulturellen Hintergrund hat. Unterschiedliche moralische Wertungen und Maßstäbe werden in der Praxis nicht durch gegenseitiges Verstehen miteinander vereinbar, sondern nur durch die Austragung der sich aus ihnen ergebenden Konflikte, ob das nun friedlich oder gewaltsam erfolgt.

I.

Viel bezeichnender als der Bericht über Latoe Lori ist für Valentyns normale Haltung gegenüber den Asiaten sein Urteil über die Javaner: „Die Männer sind durchweg gewalttätige, treulose und wilde Menschen, auf die man sich so gut wie gar nicht verlassen kann und die für zwei oder drei Schilling unterschiedslos jeden erschlagen, obwohl es sonst die furchtsamsten und feigsten Esel sind, die der Erdboden trägt. So unterwürfig nun wie die Niedrigeren gegenüber den Höheren sind, so unterwürfig und sklavisch sind selbst die größten Fürsten gegenüber dem Kaiser. Wenn man bei diesen Leuten etwas erreichen will, so darf man auf keine andere Weise mit ihnen leben, denn sobald man ihnen einen Finger gibt, werden sie die ganze Hand mit Gewalt an sich ziehen; wenn man sie aber streng, zupackend und wie Sklaven behandelt, so wie sie sich gegenüber Niedrigeren verhalten, dann kann man von ihnen alles bekommen, was man will, und für so jemanden werden sie durchs Feuer gehen, während sie einen anderen, der ihnen schmeicheln und sie höflich behandeln will, verachten, und sich, aus Hochmut, nicht einmal zu einer Antwort herbeilassen werden und noch viel weniger dazu, ihm zu gehorchen. Manche großen Herren haben dies zu ihrem Leidwesen und zu ihrer Schande erfahren, während andere, die den Charakter der Javaner besser kannten, es diesen sehr wohl abgewöhnt haben[3].“

Valentyn hat längere Zeit auf Java gelebt. Seiner Charakterisierung fehlt zwar jede Spur von Sympathie. Aber sie ist in vieler Hinsicht realistisch. Sie widerspiegelt den Kern des Verhältnisses zwischen Holländern und Javanern. Es ist ein Verhältnis zwischen Herren und Untergebenen. Die Javaner werden nach ihrer Eignung für dieses Verhältnis beurteilt. Den Ausgangspunkt bilden die Bedürfnisse und Ziele der Holländer, die gute Sklaven, Diener, Gehilfen und Untertanen brauchen. Valentyn ist nicht so borniert, daß er sein Urteil ausschließlich auf die Beziehungen zwischen Javanern und Holländern aufbaut. Er betrachtet auch die Beziehungen der Javaner untereinander – aber wieder unter dem gleichen Gesichtspunkt, wie sie sich als Herren und Untergebene gegeneinander verhalten.

[3] Ebd. Bd. 4, 1, 53 - 55.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Valentyn versteht sich selber als Angehöriger der niederländischen kolonialen Oberschicht und denkt und handelt als solcher. Die holländische Stellung im Osten ist nun einmal auf der direkten oder indirekten Macht der Holländer über die Asiaten aufgebaut, vom einzelnen Haushalt bis zu den Staatenbeziehungen. Valentyn schildert denn auch treuherzig, wie in seinem eigenen Haushalt zwanzig Sklaven arbeiteten, und er erklärt dem Leser, weshalb kein einziger von ihnen entbehrlich war[4].

Valentyns Urteile und Charakterisierungen reflektieren also mehr oder weniger das niederländisch-javanische Verhältnis. Das läßt sich beim Vergleich mit Urteilen über andere Völker bestätigen und präzisieren. Die Schilderung eines Volkscharakters bei Valentyn wird immer dann wirklich verständlich, wenn man ihn auf das Verhältnis des betreffenden Volkes zu den Holländern reduziert. Wer Sklaven liefert, wird nach der Qualität dieser Sklaven beurteilt. Unterworfene Völker erscheinen als feige; solche, die den Holländern Niederlagen bereitet haben, sind treulos und verräterisch. Relativ wohlwollende Urteile gibt Valentyn vor allem über solche Völker ab, die weit entfernt von den Holländern wohnen, mit denen sie wenig oder gar nichts zu tun haben. Das war zu Valentyns Zeit etwa bei den Taiwanesen der Fall. Die Holländer hatten in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine zu vielen Hoffnungen Anlaß gebende Niederlassung auf Taiwan. Sie wurden aber 1661 von Chinesen vertrieben und kehrten nie wieder zurück. 1726 gehörte die Episode also längst der Vergangenheit an, und Valentyn konnte den taiwanesischen Charakter vergleichsweise idyllisch darstellen: „Was den Charakter dieses Volkes betrifft, so ist er keineswegs so wie bei den meisten Asiaten, nämlich treulos, diebisch und verräterisch; im Gegenteil, sie sind sehr freundlich und gesprächig, sehr gutmütig und bereit, jemanden mit allem, was sie haben, zu bewirten, und wenn man mit ihnen einmal Freundschaft geschlossen hat, werden sie diese nicht ohne guten Grund aufkündigen und das selbst dann wenn immer möglich zu vermeiden suchen. Man kann zu ihrem Lob sagen, daß sie jemandem, den sie lieben, bis in den Tod treu sein werden[5].“ Hier mag auch mitgewirkt haben, daß die Holländer auf Taiwan beträchtliche Missionserfolge erzielt hatten.

Valentyn schildert auf solche und ähnliche, zuweilen positive, in der Regel aber überwiegend negative Weise Dutzende von Völkern. Sind diese Schilderungen wahr, entsprechen sie der Wirklichkeit? Man ist leicht versucht, sie also ebenso unzutreffend wie ungerecht abzutun, zumal Valentyns eindeutige, auf Sicherung der niederländischen Stellung ausgerichtete Interessenlage ja bereits sichtbar geworden ist. Die Disqualifizierung als falsch setzt jedoch ein Wissen um die Wahrheit voraus, oder zumindest ein Wissen um den Weg, auf dem sie erreicht werden kann. Dieser Weg ist nicht gang-

[4] Ebd. Bd. 2, 1, 343 - 345.
[5] Ebd. Bd. 4, 3, 38.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

bar. Dabei ist eine Präzisierung erforderlich. Es geht hier nicht um objektiv meßbare Größen wie Körpergewicht oder Schädelformen, noch nicht einmal um Heiratssitten oder Bestattungsbräuche. Es geht um Charaktermerkmale, um Eigenschaften und Verhaltensweisen von Menschen gegenüber andern Menschen. Deren Besonderheit liegt in ihrer Relationalität, daß sie sich nur im Verhältnis zwischen dem Menschen (oder den Menschen), der sie hat, oder angeblich hat, und andern Menschen äußern können. Die Aussage, ein Mensch sei diebisch, lügenhaft oder faul, beruht darauf, daß er andere bestohlen oder belogen oder wenig für sie getan hat. Die überwiegende Mehrzahl seiner Mitmenschen aber wird ihn wahrscheinlich weder als Dieb noch als Lügner und noch nicht einmal als Arbeiter erlebt haben. Andern gegenüber hat er sich vielleicht als fleißig und ehrlich erwiesen.

Bereitet schon die Einstufung der Einzelnen Schwierigkeiten, so wird der Versuch, in solcher oder ähnlicher Hinsicht Völker qualifiziert miteinander zu vergleichen, in der Praxis zu einem Ding der Unmöglichkeit. Jemand müßte sämtliche oder jedenfalls außerordentlich viele einschlägige Handlungen der Angehörigen eines Volkes mit denen der Angehörigen anderer Völker vergleichen können. Angenommen, die Beobachtungskapazität wäre gegeben, so bestünde noch immer eine andere Schwierigkeit. Sie liegt im Beobachter selber, der immer auch in die von ihm beobachteten Handlungen mit einbezogen ist. Er ist als Beobachter stets auch ein Handelnder. Das ist bei Valentyn deutlich geworden. Er war als Angehöriger der kolonialen Oberschicht in Asien. Nicht nur betrachtete er die Asiaten unter dem Gesichtspunkt ihres Verhältnisses zu den Europäern, ihrer Tauglichkeit im Rahmen des niederländischen Handels- und Hegemonialsystems, er verhielt sich ihnen gegenüber auch dementsprechend. Seine Haltung war zum Teil durch seine persönliche Einstellung, zum Teil aber auch durch seine Gruppenzugehörigkeit bestimmt. Ein Holländer, der die Politik der Kompanie als ungerecht und ausbeuterisch betrachtet und sich zum Beispiel für den Verzicht auf Zwangslieferungen oder gar für den Rückzug aus Asien ausgesprochen hätte, hätte die Asiaten höchstwahrscheinlich anders beurteilt. Dennoch wäre seine Beobachtungsposition ganz anders als die eines Asiaten gewesen. Er wäre sofort als Europäer erkannt und damit als Angehöriger einer ganz bestimmten Gruppe eingestuft worden. Die Leute hätten sich ihm gegenüber anders verhalten als gegenüber ihresgleichen, wobei natürlich auch das Verhalten gegenüber Asiaten von deren Stellung, Herkunft usw. abhing.

Am Grundproblem ändert sich auch nichts, wenn das Individuum nicht einer Gruppe zugeordnet wird. Das gilt etwa für die hypothetische Ankunft des ersten Europäers überhaupt bei einem außereuropäischen Volk. Das Verhalten des betreffenden Volkes ihm gegenüber wird wesentlich von dieser seiner exzeptionellen Stellung beeinflußt; man wird sich ihm gegenüber in jedem Falle anders verhalten als gegenüber den Angehörigen des

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

eigenen Volkes. Im einzelnen wird dieses Verhalten auch wieder von seinem eigenen Verhalten abhängen. Das läßt sich selbst dann nicht vermeiden, wenn der Betreffende ein unvoreingenommener Wissenschaftler, ein perfekt ausgebildeter ethnologischer Feldforscher ist. Er ist ja nicht nur ein Beobachter, sondern auch einer, der vor Ort lebt, und als solcher ein Handelnder, der nun seinerseits von den Beobachteten beobachtet wird. Diese Beobachtung des Beobachters durch die Beobachteten beeinflußt wieder das Verhalten des Beobachters. Und sein Verhalten, seine Handlungen beeinflussen das Verhalten und die Handlungen der Beobachteten ihm gegenüber und damit wiederum seine Urteile über sie. Das heißt sein Urteil über den fremden Charakter ist immer auch eine Funktion seines eigenen Charakters bzw. der Handlungen, die sich aus diesem Charakter ergeben. Und bei seinen Nachfolgern wirkt sich außerdem das Verhalten aller ihnen voraufgegangenen Europäer aus.

Keinen solchen Zwängen unterworfen ist natürlich derjenige, der nachträglich die verschiedenen Urteile miteinander vergleicht. Er ist kein Handelnder, da er erst nach Ablauf der beschriebenen und beurteilten Vorgänge auf der Bildfläche erscheint. Aber er ist in dem Sinne auch kein Beobachter. Er kann zwar ein weites Spektrum von Urteilen und Meinungen zusammenstellen und vielleicht auch bemerkenswerte Übereinstimmungen feststellen. Doch das Grundproblem der Situationsabhängigkeit und dadurch die Unmöglichkeit einer objektiven Charakteristik bleibt für ihn trotzdem bestehen.

Valentyns eingangs erwähnte Geschichte von Latoe Lori bildet eine treffende Illustration für diese Thesen. Offensichtlich verstanden sich die beiden gut. Hätte Valentyn unter normalen Umständen Kannibalismus schärfstens verurteilt, so mußte er ihn nun so präsentieren, daß er mit dem angenehmen Charakter Latoe Loris vereinbar blieb.

Die Vorstellung einer Charakterisierung, eines qualifizierten Urteils über fremde Völker ist also letztlich eine Chimäre. Betrachtet man solche Urteile unter dem Gesichtspunkt einer möglichen Objektivität, dann sind sie ziemlich wertlos. Selbst die Redeweise von einer Annäherung an Objektivität erscheint fragwürdig. Sie würde voraussetzen, daß eine ideale Beobachtungssituation möglich ist, in der der Beobachter kein Handelnder mehr ist und in der er zugleich kein Individuum mehr ist, also beliebig austauschbar wäre. Sicher sind manche Urteile gründlich und andere oberflächlich, beruhen die einen auf sehr ausgedehnten, die andern nur auf flüchtigen Beobachtungen und Erfahrungen. Das aber hat mit der Frage der Objektivität im strengen Sinne wenig zu tun. Auch noch so umfassende und noch so sorgfältig analysierte Erfahrung ist durch die Person dessen geprägt, der sie macht. Infolgedessen scheinen mir solche Urteile und Charakterisierungen anderer Völker auch keine tragfähige Grundlage für ein Verstehen und insbesondere

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

für Beziehungen zwischen den betreffenden Völkern abzugeben. Man sollte sich statt dessen erst einmal Rechenschaft darüber ablegen, daß man sich in diesem Sinne gar nicht verstehen kann. Das ist weniger paradox, als es scheint. Die Angehörigen desselben Volkes nehmen in ihrem Verkehr untereinander auch nicht dauernd kollektive Charakterzuschreibungen vor. Manchmal schaden Rubrizierung und vermeintliches Verstehen mehr, als sie nützen. Ein untrügliches Zeichen für ein gutes Verhältnis zwischen unterschiedlichen Gruppen innerhalb eines Volkes ebenso wie zwischen verschiedenen Völkern ist, daß gegenseitige Beurteilungen nicht unter dem Gesichtspunkt der Wahrheit betrachtet oder gar als Grundlage für die gegenseitigen Beziehungen genommen werden, sondern auf ihren anekdotischen und episodischen Gehalt reduziert werden. Das angemessenste Verhalten gegenüber solchen Urteilen scheint nicht, daß man sie als Ausdruck objektiver Verhältnisse wertet, sondern daß man über sie lacht, weil sie Reflexe auf Situationen sind, deren Enge und Beschränktheit die Lachenden erkannt haben, ohne daß sie sich einbilden, sie könnten sich dieser Situation für eigene Urteile entziehen.

II.

Damit ist die Abhängigkeit der Stellung des Beobachters von seiner Stellung als Handelnder umrissen. Wie groß ist der Spielraum innerhalb dieses Rahmens? Welche Bandbreite an Beurteilungsmöglichkeiten besteht? So formuliert, ist die Frage banal: jeder kann über alles urteilen, wie er will. Sollen Urteile aber nicht einfach Ausdruck subjektiver Willkür sein, die den Urteilenden weiter nichts angehen, dann muß nach ihrer Konsistenz mit den sonstigen Auffassungen des Urteilenden gefragt werden. Dabei läßt sich unterscheiden zwischen moralisch indifferenten und moralisch bedeutsamen Aspekten. Die Grenze zwischen beiden ist nicht vorgegeben, sondern hängt von den Urteilskriterien ab. Die Haarfarbe wird in der Regel nicht moralisch besetzt sein. Wenn jemand blonde Haare schöner findet als dunkle, dann wird er deswegen dunkelhaarige Menschen kaum als moralisch minderwertig verurteilen. Auch Tischsitten oder Höflichkeitsnormen und dergleichen lassen sich relativ leicht der moralischen Betrachtung entziehen. Auf der andern Seite wird Mord in den meisten Fällen auch als moralisch verwerflich erscheinen. Wieder anders verhält es sich etwa bei der Beurteilung der Polygamie. Man kann sie moralisch neutral als Frage der Besitzverteilung betrachten oder moralisierend je nachdem als Maßnahme zur Unterdrückung der Frau oder zu ihrer materiellen oder sozialen Sicherung. Im folgenden erfolgt eine Konzentration auf Aspekte, die von den jeweiligen Beobachtern als moralisch bedeutsam betrachtet werden, denn die mögliche Relativität der Moral bildet für die Betroffenen eine wesentlich größere Herausforderung als die mögliche Relativität ästhetischer oder sonstiger Maßstäbe.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Auch in dieser Hinsicht ist Valentyns Geschichte von Latoe Lori aufschlußreich. Wenn wir selber in dieser Weise von Kannibalismus sprechen würden, so könnten wir das zwar ähnlich wertfrei tun, hätten aber im Hintergrund doch die Gewißheit, daß wir über die andern sprechen. Wir können uns gar nicht vorstellen, daß wir Gleiches von unsern Nachbarn oder Verwandten erzählen würden bzw. müßten. Bei diesem Gedankenexperiment wird deutlich, daß wir zwei unterschiedliche Gruppen bilden, die Kannibalen und die Nichtkannibalen, die wir mit unterschiedlichen Maßstäben messen. Wir verzichten zwar darauf, die Kannibalen unseren eigenen Maßstäben zu unterwerfen, aber wir sind nicht bereit, dies auch in bezug auf uns selber zu tun.

Das zeigt ein Weiteres. Die zur Schau getragene Indifferenz ist im Grunde genommen Fassade. Valentyn ist in Sachen Kannibalismus keineswegs so neutral, wie es die Stelle glauben macht; die relative Neutralität der Beschreibung erklärt sich nur aus dem spezifischen Zweck, Latoe Lori als guten Menschen vorzustellen. Das wird vollends deutlich, wenn man sie in einen weiteren Rahmen stellt. Sie hat bei Valentyn ausgesprochenen Ausnahmecharakter. Viel bezeichnender für ihn ist folgender Bericht über die Taiwanesen, die er ja, wie gezeigt, im Prinzip durchaus wohlwollend beurteilt: „Das Lächerlichste an ihrer Religion ist, daß sie Dinge als Sünden betrachten, die wahrlich keine Sünden und völlig gleichgültig sind, wie zum Beispiel, wenn jemand an einem bestimmten verbotenen Tag ein Haus gebaut, Holz geholt oder Nahrung gesammelt hat, ohne dabei gehörig auf das Gezwitscher der Vögel oder auf ihre Träume (an die sie in besonderem Maße glauben und an denen sie überaus stark hängen) geachtet zu haben, oder auch (was doch abscheulich und strafbar ist), wenn eine schwangere Frau Kinder, die sie vor ihrem siebenunddreißigsten Jahr geboren hat, am Leben gelassen und nicht abgetrieben hat. Andererseits betrachten sie solche Dinge, die die schwersten Sünden sind, nicht als Sünde, zum Beispiel Ehebruch, Hurerei (die dort sehr im Schwange ist und auch nicht als Sünde gilt, sofern man es nur heimlich tut), Totschlag, Trunksucht, Diebstahl und ähnliches, worüber sie nicht einmal einen Anflug von schlechtem Gewissen empfinden – ganz im Gegenteil sind sie darauf sogar noch stolz, indem sie sagen, selbst ihre Götter würden sich darüber freuen. Woraus man denn auch ersehen kann, wie schlecht ihre Idee und ihr Begriff von Gott sind[6].“

Valentyn insistiert hier also mit größtem Nachdruck auf dem, was er bei Latoe Loris Kannibalismus gerade nicht gefordert hatte: auf einem einheitlichen Maßstab. Sünde ist Sünde, Unrecht ist Unrecht, ob es nun in Taiwan oder in Holland begangen wird.

Valentyn steht vor einem Dilemma, das bis heute nichts von seiner Aktualität eingebüßt hat. Wenn er den Taiwanesen eine eigene Moral zugesteht,

[6] Ebd. Bd. 4, 3, 84.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

dann setzt er sich selber bzw. seine Moral ins Unrecht. Unterwirft er die Taiwanesen hingegen, wie er es ja tatsächlich tut, seiner eigenen, europäischen Moral, dann setzt er die Taiwanesen ins Unrecht, dann ist deren Moral unmoralisch. Es ist der Konflikt zwischen dem universalen Geltungsanspruch einer Norm bzw. einer Moral und ihrem faktisch dennoch begrenzten Geltungs- oder Anwendungsbereich.

Läßt sich das Dilemma auflösen? Oder führen sowohl der moralische Universalismus als auch der moralische Relativismus in eine Sackgasse?

Wer moralische Normen aufstellt, die für die ganze Menschheit Geltung beanspruchen, muß dafür von einer gemeinsamen Natur aller Menschen ausgehen, von der er seine Forderungen ableitet. Vom Anspruch und von der Begründung her ist dieser Weg einleuchtend und überzeugend. Nicht nur werden alle Menschen als den universalen Normen unterworfen gedacht – auf der andern Seite stehen auch alle Menschen unter dem Schutz dieser Normen. Alle haben Anspruch auf gleiche Behandlung. Schwierigkeiten entstehen, da die abstrakte Universalität in der Wirklichkeit keine Entsprechung hat. Empirisch finden sich bei unterschiedlichen Völkern zu unterschiedlichen Zeiten unterschiedliche Normen, die möglicherweise ebenfalls universale Geltung beanspruchen. Was geschieht, wenn solche Konzeptionen und Ansprüche aufeinanderprallen? Die Gefahr, daß die Machtverhältnisse entscheiden, daß die stärkere Seite der schwächeren ihre Auffassung aufdrängt, ist groß. Doch ist dies zumindest nicht der einzig mögliche Weg. Die Entdeckung, daß anderswo entgegengesetzte Normen mit universalem Anspruch gelten, kann dazu führen, daß man diese Normen einfach als falsch betrachtet. Sie kann aber auch dazu führen, daß man sich fragt, ob vielleicht die wahre Universalität erst in einer Synthese aus den beiden Positionen liegt. Auf diese Möglichkeit ist am Schluß zurückzukommen.

Zunächst aber scheint sich ein viel eleganterer Ausweg in Form des Relativismus anzubieten. Er geht davon aus, daß unterschiedliche Gruppen, Völker, Klassen usw. ihre eigene Moral haben oder wenigstens haben können und akzeptiert diese Tatsache auch: jeder kann gewissermaßen nach seiner eigenen Moral selig werden. Diese Lösung ist für einen Zustand der totalen Abgeschiedenheit der verschiedenen Gruppen voneinander überzeugend. Man läßt sich gegenseitig in Ruhe und respektiert und toleriert sich. Freilich gilt das vom Ergebnis her auch für den Universalismus: solange die verschiedenen Gruppen nicht miteinander verkehren, kann jede ungestraft ihre eigenen Normen als universal betrachten.

Trotzdem ist die relativistische Sicht für den Historiker besonders verlokkend, weil sich mit ihr das unbestreitbare Faktum der Pluralität moralischer Normen in Raum und Zeit problemlos erfassen läßt; die Auffassung scheint der Wirklichkeit am ehesten gerecht zu werden. Der Historiker sollte sich aber nicht nur auf die Bedürfnisse konzentrieren, die aus seiner

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Beobachterrolle entstehen; er sollte auch die von ihm Beobachteten als Handelnde sehen. Und hier ergeben sich nun schon für die Begründung beträchtliche Schwierigkeiten. Entsprechende Normen lassen sich nicht aus einer vorausgesetzten allgemeinen Natur des Menschen ableiten. Sonst wäre nicht einzusehen, weshalb sie nicht für alle gelten sollen – es sei denn, man spricht den Angehörigen der ausgeschlossenen Gruppen gleich die Menschennatur überhaupt ab. Also müssen die Normen sich auf Besonderheiten der betreffenden Gruppen beziehen. Andere Gruppen bleiben unberührt. Das bedeutet, daß ihnen gegenüber die Normen der ersten Gruppe nicht gelten – sie genießen also auch keinen entsprechenden Schutz. Nun können natürlich auch Verpflichtungen gegenüber Außenstehenden aufgestellt werden. Doch sie sind nicht automatisch gegeben, und die Gefahr der totalen Rechtlosigkeit aller Fremden ist nicht von der Hand zu weisen. Zumindest eine untergeordnete Stellung ist unvermeidlich.

Das führt nun von der Begründung zur Anwendung. Treffen Angehörige von zwei Gruppen aufeinander, die für ihre eigenen Normen keine universale Geltung beanspruchen, so können sie sich gegenseitig die Reverenz erweisen, indem jede Seite der andern versichert, sie habe volles Verständnis für ihre Normen als Produkte ihrer ganz spezifischen Kultur. Das hilft aber nichts mehr, sobald die Beobachter zu Handelnden werden. Verkehren die beiden Seiten miteinander, so müssen sie sich auf eine gemeinsame, übergeordnete Grundlage einigen, sofern nicht auch hier einfach die Machtverhältnisse entscheiden sollen. Eine solche Grundlage zu finden ist aber schwieriger als im Falle des Universalismus, da kein Rückgriff auf eine angenommene gemeinsame menschliche Natur erfolgen kann.

Die Vorteile des Relativismus gegenüber dem Universalismus sind also lediglich theoretisch, und auch dies nicht im Sinne der Begründung der Normen, sondern nur im Sinne der gegenseitigen Anerkennung, gewissermaßen einer geistigen Nichteinmischung. Die Toleranz ist eine Toleranz der Ferne; die andern werden so lange akzeptiert, wie man nichts mit ihnen zu tun hat.

Doch dies ist nicht die Situation, mit der sich die historische Betrachtung in erster Linie auseinandersetzen sollte. Geschichtlich bedeutsam wird in der Regel erst die Praxis, wenn die Beobachter zu Handelnden werden. In dieser Hinsicht scheint der universalistische Ansatz eher die Möglichkeit zur Überwindung der Gegensätze zu bieten.

Die hier abstrakt behandelten Verhältnisse werden immer dann aktuell, wenn Angehörige unterschiedlicher Gruppen oder Völker aufeinandertreffen, besonders also bei Wanderungs- und Expansionsbewegungen. Die umfassendste Bewegung dieser Art, die zu den vielfältigsten und umfangreichsten Kontakten führte, war zweifellos die europäische überseeische Expansion. An ihr sollen die Verhältnisse illustriert werden. Dabei ist allerdings noch eine wichtige Voraussetzung festzuhalten. Die Europäer, die

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nach Übersee zogen, waren bis zum 20. Jahrhundert praktisch nie Relativisten, sondern so gut wie immer mehr oder weniger ausgeprägte Universalisten. Das ergab sich aus ihrem christlichen Hintergrund, der selbst bei denjenigen unter ihnen gegeben war, die keine bekennenden Christen waren. Denn gerade die christliche Moralauffassung ist ja wesentlich universalistisch und bezieht sich in ihren zentralen Aspekten auf den Menschen schlechthin, nicht nur auf die Gläubigen. In noch stärkerem Maße ist die universalistische Komponente etwa in den aufklärerischen Naturrechtskonstruktionen entwickelt. Die Vorstellung, die Europäer hätten in Übersee als wirkliche Relativisten auftreten können, muß also hypothetisch bleiben.

Selbst aus heutiger Sicht läßt sich ein konsequenter Relativismus in der Praxis kaum durchhalten. Das soll nun noch veranschaulicht werden. Als Ausgangspunkt kann wieder die Geschichte von Latoe Lori dienen. Den meisten heutigen Lesern dürfte es doch sehr schwer fallen, den Kannibalismus als wirklich gleichwertige Alternative zur eigenen Lebensweise zu akzeptieren. Wenn wir die kannibalische Gesellschaft vielleicht auch nicht geradezu als moralisch minderwertig einstufen, so werden wir sie doch zumindest in ein zeitliches Entwicklungsmodell einzuordnen versuchen und darauf beharren, daß nicht wir, sondern die Kannibalen eine Vorstufe darstellen. Ein wirklich konsequenter Relativismus würde voraussetzen, daß die Vorstellung, daß wir selber zu Kannibalen werden könnten, die gleiche Normalität für sich beanspruchen könnte wie die Vorstellung, daß Kannibalen ihren Kannibalismus einmal aufgeben könnten. Sonst bleibt der Relativismus ethnologisch, das heißt er bezieht sich immer nur auf die andern und klammert die eigene Position letztlich aus.

Gravierender sind die Schwierigkeiten in der Praxis. Konfliktsituationen ergaben sich, sobald Europäer und überseeische Völker mit unterschiedlichen Moralvorstellungen Kontakt aufnahmen. Zunächst allerdings waren es hauptsächlich Bewußtseinskonflikte, die im Normalfall noch auszuhalten waren, weil die Beobachter davon nicht direkt betroffen waren. Das zeigt sich wieder bei der Geschichte von Latoe Lori. Dessen Kannibalismus gehört offenbar der Vergangenheit an, und Valentyn scheint sich mit ihm gut verstanden zu haben. Da konnte man denn für die Vergangenheit schon einmal von der Anwendung abweichender moralischer Maßstäbe berichten, ohne diese gleich zu verurteilen. Im Falle Taiwans ändert sich die Lage bereits. Hier ist Valentyns Verurteilung unüberhörbar. Aber es ist ebenfalls noch eine theoretische Verurteilung. Erstens sind die Holländer zu dem Zeitpunkt nicht mehr auf Taiwan, und zweitens war auch bis 1661 ihre Kontrolle so locker, daß die politischen Autoritäten sich in der Regel nicht in die inneren Angelegenheiten der Taiwanesen einmischten.

Der Extremfall des Konflikts ist demgegenüber dann erreicht, wenn ein Europäer den fremden moralischen und, damit zusammenhängend, rechtli-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

chen Normen unterworfen wird. Hier wurde der Normenkonflikt zugleich zu einem Machtkonflikt, zur Frage, welche Seite ihre Vorstellungen durchsetzen konnte. Ein hypothetischer Extremfall beleuchtet dies. Sollte ein Europäer, der in Indien eine Kuh versehentlich getötet hatte, dafür nach strengem Hindu-Recht mit dem Tode bestraft werden, und sollte ein Brahmane, der einen Europäer vorsätzlich ermordet hatte, nach ebenso strengem Hindu-Recht dafür nur mit einer leichten Strafe belangt werden können? Angenommen, derjenige, dem das Mißgeschick mit der Kuh passiert ist, sei ein Wissenschaftler, der einer streng relativistischen Betrachtungsweise huldigt und jedem Volk oder jeder Kultur ihre eigenen Werte und Maßstäbe zubilligt. Er wird imstande sein, den Fall völlig plausibel aus dem Wertesystem der betreffenden Kultur heraus zu erklären. Aber wird er auch bereit sein, die praktischen Folgen für sich persönlich zu akzeptieren, den Relativismus mit seinem Blut zu besiegeln?

Das Beispiel ist konstruiert; die Situation aber ist keineswegs irreal, auch wenn sie nur langsam größere Bedeutung gewann. Die Kritik an der taiwanesischen Moral hatte für Valentyn deswegen keine übermäßige Brisanz, weil sich die Holländer kaum in die inneren Angelegenheiten der Taiwanesen einmischten. Anderswo änderte sich das in dem Maße, in dem die Europäer eine umfassende Kolonialherrschaft aufbauten und damit auch über Fragen urteilen mußten, die mit den einheimischen moralischen und rechtlichen Maßstäben zusammenhingen. Wonach sollten sie sich dabei richten? Nach ihren eigenen moralischen Normen oder nach denen der Beherrschten? In der Praxis sind vielfältige Zwischenstufen zwischen dem Extrem der vollen Übertragung aller europäischen Normen und der umfassenden Anpassung an die vorgefundenen Verhältnisse erfolgt. Hier sind die Fälle von Bedeutung, in denen es um ganz zentrale Differenzen in der moralischen Wertung ging, also etwa Menschenopfer, Kannibalismus oder klassengebundene Strafjustiz. Dabei fand der moralische Relativismus in der Praxis viel engere Grenzen als in der Theorie. Während ein Bericht wie der Valentyns über Kannibalismus keineswegs einmalig ist, ist eine europäische Kolonialherrschaft, die Menschenopfer oder Kannibalismus verwaltet, zumindest auf die Dauer schlechterdings nicht denkbar. Das läßt sich an einem etwas andern und besser belegten Beispiel verdeutlichen. Den Briten war die indische Witwenverbrennung von Anfang an zuwider. Aber sie ließen sie geschehen. Als ihre Verwaltung dichter wurde, wurden sie in Streitigkeiten über die Zulässigkeit bestimmter Fälle hineingezogen, und sie begannen, den Akt zu reglementieren. Das führte dazu, daß die Kolonialbeamten legalistisch zwischen erlaubten und verbotenen Fällen eines Aktes zu unterscheiden hatten, der nach ihren eigenen Moralvorstellungen in jedem Falle ein Verbrechen war. Die Gewissenskonflikte wurden immer schärfer, und mit ihnen nahm der Widerstand in der Beamtenschaft zu. Dieser Widerstand war die Hauptursache, die schließlich zum Verbot der Witwenverbrennung

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

überhaupt führte, während den Aktionen von Missionaren, Philanthropen und Sozialreformern, die sonst herausgestellt werden, nur nachgeordnete Bedeutung zukam[7].

Vielleicht erscheinen uns heute die Moralvorstellungen jener britischen Kolonialbeamten in mancher Hinsicht antiquiert. Kaum jemand wird Selbstmord noch als Verbrechen betrachten. Das zeigt die Relativität der Moralvorstellungen auch im Ablauf der Zeit. Hingegen würden wir wahrscheinlich noch immer Verständnis für die Entrüstung der Beamten in jenen Fällen aufbringen, in denen die Witwenverbrennung nichts anderes als Mord war.

Das zentrale Problem läßt sich aber nicht durch den Hinweis auf die Relativität der Moral im Ablauf der Zeit lösen. Selbst eine Gruppen- oder Klassenmoral ist zu einem gegebenen Zeitpunkt für diejenigen, die ihr unterworfen sind, nicht relativ. Jede Moral, die sich selber ernst nimmt, muß innerhalb ihres Geltungsbereiches absolute Geltung beanspruchen. Sonst wird das Handeln beliebig, und zwischen einer erlaubten Handlung und einem Verbrechen besteht kein Unterschied mehr. Sobald Angehörige von Gruppen mit unterschiedlicher Moralauffassung aufeinandertreffen, wird eine Entscheidung fällig, woran man sich halten will. Dasselbe gilt, wenn die Normen der einen Gruppe durch Angehörige der andern verwaltet werden, wie im Falle der Witwenverbrennung. Die britischen Beamten hätten sonst dauernd nach zwei verschiedenen Normensystemen handeln müssen; aus dem theoretischen wäre praktischer Relativismus geworden[8]. Man nimmt diese Fragen in der Regel nicht ernst genug, wenn man sich mit dem Kontakt – und auch den Konflikten – zwischen unterschiedlichen Völkern und Kulturen beschäftigt. Die vorurteilsfreie wissenschaftliche Haltung vermag zwar unter Umständen zu erklären, weshalb andere Völker andere Moralvorstellungen haben. Aber spätestens dann, wenn diese Vorstellungen mit denen des Wissenschaftlers – der hier wieder einmal zum Handelnden wird – kollidieren, hilft alles Verstehen und Erklären nichts mehr, und der Konflikt muß durch eine Entscheidung gelöst werden.

So gesehen hat sich die Lage in der Gegenwart im Vergleich zur Kolonialzeit sogar eher noch verschärft. Zwar üben die Europäer keine Kolonialherrschaft mehr aus, sind sie mithin nicht mehr den Gewissensproblemen der Kolonialbeamten ausgesetzt. Dafür aber ist die weltweite gegenseitige Durchdringung aller Völker in den letzten Jahrzehnten viel größer geworden. Dazu wiederholt sich innerhalb der neuen Staaten die koloniale Kon-

[7] Die These stützt sich vor allem auf das in den britischen Parlamentspapieren zwischen 1815 und 1829 ausgebreitete Material.

[8] Natürlich haben viele Kolonialbeamte über lange Zeit hinweg ihnen fremde Sitten und Gebräuche verwaltet – hier geht es aber nur um die moralisch wirklich bedeutsamen Handlungen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

stellation: eine einheimische Führungsschicht ist in viel stärkerem Maße von europäischen Wertvorstellungen geprägt als der Rest der Bevölkerung.

Beide Vorgänge erfolgen auf dem Hintergrund einer eigenartigen Polarisierung. Besonders in Europa und Nordamerika ist eine geistige Entkolonisierung in vollem Gange. Der Ethnozentrismus erscheint als ein zu beseitigendes Übel der Kolonialzeit; große intellektuelle Anstrengungen werden gemacht, um den Völkern und Staaten der Dritten Welt ihr eigenes historisches Erbe zurückzugeben oder überhaupt erst zu schaffen, die Eigenständigkeit von Geschichte, Kultur und Tradition herauszuarbeiten. Der Relativismus wird zur Waffe gegen die ehemaligen kolonialen Ansprüche und Anmaßungen.

Gleichzeitig aber hat sich unter dem Stichwort der Menschenrechte ein rechtlich-moralischer Universalismus ausgebreitet, der im Begriffe ist, eine unvergleichlich viel weitere Sphäre von Normen zu erfassen, als dies die Kolonialmächte jemals taten. Alle möglichen Persönlichkeits- und kollektiven Rechte werden proklamiert, und der universale Geltungsanspruch ist völlig selbstverständlich. Die Folgen sind zwiespältig. Die Fülle der verkündeten Rechte würde, wenn sie verwirklicht würde, einen radikalen Umsturz der rechtlichen und moralischen Normen in den meisten Gesellschaften der Welt nach sich ziehen. Das läßt sich etwa bei den Folgen des Postulats der Gleichheit der Geschlechter sehen: hier müßte geändert werden, was die Europäer während ihrer Kolonialherrschaft nur selten zu ändern wagten. In der Regel hatten sie erst noch begrenzten Erfolg dabei. Polygynie würde unrechtmäßig, außer vielleicht dann, wenn man auch Polyandrie zuließe; das Erbrecht müßte fast überall, das Scheidungsrecht in vielen Gesellschaften radikal verändert werden. Die proklamierten universalen Menschenrechte liegen also der Wirklichkeit weit voraus. Trotzdem wagt niemand, sie zu bestreiten. Sie werden statt dessen uminterpretiert, und jeder versucht nachzuweisen, er habe sie am weitestgehenden verwirklicht. Damit aber hat sich vom Anspruch her in der internationalen politischen Diskussion der Universalismus voll und ganz durchgesetzt – der in der Wissenschaft blühende Relativismus ist politisch bedeutungslos, oder eher: nicht salonfähig. Selbst strenggläubige Muslime werden vor UN-Gremien die Ungleichheit der Geschlechter im Islam nicht als eine Besonderheit der islamischen Kultur, sondern als eine besonders gelungene Verwirklichung der Menschenrechte darzustellen versuchen.

Soll man in diesem universalen Zwang, alles in Kategorien der – wesentlich westlich bestimmten – Menschenrechte zu begründen, einen späten Triumph des Imperialismus sehen, daß sich der westliche kulturelle Imperialismus erst nach dem Ende des politischen richtig durchgesetzt hat? Das trifft sicher ein Stück weit zu, ist aber nur eine Seite der Medaille. Ohne die verwestlichten Bildungsschichten, die in den meisten Ländern der Dritten

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Welt zugleich die Führungsschichten bilden, wäre die aktuelle universale Menschenrechtsrhetorik nicht denkbar. Die Verwestlichung jener Führungsschichten ist aber nicht vom Westen erzwungen, sondern von den Betroffenen freiwillig gewählt. Unter diesem Aspekt verweist die Konjunktur der Berufung auf Menschenrechte sicher auch auf eine Einsicht und auf ein Bedürfnis. Es ist die Einsicht, daß die internationale Verflechtung, auch und gerade in personeller Hinsicht, so stark geworden ist und immer stärker wird, daß für den Bereich der gegenseitigen Durchdringung der Völker gemeinsame, universal anerkannte Normen erforderlich sind. Diese Normen sind derzeit noch ganz überwiegend christlich-europäisch bestimmt. Fundamentalistische Bewegungen in andern Kulturen sind sicher auch als Reaktion darauf zu verstehen. Denn die Menschenrechte werden als universale proklamiert, die für alle Menschen gelten und demzufolge keine andern Maßstäbe neben sich dulden können. Konflikte sind infolgedessen kaum vermeidbar.

Gleichwohl ist die Diskussion über universale Menschenrechte keine imperialistische Veranstaltung, oder sie sollte es jedenfalls nicht sein und braucht es auch nicht zu sein. Sollen die postulierten Rechte eine Chance auf Verwirklichung haben, dann müssen alle betroffenen Gruppen an ihrer Formulierung mitwirken können. Das wäre dann die Möglichkeit, Normen mit universalem Geltungsanspruch, die sich gegenseitig aufheben, durch eine gleichberechtigte Auseinandersetzung zu wirklicher oder jedenfalls größerer Universalität zu führen. Auf dieser Basis wäre es Latoe Lori schwer gefallen, seinen Kannibalismus zu rechtfertigen. Indische Männer hätten kaum wirklich begründen können, weshalb sie eine vom brennenden Scheiterhaufen heruntergesprungene Witwe ins Feuer zurückwarfen. Dafür aber hätten sie die Europäer auf vielerlei europäische Sitten, Gebräuche und Rechtsnormen hinweisen können, die mit solchen universellen moralischen Maßstäben ebensowenig vereinbar waren.

So gesehen bilden die seit 1948 postulierten und nominell von fast allen Staaten als verpflichtend akzeptierten Menschenrechte sicher lediglich einen Ausgangs-, keinen Endpunkt. Bei aller Fragwürdigkeit der Auseinandersetzung und bei aller Unaufrichtigkeit, die häufig in den Behauptungen mitschwingt, selber die Menschenrechte einzuhalten, liegt doch in der Struktur der Auseinandersetzung indirekt das Eingeständnis, daß eine universalistische Basis unumgänglich sei. Eine Fragmentierung und Relativierung grundlegender moralischer Maßstäbe erscheint in einer je länger je umfassender werdenden Weltgesellschaft als von vornherein nicht mehr haltbar. Andererseits ist die Weltgesellschaft nach wie vor letztlich nur ein untergeordneter Aspekt der Wirklichkeit, die in erster Linie von weitgehend in sich geschlossenen Völkern und Staaten gebildet wird, die in vieler Hinsicht ihre eigenen Traditionen und Normen haben. Ein gangbarer Weg muß beide Aspekte berücksichtigen. Und in diesem Lichte besehen ist Valentyns

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Geschichte von Latoe Lori vielleicht doch von größerer Aktualität, als es zunächst schien. Nicht in dem Sinne, daß Valentyn als Meister des universellen Verstehens erscheint. Wohl aber in dem Sinne, daß Latoe Loris Wandlung offenbar mehr durch Einsicht als durch die Zwänge fremder Herrschaft bewirkt wurde und daß sie Valentyn wenigstens zum Nachdenken anregte.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Vom Nutzen einer Begegnung

Der Bericht der ersten portugiesischen Gesandtschaft nach Äthiopien (1520 - 1526)

Von Ulrich Knefelkamp, Bamberg

Die folgenden Ausführungen bilden einen Beitrag im Rahmen der Bemühungen um die Erforschung der „Kulturbegegnung", also einer Thematik, die lange Zeit wenig berücksichtigt wurde, wenn man sich mit der europäischen Ausbreitung über die Erde befaßte. Die vorhandenen Quellen wurden mehr in Richtung auf die erfolgreichen Unternehmungen der Europäer untersucht und interpretiert. Einer der ersten, der bei seiner kritischen Analyse großes Gewicht auf das Auftreten der Europäer legte und dabei auf ihren Überlegenheitsanspruch und ihre Arroganz stieß, war Georg Friederici. Dies hat schon Urs Bitterli betont, der sich in den letzten Jahren um die Erforschung der europäisch-außereuropäischen Kulturkontakte große Verdienste erworben hat. Neben ihm haben sich Eberhard Schmitt in Bamberg und Wolfgang Reinhard in Augsburg mit ihren Mitarbeitern im deutschsprachigen Raum um Überblick und Zugang zu den Ereignissen im Verlauf der europäischen Expansion bemüht. Alle gemeinsam vertreten die Ansicht, daß man mit neuer Methode und neuen Fragestellungen an die Quellen herangehen muß, um mehr über das Zusammentreffen der Kulturen zu erfahren.

So soll es auch im vorliegenden Fall geschehen, bei dem es um die Begegnung Europas mit der äthiopischen Kultur geht, die, obwohl schon seit dem 4. Jahrhundert christlich, eine unbekannte Größe europäischen Wunschdenkens war. Als treibende Kräfte für Kontakte mit den Äthiopiern muß man die Römische Kirche mit ihren Unionsbestrebungen, die Kaufleute und Händler der europäischen Mittelmeerländer und südeuropäische Herrscher, an der Spitze die Krone Portugals, anführen. Ihr Hauptinteresse war es, die zahlreichen und mächtigen Äthiopier als christliche Bundesgenossen zu gewinnen, um mit ihnen den Islam zu besiegen, sein Handelsmonopol zu brechen und den Indienhandel zu übernehmen.

Die Portugiesen schafften es schließlich, zum äthiopischen König zu gelangen und Bündnisverhandlungen zu führen. Über das Zusammentreffen der beiden Kulturen ist uns wie so oft nur ein europäischer Bericht erhalten, der im folgenden im Blick auf bestimmte Fragestellungen analysiert und ausgewertet werden wird. Dabei soll im Vordergrund der Nutzen für beide

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Seiten stehen, soweit er sich aus der subjektiven Darstellung des portugiesischen Autors ermitteln läßt. Dazu ist es unerläßlich, zuerst das Äthiopienbild der Europäer bis zu dieser Gesandtschaft darzustellen, anschließend den Bericht selbst in wichtigen Passagen wiederzugeben, um zum Schluß nach den Erkenntnissen für beide Seiten zu fragen[1].

I.

Die erste Quelle, in der Äthiopier erwähnt werden, ist die „Ilias", das Epos über den Trojanischen Krieg, das Homer (ca. 800 v. Chr.) zugeschrieben wird. In Kapitel I, Vers 422 heißt es: „Zeus ging gestern hinab zum Okeanos, von den untadeligen Aithiopen geladen."

Mehr Informationen brachte Herodot (484 - 425 v. Chr.), der die langlebigen Aithiopier zu den größten und schönsten Menschen zählt[2]. Sie werden 120 Jahre alt, weil sie Wasser aus einer Lebensquelle trinken, sie sind ein menschenreiches Volk, haben viel Gold und riesige Elefanten, ihr Land ist das äußerste am südwestlichen Rand der Erde. Ein Feldzug des mächtigen Perserkönigs gegen sie scheitert kläglich.

Das antike Bild von Äthiopien und den Äthiopiern wurde ins Mittelalter übertragen, wobei die Bezeichnungen „Aithiopes = die mit von der Sonne verbrannten Gesichtern" für Afrikaner südlich der Sahara und „Aithiopia" für einen großen Teil Afrikas oder ganz Afrika verwendet wurden. Selbst auf Karten des 17. Jahrhunderts wird das Meer westlich des afrikanischen Kontinents noch als „Oceanus Aethiopicus" bezeichnet.

Äthiopien galt im Mittelalter neben Indien als das Wunderland, in dem man alle wunderbaren Tiere und Pflanzen der Welt ebenso finden konnte wie alle unheimlichen Monstra und Mischwesen, die bereits aus der Antike bekannt waren.

In der Zeit der Kreuzzüge kam es u. a. zu direkten Kontakten der Abendländer mit Äthiopiern in Jerusalem, die eine Erweiterung der Vorstellungen bewirkten. So erzählt Jakob von Vitry (ca. 1160 - 1240), seit 1216 Bischof von Akkon im Heiligen Land, daß der größere Teil Äthiopiens von Christen bewohnt ist, die in 40 Reichen bis nach Indien hin wohnen. Er wirft ihnen vor, daß sie die Beschneidung und die Taufe mit dem Feuermal anwenden, außerdem ihre Lehre von nur einer Natur in Christo verbreiten, also zu den monophysitischen Jakobiten gehören[3].

---

[1] Die Quellenlage ermöglicht nur erste Schritte, weil einerseits die äthiopischen Quellen aus der Zeit schweigen oder nicht mehr vorhanden sind, andererseits die Sprachbarriere ohne Hilfe eines Orientalisten nicht zu überwinden wäre. Daher kann hier nur eine europäische Quelle für die Frage nach den Erkenntnissen, die beide Seiten aus der Begegnung ziehen, analysiert werden.

[2] *Herodot,* Historien III, 17 - 16.

[3] *Jakob von Vitry,* Epistulae, ed. R. C. B. Huygens, Leiden 1960.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Etwas später bezeichnet Marco Polo (1254 - 1324) als wichtigste Erkennungsmerkmale der christlichen Äthiopier die drei Narben auf Stirn und Wangen, die von der zweiten Taufe mit dem Feuermal herrühren. Die Hauptstadt des mächtigen Herrschers liegt im Landesinnern. Die Äthiopier sind tapfere Krieger, die mit ihren islamischen Nachbarn ständig Krieg führen. Da sie bisher immer siegten, hält man sie für die besten Soldaten der Welt. In dem Land gibt es alles im Überfluß, es ist reich an Gold und wird oft von Kaufleuten besucht, die gute Geschäfte machen[4]. Da kein Europäer und kein christlicher Kaufmann zu den Äthiopiern vorgedrungen sein soll, kann es sich hier nur um muslimische Kaufleute handeln.

Zu Beginn des 14. Jahrhunderts wird die Figur des sagenhaften, mächtigen christlichen Herrschers „Priester Johannes" in das Fabelland Äthiopien verpflanzt, das somit immer stärker in das Blickfeld der Europäer gerät. Man hoffte, diesen Herrscher zu gewinnen, um mit ihm den Islam zu bekämpfen.

Von dieser Verbindung hören wir zum ersten Mal bei Giovanni da Carignano, der im Jahr 1306 äthiopische Gesandte in Genua traf. Sie sollen ihm berichtet haben, daß der Priester Johannes als Patriarch die äthiopische Kirche leite. Ihr Kaiser sei ein mächtiger Herrscher, der sie als Gesandte an den Papst und den spanischen König geschickt habe, um Hilfe gegen die Ungläubigen anzubieten[5].

In dieser Quelle ist der Priester Johannes also noch nicht zum Kaiser aufgestiegen, wie es alle späteren Quellen verlauten lassen, so um 1330 der Dominikaner Jordanus Catalani de Sévérac, der in Persien und Indien missionierte, aber nie in Äthiopien war. Er bezog seine Informationen von Kaufleuten, die erzählten, der Priesterkönig Johannes sei der reichste und mächtigste Herrscher und regiere über 72 Könige[6]. Seine Untertanen seien häretische Christen und dreimal so zahlreich wie die römische Christenheit[7].

Der italienische Jerusalempilger Niccolò da Poggibonsi schildert in der Mitte des Jahrhunderts die Äthiopier als sehr großes, christliches Volk. Die

---

[4] *Marco Polo,* Il Milione, ed. Luigi Foscolo Benedetto, Florenz 1928; dt. Hans E. Rübesamen, München 1969, Kap. III, 39.

[5] *Giovanni da Carignano,* Traktat, ist in Bruchstücken erhalten bei Foresti di Bergamo (1483); vgl. dazu *Raleigh A. Skelton,* An Ethiopian Embassy to Western Europe in 1306, in: *O. G. S. Crawford* (Ed.), Ethiopian Itineraries 1400 - 1524, Cambridge 1958, 212 - 215; vgl. dazu *François de Medeiros,* L'Occident Et L'Afrique (XIIIe - XVe Siècle), Paris 1985, 182ff.

[6] Die Zahl 72 hatte eine wichtige symbolische Bedeutung als 6faches von 12. Die Völkertafel der Genesis (10. 1ff.) enthält 72 Völker. Die 72 Könige, über die ein König regiert, erscheinen noch im syrischen Alexanderroman, König Rother, im „Jüngeren Titurel", u. a.; zur Zahlensymbolik vgl. *Heinz Meyer,* Die Zahlenallegorese im Mittelalter, München 1975.

[7] *Jordanus Catalani de Sévérac,* Mirabilia descripta; engl. The Wonders of the East, ed. Henry Yule, London 1863; franz. Les Merveilles de l'Asie, ed. Henri Cordier, Paris 1925; dt. Übersetzung Ulrich Knefelkamp (im Manuskript).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Menschen sind von schwarzer Hautfarbe und tragen das bekannte Feuermal auf der Stirn, von einem heißen Eisen hineingebrannt. Ihr Bestreben, sich mit den abendländischen Christen zu vereinigen, wird vom ägyptischen Sultan in Kairo behindert, der es keinem Lateiner erlaubt, zu ihnen zu gelangen, weil er Angst vor ihrem Bündnis hat. Außerdem läßt er auch keine Äthiopier ans Mittelmeer; sie dürfen nur durch Ägypten ins Heilige Land ziehen, allerdings ohne Tribut entrichten zu müssen, denn er fürchtet die Macht des äthiopischen Herrschers[8].

Die Vorstellungen des 14. Jahrhunderts wurden im 15. Jahrhundert vorwiegend durch italienische Reisende und Gesandte wesentlich erweitert. Eine günstige Gelegenheit ergab sich durch das Konzil von Florenz (1439 - 1443), zu dem auch äthiopische Gesandte von dem Franziskaner Alberto da Sarteano auf Befehl Papst Eugens IV. eingeladen worden waren, um die Union der Kirche zu betreiben. Sie gaben während ihres Aufenthaltes dem päpstlichen Sekretär Poggio Bracciolini (1380 - 1459) nähere Informationen über ihr Land[9]: Ihr Herrscher nennt sich „König der Könige", der über viele Könige und Völker regiert. Während in Äthiopien nur ein Alphabet verwendet wird, spricht man in den einzelnen Provinzen verschiedene Sprachen. Viele typische Tierarten werden genauso erwähnt wie der Überfluß an Korn und Wein im Hochland und der Ursprung des Nils aus drei Quellen in der Nähe des Äquators.

Weitere Informanten waren Nicolò de'Conti, der 25 Jahre durch die Welt reiste, und Pietro Rombulo, der 37 Jahre im Dienst des äthiopischen Königs zubrachte und als sein Gesandter auftrat. Der letztere bestätigt die Angaben über die Vielzahl der Völker und Sprachen, wobei er hinzufügt, daß die Oberschicht eine eigene Sprache spricht. Die Äthiopier haben einen eigenen Bischof, der von dem Patriarchen in Alexandria eingesetzt wird. Der Herrscher verfügt über ein riesiges Heer aus Reitern und Fußvolk, darunter mit Tierfellen bekleidete Krieger südlicher Stämme, sowie Elefanten. Im Land wird viel Gold und Silber gekauft und verkauft, von dem Pietro Rombulo Proben mitgebracht hat[10].

Er berichtet auch über die sogenannte Feuertaufe. Die Taufe wird bei den Äthiopiern zwar ebenfalls mit Wasser vollzogen. Es gibt aber eine alte Sitte, daß alle Kinder, christlich oder nicht, mit dem heißen Eisen gekennzeichnet werden. Sonst folgen sie in ihren Riten den Nestorianern, den Jakobiten und anderen häretischen Gruppen.

Wie Pietro Rombulo, so schildert auch Nicolò de'Conti den Berg der Prinzen, auf dem die Nachkommen des Priesters Johannes leben, von denen

[8] *Niccolò da Poggibonsi,* Libro d'Oltramare; engl. T. Bellorini / E. Hoade (Eds.), A Voyage beyond the Sea, in: Publicazioni dello studium Biblicum Franciscanum 2, parte 1/2, Jerusalem 1945, Kap. CCLVII.

[9] *John W. Jones,* Travelers in disguise, Cambridge/Mass. 1963, 40ff.

[10] *Crawford,* Ethiopian Itineraries (Anm. 5), 5.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

einer nach seinem Tod zum Nachfolger bestimmt wird, während die anderen auf dem Berg bleiben müssen und ihm die Macht nicht streitig machen können. Andere Neuigkeiten bringt er nicht; erwähnenswert ist, daß er keine Monstra gesehen haben will[11].

Genauere Informationen über die Verhältnisse im Land und die Wegstrecken erhielt man in Italien aufgrund von Berichten einer Gruppe von Franziskanern, die um 1480 von Jerusalem aus nach Äthiopien reisten. Dort trafen sie andere Italiener, die aus Abenteuerlust ins Land gekommen waren, aber nicht zurückkehren durften. Diese erzählten ihnen viele Einzelheiten über Lebensart, Haus- und Kirchenbau, die schlechte Bewaffnung und das viele Gold. Trotz dieser realistischen Schilderung finden sich aber auch hier die Vorstellungen von der ungeheuren Größe der Bevölkerung und des Heeres[12].

Der Erfolg dieser Gesandtschaft war gering. Sie sollte weiter über eine Union verhandeln und Obedienz gegenüber dem Papst verlangen. Aber sie wurde nicht einmal zum Hof zugelassen und mußte wieder nach Jerusalem zurückkehren.

Während die Italiener übers Mittelmeer den Weg nach Äthiopien fanden, versuchten die Portugiesen, angetrieben von Heinrich dem Seefahrer, entlang der westafrikanischen Küste den afrikanischen Kontinent zu umfahren, um zu ihrem vermeintlichen christlichen Verbündeten in Äthiopien und nach Indien zu gelangen.

Mag anfangs, z.B. bei der Eroberung von Ceuta 1415, noch ein gewisser Kreuzzugs- und Missionseifer vorgeherrscht haben, so muß man bei den weiteren Fahrten neben „Entdeckergeist" vor allem wirtschaftliche Motive voraussetzen. Dies wird entgegen früherer Ansichten auch in der modernen Forschung so gesehen, wobei ich darüber hinaus die Meinung vertrete, daß die Suche nach dem Priesterkönig Johannes von Anfang an logischerweise die Suche nach den Gewürzen in Indien beinhaltete, denn er sollte helfen, das Gewürzmonopol des Islam zu brechen[13].

---

[11] *Nicolò de'Conti,* Viaggi in Persia, India e Giave, ed. M. Longhena, Milano 1929; engl. *Jones,* Travelers in disguise (Anm. 9); lat. *Friedrich Kunstmann,* Die Kenntnisse Indiens im fünfzehnten Jahrhundert, München 1863.

[12] *Crawford,* Ethiopian Itineraries (Anm. 5), 40ff.

[13] Zu den Motiven der Portugiesen vgl. die entsprechenden Abschnitte bei *Francis M. Rogers,* The Quest for Eastern Christians, Minneapolis 1962; *Charles R. Boxer,* The Portuguese Seaborne Empire 1415 - 1825, 2. Aufl. London 1977; *Vitorino Magalhães Godinho,* Os descobrimentos e a economia mundial, 2 Bde., Lissabon 1963 - 65; *Bailey W. Diffie / George D. Winius,* Foundations of the Portuguese Empire 1415 - 1580, Minneapolis 1977; *Wolfgang Reinhard,* Geschichte der europäischen Expansion, Bd. 1, Stuttgart 1983, 41ff.; *Ronald Daus,* Die Erfindung des Kolonialismus, Wuppertal 1983; *Matthias Meyn,* Portugiesische Entdeckungen im Atlantik und an der afrikanischen Westküste bis zur Umrundung des Kaps der Guten Hoffnung, in: Eberhard Schmitt (Hrsg.), Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion, Bd. 2, München 1984, 41ff.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Im Jahr 1488 umschiffte Bartolomeu Dias das Kap der Guten Hoffnung. Gleichzeitig mit ihm waren 1487 Pero da Covilhã und Afonso de Paiva aufgebrochen, um den nördlichen Weg zum Priester Johannes und nach Indien einzuschlagen. Nachdem Paiva in Kairo gestorben war, kam Covilhã nach seiner Rückkehr aus Indien allein an den Hof des äthiopischen Königs, der ihn nicht mehr zurückkehren ließ.

Da die Portugiesen ohne Nachricht blieben – eventuell hat Covilhã ihnen durch jüdische Händler Informationen zusenden können –, schickten sie zwei weitere Personen als muslimische Kaufleute verkleidet von der ostafrikanischen Küste aus nach Äthiopien, über deren Verbleib man nur indirekt etwas hört. Allein ihre Ankunft wird in einem Brief der äthiopischen Königinmutter Helena bestätigt, den sie mit einem Gesandten namens Mateus nach Lissabon schickte[14]. Sie war diejenige unter den Äthiopiern, die vor allem ein Bündnis mit Portugal anstrebte und Truppen nach Indien schicken wollte, um die Mauren zu vernichten. Dies ließ sie dem portugiesischen König mitteilen. Ihr Beauftragter verpflichtete sich, eine portugiesische Gesandtschaft an den Hof des äthiopischen Königs zu führen.

Im Jahr 1520 erreichten diese Portugiesen, deren Führer unterwegs gestorben war, das Hochland und trafen auf den königlichen Hof. Als Kaplan war ihnen der Franziskaner Francisco Alvares aus Coimbra, der Hofkaplan des Königs Manuel I., mitgegeben worden, der über den Aufenthalt in Äthiopien einen ausführlichen Bericht verfaßte.

II.

Der Bericht trägt den Titel „Verdadeira informaçam das terras do Preste Joam das Indias" (Wahrhafte Information über die Länder des Priesters Johannes von Indien) und wurde 1540 zum ersten Mal in Lissabon von Luís Rodrigues gedruckt[15].

Seine besondere Bedeutung erhält der Bericht schon dadurch, daß er der erste ist, der von einer offiziellen Gesandtschaft nach Äthiopien stammt.

[14] Über die Gesandtschaft vgl. *Jean Aubin,* L'ambassade du Prêtre Jean à D. Manuel, in: Charles R. Boxer / Michel Mollat / Antonio Teixeira da Mota (Eds.), Mare Luso-Indicum III, Paris 1976, 1 - 56; *Leo Hansberry,* Ethiopian Ambassadors to Latin Courts and Latin Emissaries to Prester John, in: Ethiopian Observer IX, 2 (1965), 90 - 99.

[15] Der Bericht erschien 1546 lateinisch in Venedig, 1550 italienisch in Venedig, 1557 spanisch in Anvers, 1566, 1567, 1572 und 1573 deutsch in Eisleben. Für die folgenden Ausführungen wurden die neuhochdeutsche Fassung (Staatsbibliothek Bamberg, ad 47 C 27) und die englische Übersetzung herangezogen: *Charles F. Beckingham / George W. B. Huntingford* (Eds.), The Prester John of the Indies, Cambridge 1961, Rep. 1975. Vgl. dazu *Charles F. Beckingham,* Francisco Alvares and his book on Ethiopia, 1980, in: ders., Between Islam and Christendom, London 1983, Nr. XII; *Antonio A. Banha de Andrade,* Francisco Alvares e o exito europeu da verdadeira informaçao sobre Etiópia, Lisboa 1982.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Sein Detailreichtum übertrifft alles Vorhergehende. Er schildert vor allem die Situation in Äthiopien vor den großen Zerstörungen und Plünderungen in den Kriegen mit den Muslims und den Galla (Oromo). Es scheint kein anderer Bericht über die Reise der Gesandtschaft verfaßt worden zu sein, obwohl Diogo Lopes de Sequeira, der Vizekönig von Indien, dem Gesandten Rodrigo de Lima konkrete Anweisungen gegeben hatte, was alles aufgezeichnet werden sollte und wie man sich zu verhalten hatte. Neben wichtigen Punkten wie Staatsaufbau, Kirchenhierarchie, Gerichtswesen, Kriegswesen, Rohstoffe, Handel, Nahrungsmittel, Zahl der abhängigen Könige, Verhältnis zum Sultan von Ägypten sollte man sich unbedingt nach dem Taufritus, den Quellen des Nils und dem Einhorn erkundigen.

Es blieb dem Kaplan anscheinend selbst überlassen, wie ausführlich er diese verschiedenen Punkte schilderte. Bei seiner Beschreibung kann man ihm durchaus eine gewisse Unvoreingenommenheit und Objektivität bestätigen. Es scheint sich in diesem Fall positiv ausgewirkt zu haben, daß er ohne großes Vorwissen nach Äthiopien kam, auch wohl ohne Kenntnis der Fabeln und Wundergeschichten, zumindest fehlen sie in seinen Schilderungen.

Im Mittelpunkt seines Interesses und somit des Berichts stehen eindeutig die kirchlichen Verhältnisse. Vor allem bringt er eine detaillierte Schilderung des Taufzeremoniells, aus der hervorgeht, daß es dem katholischen entspricht, lediglich zu einem anderen Zeitpunkt stattfindet[16]. Denn die Knaben werden nach 40 Tagen und die Mädchen nach 60 Tagen getauft, wenn ein Kind vorher stirbt, bleibt es ungetauft. Auf diesen Verstoß gegen göttliches Gebot weist Alvares die Äthiopier einige Male hin; sie antworten ihm, für die Kinder genüge es, daß die Mutter während der Schwangerschaft die Kommunion empfange.

Im Zusammenhang mit der Taufe war in älteren Berichten immer wieder von einem Feuermal die Rede gewesen. Alvares erklärt nun, daß dieses Mal mit dem kalten Eisen als Ornament gezeichnet wird, weil dies als schön gilt. Für diese Aufgabe gibt es Frauen, die sehr kunstfertig mit dem scharfen Messer umgehen können, mit dem sie in die Haut schneiden, anschließend die Wunde ausweiten und mit Wachspaste eine Nacht lang ausschmieren, wodurch das erwähnte Mal entsteht (Kap. 22).

Die Beschneidung ist eine weitere wichtige Frage. Alvares erfährt dazu, daß sie durchgeführt wird, weil Gott es in den alten Schriften befohlen hat. Außergewöhnlich ist allerdings, daß Männer und Frauen beschnitten werden, was das alte Gesetz nicht vorgeschrieben hatte[17].

---

[16] Ausführliche Beschreibung der Taufzeremonie in Alvares *(Beckingham / Huntingford)* (Anm. 15), Kap. 22.

[17] Die Ausführung von „Feuermal" und Beschneidung werden beschrieben in ebd., Kap. 22.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Über solche Riten und den Aufbau der Kirche führt der Franziskaner immer wieder ausführliche Gespräche mit dem Abuna Marcos, dem Patriarchen der äthiopischen Kirche, in denen deutlich wird, daß der Negus großen Einfluß auf die Kirche und Sitten gewonnen hat, was dem Abuna mißfällt. Er begrüßt den westlichen Kleriker als verständigen Mann und Bundesgenossen, um den Priester Johannes und sein Volk von ihren Irrtümern zu befreien – so die Darstellung von Alvares[18].

Der Abuna versichert dem portugiesischen Kaplan, daß er täglich zu Gott bete, er möge ihn den Tag noch erleben lassen, an dem ein Herrscher katholischen Glaubens in Äthiopien regiere und die katholische Messe in Mekka gefeiert werde. Denn die Äthiopier hätten eine Prophetie, die besage, daß es nur 100 Patriarchen geben werde, dann komme ein Herrscher katholischen Glaubens – und der Abuna sei der hundertste. Eine andere Prophetie laute, daß die Franken vom Ende der Welt übers Meer fahren, sich mit den Äthiopiern verbünden und Dschidda, den Sinai und Mekka genauso besetzen würden wie Kairo, wo sie sich ständig niederlassen und von wo sie eine Straße ins Land der Äthiopier bauen würden (Kap. 99).

Bei dem ersten offiziellen Gespräch mit dem Leiter der portugiesischen Gesandtschaft greift der Abuna diese Gedanken noch einmal auf und bestätigt, daß er den Priester Johannes schon seit längerer Zeit auf die Macht und Stärke des portugiesischen Königs und seiner Flotte hingewiesen habe.

Neben diesen religiösen und kirchlichen Angelegenheiten schenkt Alvares dem Negus, seinem Hofstaat und dem Staatsaufbau viel Aufmerksamkeit. Er berichtet als wichtigste Tatsache, daß der Negus nicht in einer Hauptstadt lebt, wie man vorher erzählte, sondern in einem großen Zeltlager, mit dem er durch sein Land zieht, wobei er nicht immer in seinem Hauptzelt schläft, sondern auch in nahegelegenen Klöstern.

In dem reisenden Zeltlager sind nach Aussage von Alvares etwa 20000 Personen beisammen. Ungefähr ein Zehntel davon zählt zur Oberschicht, die anderen sind aus dem Volk: Männer und Frauen, jung und alt, die einen mit Fellen, die anderen ärmlich gekleidet. Viele schleppen ihren ganzen Besitz mit. Je nach Entfernung zum nächsten Halt tragen sie ihre Hütten als ganzes oder auseinandergenommen. Sie leben vom Bedarf des Hofes.

Die reichen Untertanen haben ihre eigenen Zelte, die Vornehmen des Reiches sogar ganze Zeltstädte um sich herum. Dazu kommen noch die vielen Menschen des Gefolges und des Trosses, der von unzähligen Mulis getragen wird, die man auch als Reittiere benutzt. Alvares spricht von ca. 50000 Tieren im Winter und beinahe 100000 im Sommer.

Dieser ganze Zug bewegt sich durch das Land, die Menschen folgen einfach dem weißen Zelt des Herrschers. Allerdings können sie nicht sicher sein,

[18] Alvares *(Beckingham / Huntingford)* (Anm. 15), Kap. 97.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

daß er sich dort aufhält, denn er bleibt für das Volk unsichtbar, nur dreimal im Jahr zeigt er sich: Weihnachten, Ostern und Kreuztag. Dies wurde erst von seinem Vater so festgesetzt, weil die Höflinge seinen Großvater nach dessen Tod drei Jahre lang verborgen gehalten und die Macht für sich behalten hatten. Bis zu diesem Vorfall hatten nur wenige Menschen aus der engsten Umgebung den äthiopischen Herrscher sehen dürfen[19]. Der „unsichtbare" König ist ein typisches Kennzeichen des sakralen Königtums in Äthiopien!

Während seines Zuges durch das Land nimmt der Negus nicht nur 12 Zeltkirchen und Altarsteine mit, sondern auch seinen Schatz, von dem er aber in jedem Jahr einige Kisten in die Erde vergräbt oder in Höhlen deponiert, weil er wegen des ständigen Zuwachses nicht alles mit sich nehmen kann. Das Gold allein würde reichen, um die halbe Welt zu kaufen, so erzählte Pero da Covilhã dem Kaplan[20].

Dieser Reichtum beruht zum einen auf den erfolgreichen Kriegszügen, zum andern auf den Abgaben aus den einzelnen Unterkönigreichen. Die Herrscher dieser Gebiete werden vom Negus eingesetzt, unter ihnen stehen Gouverneure und ein Befehlshaber der Streitkräfte. Alle diese Könige und „Adeligen" müssen Tribut in Form von Pferden, Brokat, Seide, Gold, Korn, Wein etc. zahlen[21]. Die Art der Tributleistungen richtet sich im allgemeinen nach den Gegebenheiten und den Produkten der jeweiligen Region. Unterworfen sind dem äthiopischen Herrscher nicht nur christliche Reiche, sondern auch angrenzende islamische (Hadya) und heidnische Völker. Sie alle müssen Soldaten stellen; daher könnten in wenigen Tagen 100 000 Mann aufgeboten werden, meint Alvares[22]. Von ihrer Bewaffnung und Disziplin hält er allerdings nicht viel: Sie tragen selten Schwerter und lange Kettenhemden, die meisten sind mit Pfeil und Bogen bewaffnet, haben Rundschilde und manchmal Helme. Im ganzen Heer sind 14 Musketen vorhanden, die türkischen Händlern abgekauft wurden.

Islamische Händler sind gern gesehen am Hof des äthiopischen Herrschers, denn sie bringen Gewürze und Luxusartikel. Im Land selbst herrscht Tauschhandel vor, man tauscht einen Esel für eine Kuh, Brot für Kleidung, Kleidung für Mulis und Kühe, alles gegen Salz, Weihrauch, Pfeffer, Myrrhe und Kampfer.

Das wichtigste Zahlungsmittel in allen Ländern des Reiches ist Salz. Dieses Salz soll aus den Bergen stammen und wird in Blöcken verteilt. Sein Wert verändert sich mit der Entfernung vom Fundort, dort sind 120 oder 130

[19] Ebd., Kap. 89. Zum äthiopischen Königtum vgl. *Eike Haberland,* Untersuchungen zum Äthiopischen Königtum, Wiesbaden 1965.

[20] Alvares *(Beckingham / Huntingford)* (Anm. 15), Kap. 128.

[21] Ebd., Kap. 24.

[22] Ebd., Kap. 127.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Blöcke eine Drachme wert, am Königshof nur noch sechs oder sieben Blöcke. Im Königreich Angote kursieren Eisenscheiben als Zahlungsmittel, 10 - 12 gelten eine Drachme, also etwa einen Cruzado[23].

Neben Eisen erwähnt Alvares auch Gold, Silber, Kupfer und Zinn als Rohstoffe; allerdings behauptet er, die Äthiopier wüßten nicht, wie sie es gewinnen könnten. Alvares selbst bemühte sich, Gold zu finden, denn in der Nähe von Aksum suchten Junge und Alte, Männer und Frauen nach Gold, weil es dort auf dem Acker und in den Wasserläufen lag. Alvares fertigte ein Waschsieb an, wie er es in Portugal gesehen hatte, aber er hatte keinen Erfolg damit[24].

Über die Menschen und ihre Lebensweise berichtet er wenig. Sie wohnen je nach Region und Besitz in einfachen Hütten und kreisförmigen oder viereckigen Lehm- oder Steinhäusern mit Pflanzendächern. Ihre Kirchen sind dieser Bauweise angepaßt; besonders ausführlich geht Alvares auf die in den Boden gehauenen Felsenkirchen in Lalibela ein.

In ihren Hütten und Häusern schlafen die Menschen auf Ochsenhäuten oder Betten aus Ochsenriemen. Es gibt keine Tische, sie essen von großen Tabletts am Boden und trinken aus irdenen Gefäßen. Ihre Speise besteht aus Weizen, Gerste, Hirse, dazu gibt es verschiedene Gemüse und Fleisch, schließlich Obst wie Pfirsiche, Orangen, Lemonen, Zitronen. Die Ernährung unterscheidet sich von Region zu Region genauso wie die Kleidung. Im heißen Tiefland tragen die Menschen nur einen Lendenschurz, im Hochland Kleider aus Baumwolle. Aber auch hier ist das Volk teilweise unzulänglich bedeckt, nur die Adeligen, Mönche und Geistlichen sind vollständig bekleidet, die Reichen mit sehr kostbaren Stoffen.

Das ganze Land ist sehr fruchtbar, die Erträge unterscheiden sich nach Boden und Klima. Alvares betont jedoch, daß die Anbaumethoden sehr primitiv sind und mehr aus dem Boden herausgeholt werden könnte, wenn sich das Volk anstrengen würde. Da die Adeligen ihnen aber alles nähmen, bemühten sie sich nicht, die Erträge zu steigern. Wegen dieser Behandlung durch die Adeligen gibt es viele Bettler und vor allem Räuber; das Reisen durch das Land ist sehr unsicher. Das liegt auch an den wilden Tieren wie Löwen, Leoparden, Tigern, Wölfen, Luchsen, wilden Stieren und Elefanten. Besonders Tiger werden immer wieder als gefährliche Unruhestifter genannt, wobei allerdings nicht sicher ist, ob es sich wirklich um Tiger handelt oder nicht vielleicht um andere Wildkatzen[25]. Ein Einhorn hat Alvares

---

[23] Ebd., Kap. 52. Nach dem Fall von Konstantinopel wurde in Portugal zum Kreuzzug aufgerufen, der schließlich gegen Marokko geführt wurde. Bei dieser Gelegenheit wurde auch zum ersten Mal der Kreuzzugspfennig „cruzado" geprägt.

[24] Alvares *(Beckingham / Huntingford)* (Anm. 15), Kap. 39.

[25] Man könnte sich vorstellen, daß hier Hyänen gemeint sind; vielleicht geht es auch nur darum, alle gefährlichen exotischen Tiere aufzuzählen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

jedenfalls nicht gesehen, auch nicht die Quellen des Nils. Aber einige Gefährten sind weiter nach Süden vorgedrungen und erzählen, daß der Nil im Königreich Gojam aus zwei Seen entspringe. Da es im September/Oktober in Äthiopien sehr viel regnet, schwillt der Nil in Ägypten an und tritt über seine Ufer[26].

Auch über den Berg der Prinzen konnte Alvares nur vom Hörensagen berichten. Auf diesem hohen Berg werden alle Nachkommen des regierenden Negus streng bewacht, wie es einem Herrscher in der Mitte des 12. Jahrhunderts durch eine Offenbarung befohlen wurde. Da ein äthiopischer König im allgemeinen mehrere Frauen hat, kann die Zahl seiner Nachkommen sehr hoch sein[27]. In dieser Hinsicht preist Alvares Äthiopien als glücklich, weil kein anderes christliches Reich von blutigen Auseinandersetzungen um die Nachfolge verschont geblieben ist. Allerdings ist auch hier nicht immer gesagt, daß der Erstgeborene Nachfolger wird, denn es kann auch der sein, der dem König als der Geeignetste erscheint oder der die einflußreichsten Personen des Staates hinter sich hat. So war es bei dem regierenden Lebna Dengel, der als erster geboren wurde, nachdem der Vater schon König geworden war, und von der Königinmutter und dem Abuna zum König erhoben wurde.

III.

Es stellt sich nun die Frage, ob man aufgrund des Berichtes etwas über den Nutzen der Begegnung für beide Seiten aussagen kann. Das muß man bejahen. Auch wenn man nur die Schilderung des europäischen Geistlichen als Quelle heranzieht, erfährt man doch, wie der Negus die Europäer ausgeforscht hat. So ist er vor allem an ihren Waffen interessiert. Gleich nach der Ankunft werden sie bereits gefragt, warum sie keine Waffen mitgebracht haben. Anschließend müssen zwei von ihnen Schwerter und Harnisch vorführen, was der Negus – für sie nicht sichtbar – hinter seinem Vorhang mit großem Gefallen beobachtet.

Auch mit heiklen Fragen werden sie konfrontiert. Den Gesandten wird die Frage gestellt, wer den Muslims beigebracht habe, Musketen und Kanonen herzustellen. Die Antwort lautet, daß die Muslims durchaus Menschen mit viel Wissen und großer Geschicklichkeit seien. Es schließt sich die Frage an, wer mehr Angst habe bei einem gegenseitigen Feuergefecht, die Muslims oder die Portugiesen. Die Antwort lautet: Seitdem die Portugiesen auf Christus vertrauen, haben sie keine Angst vor den Muslims.

Ein wichtiges Problem scheint die Pulverherstellung zu sein, denn sie werden gefragt, ob jemand bei der Gesandtschaft sei, der Pulver herstellen

[26] Alvares *(Beckingham / Huntingford)* (Anm. 15), Kap. 136.
[27] Ebd., Kap. 59.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

könne. Dies wird verneint, aber gleichzeitig erwähnt, daß aus Indien jederzeit Männer herbeigebracht werden könnten, die Vorrichtungen zur Herstellung von Pulver und Schwefel mitbringen könnten. Der Negus läßt ihnen sagen, gerade Schwefel gebe es genug, man habe sogar Handwerker, die Salpeter erzeugen könnten. Dagegen fehle der Armee jegliche Kenntnis in der Artillerie; daher würden Männer benötigt, um sie darin zu unterrichten.

Auf die Frage, wann die Waffen des portugiesischen Königs einträfen und welcher Art sie seien, antworten die Gesandten, daß die Waffen noch im kommenden Jahr in Indien einträfen und von dort nach Äthiopien verschifft würden, und zwar alle, die der Negus wünsche[28].

Man gewinnt aus der Schilderung des Franziskaners den Eindruck, daß die Frage der Bewaffnung und der Waffenlieferung ein zentrales Anliegen des äthiopischen Herrschers war. Er stellte sehr pragmatische Fragen, um sich ein genaues Bild über die Stärke der Portugiesen im Vergleich zu den Muslims zu machen, damit er die Chancen eines Sieges über die muslimischen Nachbarn konkret abschätzen konnte.

Dagegen bringt Alvares nur wenig Nachrichten über die äthiopische Armee und ihre Bewaffnung, obwohl gerade die Beschaffung dieser Informationen zu den wichtigsten Aufgaben der Gesandtschaft gehörte. Doch reichte das Wenige, um den Portugiesen klarzumachen, daß sie einen Partner hatten, der waffentechnisch weit unterlegen war und dies nur durch Menschenmasse wettmachen konnte.

Der zweite Bereich, in dem beide Seiten großen Nutzen aus der Begegnung zu ziehen hofften, waren Auskünfte über die Organisation und die Lehre der anderen Kirche. Immer wieder mußte der portugiesische Geistliche dem Negus, dem Abuna und den äthiopischen Geistlichen über die abendländische Kirche berichten.

Neben weiteren Diskussionen über Themen wie Beschneidung, Taufe, Kommunion kommt es zu besonderen Begegnungen mit dem westlichen Christentum, wenn Alvares seinen ganzen Ornat anlegt und dem Negus jedes einzelne Stück und dessen Bedeutung erklärt oder wenn die Portugiesen vor vielen Zuschauern ihre Messe feiern.

Nach der Messe wird Alvares gefragt, ob alles dies in ihren Büchern enthalten sei. Seine Antwort lautet, daß in der abendländischen Kirche schon seit den Tagen der Apostel alles aufgeschrieben und von den Doktoren der Kirche bearbeitet worden sei. Der Negus will wissen, ob sie mehr als die 81 Bücher des Alten und Neuen Testamentes hätten. Alvares erklärt, daß sie zehnmal so viele Bücher mit Kommentaren besäßen. Daraufhin wird er gebeten, die Titel der anderen Bücher zu nennen.

[28] Ebd., Kap. 80.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Selbst über kirchliche Gerätschaften, speziell die Hostienteller und Abendmahlskelche, muß Alvares Auskunft geben. Die Äthiopier erkundigen sich, warum sie aus Gold und Silber bestünden. Er antwortet, weil andere Metalle rosten und Grünspan ansetzen würden. Darauf folgt die Frage, ob auch ökonomische Gründe eine Rolle spielten, weil es in Portugal soviel Gold und Silber gebe. Die Antwort lautet, man verwende es, weil es so sauber sei und schön anzusehen, aus ökonomischen Gründen würde man sonst Zinn, Blei oder Kupfer nehmen, weil das in großen Mengen vorhanden sei.

Schließlich nimmt das Gespräch eine ganz andere Wendung. Der Negus läßt fragen, wieviele solcher Kelche in einer Kirche seien. Die Portugiesen antworten, daß es reiche Kirchen und Klöster mit mehr als 200 gebe, keine Kirche weniger als 3 - 4 Kelche besitze, aber besonders viele das reiche Kloster Batalha in Besitz habe, das in Erinnerung an eine siegreiche Schlacht gegen Kastilien (1385) erbaut worden sei. Dort lägen vier Könige, ein Prinz und viele Infanten begraben, während andere Könige in anderen reichen Klöstern und Kathedralen Portugals ihr Grab hätten[29].

Zu einem ausführlichen Disput führt die Frage nach dem Primat der Römischen Kirche und der Position des Papstes. Die Portugiesen erklären den Primat Roms mit dem Hinweis auf die Berufung Petri („auf diesem Fels will ich meine Kirche bauen") und darauf, daß die Gebeine von Petrus und Paulus in Rom begraben seien.

Auf die Frage, warum sie dem Papst in allem folgten, antworten die Portugiesen, der Papst sei nach den Artikeln ihres Glaubens die Kirche. Die Äthiopier meinen dazu, daß sie dem Papst trotzdem nicht folgen würden, wenn er etwas anordne, was die Apostel nicht geschrieben hätten. Darauf entgegnen die Portugiesen, daß der Papst Heiliger Vater genannt werde und nur Heiliges anordne, das er den Büchern der Propheten und der Apostel sowie den dazugehörigen Kommentaren der gelehrten Doktoren der Kirche entnehme. Deshalb müßten ihm alle gehorchen, auch das einfache Volk, das nicht alles verstehe, denn der Heilige Vater, die Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und andere Vorsteher der Kirche seien erleuchtet vom Heiligen Geist und Verkünder des Heiligen Glaubens.

In den Erklärungen wird das Bemühen deutlich, den Äthiopiern eine gewisse Überlegenheit der Römischen Kirche und eine Ethik ihrer Würdenträger vorzuführen, die der Wirklichkeit in keiner Weise entspricht.

Neben diesen wesentlichen Punkten des Gedankenaustausches bleibt im Bericht wenig Platz für Land und Leute. Der Portugiese schiebt im Verlauf seiner Reisen durch das Land immer wieder kleine Passagen darüber ein,

[29] Dies war deshalb für den Negus von Interesse, weil in Äthiopien die Herrscher im allgemeinen auch in Kirchen und Klöstern bestattet waren. Vgl. dazu auch *Taddesse Tamrat,* Church and state in Ethiopia, 1270 - 1527, London 1972.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

während der Negus die Gesandtschaft beobachtet und sozusagen Studien am „lebenden Objekt" betreibt. Erwähnt wurde schon das Vorführen von Schwertern und Musketen sowie von Kirchenzeremonien, hinzu kommt der private oder Freizeitbereich. Eines Abends wird für sie in einem eigens aufgeschlagenen prächtigen Zelt ein Festessen veranstaltet, bei dem sogar Speisen auf europäische Art zubereitet werden. Nachdem sie sich satt gegessen und getrunken haben, werden sie vom Negus aufgefordert, zu singen und zu tanzen und sich einen zwanglosen, fröhlichen Abend zu machen. Sie holen ihr Klavicord hervor und beginnen mit Singen und Tanzen. Da ihnen aber Kammerdiener mitteilen, der Negus sei in der Nähe und beobachte alles, ergeht Order, sich zusammenzunehmen und keine „Unvernunft" zu begehen, damit sie keine Unehre einlegten[30].

Zu einem Schlüsselerlebnis wird für den Negus die Begegnung mit einer Weltkarte, die ihm von der Gesandtschaft übergeben wird. Erst nach vier Jahren verlangt er, daß die Portugiesen die Beschriftung ins Äthiopische übertragen, damit erkennbar werde, wer in welchem Land regiert. Alvares manipuliert ein wenig, als er für Lissabon Portugal und für Sevilla Spanien einträgt, weil die beiden Städtenamen vorher so dicht beieinander standen. Als der Negus die Karte sieht, hat er ähnliche Schwierigkeiten wie moderne Kolonialhistoriker bei der Vorstellung, daß dies kleine Portugal zu solcher Expansion und Machtausübung fähig war. Er will deshalb auch an den König von Spanien und besonders von Frankreich schreiben, daß sie gemeinsam mit ihrer Flotte ins Rote Meer kommen, Stützpunkte errichten, den Islam besiegen und Jerusalem erobern sollen. Die Gesandten antworten, daß der Eindruck auf der Karte täusche. Der König von Portugal sei sehr mächtig, habe die Könige Nordafrikas genauso unterworfen wie die Herrscher an der ostafrikanischen Küste und in Indien und werde deshalb auch das Rote Meer und Jerusalem vom Islam befreien. Über diese Eroberungen könnten ihm die muslimischen Kaufleute Auskünfte geben, die aus Indien in sein Reich kämen[31].

Als die Gesandten nach vielen Querelen untereinander und Mißverständnissen mit ihren Gastgebern Äthiopien 1526 verlassen, können sie in Portugal einen Teil der herrschenden Meinungen über Äthiopien bestätigen, z. B. über die Vielzahl der Völker und Sprachen, die verschiedenen Religionen – aber die eine christliche Religion der führenden Völker –, die Fruchtbarkeit mancher Regionen des Landes, die Vielfalt von Flora und Fauna und die Macht des Negus in diesem Teil der Welt. Klarheit bringen sie vor allem im kirchlichen Bereich hinsichtlich Taufe, Feuermal und Beschneidung auf der einen Seite und hinsichtlich der Kirchenorganisation, der Weihe, Ausbildung und Heirat von Priestern auf der anderen Seite. Wichtige Informationen können sie übermitteln über den Aufbau des Staates, die Bewaffnung

[30] Alvares *(Beckingham / Huntingford)* (Anm. 15), Kap. 101.
[31] Ebd., Kap. 115.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

und Waffentechnik, die Struktur und Größe des Heeres, die Rohstoffe und den Handel, das unwegsame Gelände und sogar über die Feinde an den Grenzen des Reiches.

Die Portugiesen wußten nun ziemlich genau, wie sie ihren Wunschpartner einzuordnen hatten. Galt dies auch für die Äthiopier, hatten sie ähnlichen Nutzen aus der Begegnung gezogen?

Wenn man die bereits zitierten Stellen des Berichtes von Francisco Alvares heranzieht, dann haben der Negus und die Geistlichen ihre Chance genutzt und möglichst viel an Informationen aus den Portugiesen herausgeholt. Deutlich wird das in den Briefen des äthiopischen Herrschers an den Vizekönig von Indien, den portugiesischen König und den Papst, die der Gesandtschaft mitgegeben wurden[32].

In allen Briefen fordert der Negus zu gemeinsamem Handeln gegen den Islam auf und wirft den Europäern vor, daß sie ihre Kräfte vergeuden im Kampf gegen den christlichen Nachbarn, während er allein gegen Heiden und Muslims kämpft. Den Portugiesen schlägt er vor, die Häfen Massawa und Zeila am Roten Meer zu besetzen, um so den ganzen islamischen Handel dort zu unterbinden. Sobald sie derartige Aktionen beginnen, wird er mit seinem Heer zu ihnen stoßen, außerdem in jeder Hinsicht für die Versorgung der Truppen sorgen. Damit er allerdings überhaupt ein gleichwertiger Partner hinsichtlich der Waffentechnik werden kann, benötigt er dringend Handwerker und Künstler aus Europa, die neben alltäglichem Gebrauchsgut und Kunstwerken vor allem Waffen herstellen sollen. Der Negus hatte demnach genau die Bereiche erkannt, in denen die Portugiesen ihm, aber auch zum Teil seinen Feinden überlegen waren.

Den Papst will er für seine Pläne begeistern, indem er ihm einerseits die Unterordnung anbietet und andererseits auf die ständige Behinderung der Pilger durch die Muslims hinweist, die nur durch gemeinsames Vorgehen beendet werden kann. Deshalb muß der Papst als Stellvertreter Christi auf Erden dafür sorgen, daß die christlichen Herrscher nicht miteinander, sondern gegen den Islam Krieg führen. Hier zeigt der Negus, wie gut er die Ausführungen von Alvares über die Position des Papstes verstanden hat, da er die Autorität des Papstes für seine Zwecke nutzbar machen möchte.

Seine Wünsche wurden nur zu einem geringen Teil erfüllt. Denn erst 1541, als er bereits während des Krieges gegen die östlichen Muslims gestorben war, kam ein Kontingent von Portugiesen unter Christovão da Gama nach Äthiopien, die seinem Sohn und Nachfolger Galawdewos zum Sieg verhalfen.

---

[32] Ediert bei *Beckingham / Huntingford,* Prester John (Anm. 15) im Anhang Nr. II, VII u. VIII. Der neuhochdeutschen Fassung (Anm. 15) sind folgende Briefe beigebunden: Priester Johannes an Manuel I., Priester Johannes an João III., Priester Johannes an Papst Clemens VII., Priester Johannes an Papst Clemens VII., Papst Clemens VII. an Francisco Alvares als Gesandten des Priesters Johannes.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die weiteren Beziehungen waren im wesentlichen geprägt von dem Versuch der portugiesischen Jesuiten, den katholischen Glauben in Äthiopien zu etablieren, was anfangs Teilerfolge zeitigte, dann aber zu einer Gegenreaktion und einer umfassenden Vernichtungs- und Vertreibungsaktion in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts (1640) führte[33].

Wie sieht nun das Fazit der Begegnung aus? Nach dem Bericht des portugiesischen Kaplans zu urteilen, konnten beide Seiten aus ihrer Begegnung erhebliche Erkenntnisse gewinnen. Wie wurden aber diese Erkenntnisse umgesetzt? Auf äthiopischer Seite war man sehr offen, wie die Briefe des Negus zeigen, und bereit, mit den Europäern gegen den Islam zu kämpfen.

Ganz anders sahen die Reaktionen in Europa aus. Nachdem die erste Wißbegierde des portugiesischen Königs und des Papstes gestillt war, ging man wieder zur Tagespolitik über. Von der anfänglichen Euphorie im Bericht des Alvares und in den Briefen des Negus war nicht viel auf den portugiesischen König und den Papst übergesprungen. Denn eine Reaktion aus Portugal erfolgte erst sehr spät; dann überließ man den Kirchenmännern ganz das Feld, weil die Portugiesen inzwischen kein so großes Interesse mehr an Äthiopien hatten, denn der Zugang zu den Gewürzen stand ihnen nach den Kämpfen mit der islamischen Flotte zu diesem Zeitpunkt weitgehend offen.

Der Bericht über diese erste Gesandtschaft fand allerdings weite Verbreitung, wie die Übersetzungen in mehrere Sprachen zeigen, und konnte auf diese Weise das Äthiopienbild in einigen Gebieten Europas entscheidend prägen[34]. Dies zu einer Zeit, als die Informationen über die neu entdeckten Länder außerhalb Europas die Europäer beeindruckten, wobei jedoch meistens die Exotik der Länder und Menschen bzw. die Aussagen von der Überlegenheit über die fremden Kulturen im Vordergrund standen. Einen Einfluß auf das Handeln der Europäer, insbesondere der politisch Bestimmenden, kann man, wie im vorliegenden Fall, in der Regel nicht annehmen.

Will man die Art des Kulturkontaktes in die von Urs Bitterli aufgestellte Reihe von Begriffen einordnen[35], dann muß man hier zu diesem Zeitpunkt

---

[33] Vgl. *Charles F. Rey,* The Romance of the Portuguese in Abyssinia, 1929, Rep. New York 1969; dazu den kurzen Überblick bei *Ulrich Knefelkamp,* Die Suche nach dem Reich des Priesterkönigs Johannes, Gelsenkirchen 1986, 124ff.

[34] Gerade in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts hatte man im deutschsprachigen Raum großes Interesse an den portugiesischen Aktionen in Afrika und Indien, die durch Wirtschaftsbeziehungen und Humanistenkontakte nahegebracht wurden. Vgl. *Cäcilie Quetsch,* Die „Entdeckung der Welt" in der deutschen Graphik der beginnenden Neuzeit, Diss. phil. Erlangen 1983; dazu auch die in Bamberg entstandene Magisterarbeit *Marilia Pereira Lucio dos Santos Lopes,* Die frühen portugiesischen Afrikakenntnisse im Spiegel deutscher Druckschriften des 16. und 17. Jahrhunderts, Bamberg 1986; *Wolfgang Reinhard* (Hrsg.), Humanismus und Neue Welt (Mitt. d. Kom. f. Humanismusforschung XV), Weinheim 1987; außerdem den Ausstellungskatalog *Ulrich Knefelkamp / Hans-Joachim König* (Hrsg.), Die „Neuen Welten" in alten Büchern, Bamberg 1988.

[35] Vgl. vor allem *Urs Bitterli,* Alte Welt – Neue Welt, München 1986, Kap. 1.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

von einer „Kulturbeziehung“ sprechen. Kulturberührungen hatten schon vorher in Jerusalem und Rom stattgefunden, mit einem Kulturzusammenstoß endete die Beziehung. Das Besondere an dieser Beziehung war sicher, daß die Europäer hier nicht auf eine heidnische, ihnen weit unterlegene Kultur trafen, auch nicht auf eine, in der sie nur mit Wohlwollen geduldet wurden, wie in China und Japan. Das Gleichgewicht der Partner war hier durch den gemeinsamen christlichen Glauben gegeben. Diese Gemeinsamkeit wurde trotz unterschiedlicher Ansichten und Entwicklungen, die in den Disputen deutlich wurden, immer wieder betont, sie hat allerdings nicht lange gehalten. Der Überlegenheitsanspruch der katholischen Christenheit des Abendlandes und des Primats der Römischen Kirche haben schließlich auch hier zum Ende einer harmonisch angelegten Kulturbeziehung geführt.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Schwarze Frauen, weiße Beobachter

Die Frauen der Goldküste in den Augen der europäischen Männer, 1600 - 1900

Von Adam Jones, Frankfurt am Main

Eine kürzlich erschienene Studie über die Frauen von Accra (Hauptstadt von Ghana) teilt ihre Geschichte vor 1950 in zwei Phasen. Bis etwa 1860 „waren die Frauen untergeordnet, aber mit etwas Autonomie und Autorität innerhalb einer korporativen Verwandtschafts-Produktionsweise, in der die Geschlechter nebeneinander zusammenarbeiteten". In den folgenden neunzig Jahren, d. h. vor und während der britischen Kolonialherrschaft, wurden die männliche und die weibliche Arbeit voneinander abgesondert, und die Frauen „erreichten größere Autonomie" in Zusammenhang „mit der Expansion der Handelstätigkeiten und mit dem zunehmenden Eindringen des Kapitalismus in die ländlichen Gebiete"[1].

Ich möchte hier diese historische Darstellung weder unterstützen noch widerlegen. Das Problem liegt nämlich nicht in der Darstellung, sondern im Material. Wenn man sich auf die Aussagen verschiedener Autoren verläßt, muß man zunächst wissen, inwieweit sie miteinander vergleichbar sind. Nehmen wir zwei Beispiele. In seiner 1668 erschienenen Beschreibung Afrikas faßte der holländische Geograph Olfert Dapper seinen Eindruck über den Status der Frauen an der Goldküste in die Worte: „Ja, es ist ein übeles Land vor [sic] die Frauen[2]." Drei Jahrhunderte später berichtete die britische Ethnographin Margaret Field fast neidisch von den gleichen Frauen:

> „Was Geld angeht, gibt es wahrscheinlich kein Volk auf der Erde, dessen Frauen in einer so beneidenswerten Lage sind. ... Kurz gesagt, die Frauen haben schon unbekümmert viele der Ketten abgeschüttelt, über die die Europäerinnen erst jetzt zu klagen anfangen[3]."

Hatte sich die Situation der Frauen in der Zwischenzeit gebessert oder wurden sie durch unterschiedliche „Brillen" beobachtet? Und wenn die Brillen tatsächlich sehr unterschiedlich waren, welche Rolle spielten dabei das

[1] *Claire Robertson,* Sharing the Same Bowl. A Socioeconomic History of Women and Class in Accra, Ghana, Bloomington, Ind. 1984, 17.

[2] *Olfert Dapper,* Naukeurige beschrijvinge der afrikaensche gewesten, Amsterdam 2. Aufl. 1676, 106 („In 't kort is een snoot lant voor de vrouwen"), zitiert nach der deutschen Übersetzung von 1670.

[3] *Margaret Field,* Social Organisation of the Gã People, London 1940, 54, 68. Sie bezog sich nur auf die Gã.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Geschlecht der Autoren, ihre Nationalität und die Leserschaft? Werden alle Aussagen sogar in einem solchen Maße von diesen Brillen geprägt, daß es hoffnungslos ist, etwas über die Geschichte dieser Frauen herauszufinden?

Ich interessiere mich nicht in erster Linie für die Brillen *per se,* d.h. für die Reaktionen der Europäer auf ihre Begegnung mit den fremden Kulturen Westafrikas[4]. Um jedoch ein Stückchen näher an die afrikanische Vergangenheit heranzukommen, ist es unerläßlich, die Ansichten und Vorurteile der Autoren über Afrika zu erkennen und zu untersuchen, denn sie sind die Filter, durch die unsere Kenntnisse über diese Vergangenheit geflossen sind[5]. Für viele Historiker Afrikas genügt die Feststellung, daß die Autoren früher Berichte „eurozentrisch" gewesen seien: damit wirft man sie alle in den gleichen Topf, so daß man sich berechtigt fühlt, auf willkürliche Art nur jene Aussagen zu beachten, die plausibel erscheinen. Aber so einfach lassen sich die Quellen nicht verwenden: *jede* Quelle, wenn kritisch untersucht, hat einen Wert (sei es auch nur einen bescheidenen) als „Spur" der Vergangenheit.

I. Die vorhandenen Quellen

Um die europäische „Brille" zu untersuchen, muß man sich mit mehreren Quellengattungen befassen. Bei den Reiseberichten und ethnographischen Monographien sieht man am deutlichsten, wie die Europäer ihre Eindrücke aufbereitet und für andere präsentiert haben, und auch, wieviel sie aus den Veröffentlichungen anderer Europäer entlehnt haben. Es lassen sich gleichfalls einige weit verbreitete Stereotypen erkennen[6]. Dazu gibt es sekundäre Werke, die von „Lehnstuhl-Geographen" u.a. verfaßt wurden. Wo sie lediglich Material enthalten, das anderswo noch vorhanden ist, sind sie von geringem Interesse für die Erforschung der afrikanischen Vergangenheit. Aber Bücher wie etwa die Kompilationen von Dapper und Astley oder die Werke von Labat und Beecham zeigen uns, wie jemand, der niemals in Afrika gewesen war, auf die Berichte aus diesem Erdteil reagierte; und man kann darin oft erkennen, wie die Afrikaner nach Meinung der Europäer hätten leben *sollen.*

[4] Dieses Thema wurde u.a. behandelt von *Philip D. Curtin,* The Image of Africa. British Ideas and Action, 1780 - 1850, Madison 1964; *Urs Bitterli,* Die Entdeckung des schwarzen Afrikaners. Versuch einer Geistesgeschichte der europäisch-afrikanischen Beziehungen an der Guineaküste im 17. und 18. Jahrhundert, Zürich 1970; *William B. Cohen,* The French Encounter with Africans. White Responses to Blacks, 1530 - 1880, Bloomington 1980 und *Arthur C. Featherstonhaugh,* The Origins of the European View of West Africa in the Literature of Travel and Description 1450 - 1750, unveröffentlichte Ph. D., University of Chicago 1983.

[5] Siehe *Jan Vansina,* Knowledge and perceptions of the African past, in: Bogumil Jewsiewicki & David Newbury (Hrsg.), African Historiographies. What History for Which Africa?, Beverly Hills 1986, 28 - 41, hier: 31 - 33.

[6] *Adam Jones,* Zur Quellenproblematik der Geschichte Westafrikas 1450 - 1900, unveröffentlichte Habilitationsschrift, 1987, Kap. 2.4.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die unveröffentlichten Akten der Handelskompanien, der Missionen und der Kolonialbehörden sind eine weniger ergiebige Quelle für solche Erkenntnisse. Man muß sie dennoch heranziehen, denn gelegentlich findet man in ihnen kleine Spuren der europäischen Vorurteile und der unmittelbaren Reaktionen auf Erfahrungen in Afrika. Da die Reiseberichte, ethnographischen Monographien und sekundären Werke viele Verallgemeinerungen über die „Rolle der Frau" (sowie Anekdoten, die diese Verallgemeinerungen unterstützen sollen) enthalten, kann man aus ihnen ein zusammenhängendes Bild entwerfen; in den Akten dagegen findet man meistens nur „Überreste" aus Einzelfällen. Auch in diesem Fall handelt es sich um eine Brille, aber sie tritt nicht so deutlich hervor und hat normalerweise weniger Einfluß auf den Inhalt der Quellen.

In den letzten drei Jahrzehnten ist die Geschichtsforschung über Afrika meistens davon ausgegangen, daß man die europäischen Schriftquellen mit anderen Quellen – mit afrikanischen Schriftquellen, mündlichen Überlieferungen, archäologischen Funden, linguistischen Daten usw. – vergleichen kann. In diesem Fall ist das jedoch kaum möglich. Die bisherigen archäologischen Funde und linguistischen Studien bieten so gut wie keine Informationen über die Geschichte von Frauen an der Goldküste. Mündliche Überlieferungen (soweit sie bisher aufgenommen wurden) enthalten nur einige schwer interpretierbare Informationen über die „Gründerinnen" von Matriklanen, und in solchen Fällen beziehen sie sich vorwiegend auf die Zeit *vor* 1600. Arabische Quellen für dieses Gebiet liegen nicht vor. Sonstige von Afrikanern verfaßte Schriftstücke gibt es kaum vor dem letzten Viertel des 19. Jahrhunderts; auch dann besitzen wir nur ein paar Briefe, ein Buch und einige Zeitungen, die von der afro-europäischen Elite in Cape Coast und Accra stammen. Wir müssen uns also weitgehend auf Quellen verlassen, die von Europäern verfaßt wurden.

Leider kann man die Zeugnisse von Frauen aus dieser Zeit, sei es von Afrikanerinnen oder Europäerinnen, an den Fingern abzählen, und alle sind sehr kurz: drei belletristische Werke von einer Engländerin, die sich im Jahr 1817 in Cape Coast aufgehalten hatte[7]; ein halbes Dutzend kurze Berichte von Missionarinnen der Basler Mission, meistens über die „Mädchenanstalten" in Christiansborg und Abokobi[8]; und einen gemeinsamen Brief von zwei Afrikanerinnen an ihren Ehemann[9]. Sonst kann man die Geschichte

[7] *Mrs. R. Lee* (= Sarah Wallace / Bowdich), Stories of Strange Lands, London 1835; *dies.*, The African Wanderers: or, The Adventures of Carlos and Antonio, London 1847; *dies.*, Sir Thomas; or the Adventures of a Cornish Baronet in North-Western Africa, London 1856, erschien auch 1887 unter dem Titel "Adventures in Fanti-Land".

[8] Der *Evangelische Heidenbote,* Basel 1851, 30 - 32; 1862, 104f.; 1865, 84 - 88; 1668, 55f.; *Jahresbericht der Evangelischen Missionsgesellschaft,* Basel 1859, 115 - 118.

[9] Ghana National Archives, Accra, SC 7/78, Eccouah & Quia 25. 2. 1869 an Henry Acquah.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

der Frauen an der Goldküste vor 1900 nur in den Schriften europäischer Männer suchen, und zwar fast ausnahmslos von Männern im Alter zwischen 25 und 45 Jahren[10].

Stimmt also der Vorwurf, die Quellen seien das Produkt einer „Doppelbrille", zugleich eurozentrisch und androzentrisch?

Zunächst müssen wir uns fragen, woher die Europäer ihre Informationen über Frauen erhielten. Heutzutage würde ein Ethnograph Informantinnen aussuchen und interviewen; vor dem 20. Jahrhundert geschah so etwas wahrscheinlich kaum. Viele hatten jedoch eine Afrikanerin oder (häufiger) eine Mulattin als Ehefrau bzw. Konkubine. Wieviel sie von diesen Frauen oder von ihren Verwandten erfuhren, wissen wir nicht, denn es kam selten vor, daß ein Autor seine afrikanische Frau überhaupt schriftlich erwähnte[11]. Es gab jedoch auch andere Möglichkeiten. Falls ein Europäer keine Frau und keinen Diener hatte, mußte er Lebensmittel von Frauen kaufen. Es waren Frauen, die für die Europäer in den Forts die Kleider wuschen und Wasser holten. Im Handel spielten die Frauen auch eine Rolle: reiche Frauen konnten europäische Waren direkt von den Europäern kaufen; andere wurden als Sklavinnen an die Europäer verkauft. Für die Missionare, die im 19. Jahrhundert kamen, waren die Frauen potentielle Täuflinge und vor den holländischen und britischen Gerichten gab es weibliche Ankläger und Angeklagte. Die Autoren mußten sich also nicht ausschließlich auf Beobachtungen stützen, sondern kamen oft genug mit Frauen ins Gespräch.

Es ist trotzdem fraglich, ob sie aus solchen Gesprächen viel über das Leben und die Gedanken der Frauen herausfanden. Die beste Gelegenheit dazu hatten vielleicht die Missionare, aber der Rahmen ihrer Interessen war in manchen Fällen sehr eng. Sonst gab es wohl nur wenige Europäer, die eine afrikanische Sprache so gut beherrschten, daß sie ein langes Gespräch führen konnten. Ebenfalls beherrschten bis Mitte des 19. Jahrhunderts nur wenige Frauen (und fast ausschließlich Mulattinnen) eine europäische Sprache. Man darf annehmen, daß die Autoren viele ihrer Informationen über Frauen von Männern erhielten – besonders von anderen europäischen Männern, aber z.T. auch von Afrikanern (Dienern, Soldaten, Dolmetschern, Händlern, Katechisten). Damals wie heute wurde die „Mauer" zwischen Afrikanern und Europäern leichter von afrikanischen Männern als von ihren Frauen überwunden[12]. Manche Männer, zumindest in Asante, hin-

[10] Diese Situation ist für Westafrika typisch: bis etwa 1920 berichteten nur ein halbes Dutzend Europäerinnen über ihre Erfahrungen dort. Vgl. *Edna Bay,* The Royal Women of Abomey, unveröff. Ph. D. Boston University 1977, 34.

[11] Berühmte Autoren wie Willem Bosman, Maurice Delafosse und A. B. Ellis erwähnten ihre afrikanischen Frauen nicht. Anders war der Fall bei dem Missionar J. Zimmermann, der eine Frau aus der Karibik heiratete; sie hat ihm offensichtlich einiges über die religiösen Vorstellungen usw. der Gã erzählt, aber über die Frauen schrieb er leider sehr wenig.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

derten ihre Frauen sogar daran, Gespräche mit neugierigen Europäern zu führen[13].

Ein weiteres Problem der meisten Quellen ist, daß sie zwar den Anspruch erheben, die ganze Gesellschaft zu beschreiben, aber in Wirklichkeit meistens nur die obersten Schichten berücksichtigen. Wenn z.B. Marees über die Heiratssitten schreibt, erzählt er, daß die Familie der Braut ihr eine Sklavin gibt – etwas, was in Wirklichkeit nur in den reichsten Kreisen möglich war[14]. Die Kleidung, die am häufigsten beschrieben wurde, war zweifellos nur die reicherer Frauen[15].

Es ist daher nicht überraschend, daß die Quellen in bezug auf Frauen große Lücken enthalten. In den Büchern werden die Frauen meistens nur in bestimmten Zuammenhängen erwähnt, nämlich in den Kapiteln über Geburt, Pubertät, Ehe, Tod, Kleidung, Deszendenz und Familie. Weiblicher Einfluß in anderen Bereichen wurde oft übersehen. Als der englische Ethnologe R. S. Rattray Anfang der 1920er Jahre endlich den Einfluß der Königinmutter in Asante erkannte, war er überrascht:

> „Ich habe die alten Männer und Frauen gefragt, warum ich all das nicht wüßte – ich hatte nämlich sehr viele Jahre in Ashanti verbracht. Die Antwort ist immer die gleiche: ‚Der weiße Mann hat uns das nie gefragt; Sie haben es nur mit den Männern zu tun und erkennen nur die Männer an; wir nahmen an, daß der Europäer die Frauen für bedeutungslos halte' . . .[16]."

Handelte es sich hier um einen typischen Fall des ‚male bias', wie es in der feministischen Kritik an solchen Ethnologen oft heißt[17]? Dieses ‚male bias' wird normalerweise in zwei Formen angetroffen: im theoretischen Ansatz des Ethnologen und in seinen ethnographischen Daten, die zugleich von dem theoretischen Ansatz und von einer in der zu analysierenden Gesellschaft schon vorhandenen einseitigen Ausrichtung beeinflußt werden. Im Hinblick auf den zweiten Aspekt weist E. Ardener darauf hin, daß eine Gesellschaft

---

[12] *Edwin Ardener,* Belief and the problem of women, in: Shirley Ardener (Hrsg.), Perceiving Women, London 1975, 1 - 17.

[13] *Thomas Edward Bowdich,* Mission from Cape Coast Castle to Ashantee, London 1819, Reprint hrsg. v. W. E. F. Ward, London 1966, 96.

[14] *Pieter de Marees* (‚P. D. M.'), Beschryvinge ende historische verhael vant Gout Koninckrijck van Gunea, Amsterdam 1602 (Englische Edition hrsg. v. Albert van Dantzig & Adam Jones, London 1987), 10a.

[15] Z.B. *Nicolas Villault de Bellefond,* Relation des costes d'Afrique appellées Guinée, Paris 1669, 226f.; *Godefroi Loyer,* Relation du voyage du royaume d'Issiny, Côte d'Or, Paris 1714, 177; *George A. Robertson,* Notes on Africa, London 1819, 169.

[16] *R. S. Rattray,* Ashanti, Oxford 1923, 84.

[17] Siehe z.B. *Elisabeth Grohs,* Male interpretation of female rites: a case study of female rites among the Zigua and Ngulu of eastern Tanzania, unveröffentlichtes Manuskript, 1987; *Rayna R. Reiter* (Hrsg.), Towards an Anthropology of Women, London 1975, 12 - 15; *Elinor Sosne,* Of biases and queens: the Shi past through an androgynous looking-glass, in: History in Africa 6 (1979), 225 - 252. Die Nützlichkeit dieses Begriffs ist in der Ethnologie umstritten: siehe *Kay Milton,* Male bias in anthropology, in: Man, NF 14 (1979), 40 - 54, aber auch die Antwort von *Elverdamm* im gleichen Band.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

oft von dem „Modell" (bzw. den Modellen) beherrscht wird, das eine dominierende Gruppe erzeugt hat; dieses Modell kann die Entfaltung alternativer Modelle durch untergeordnete Gruppen hemmen oder sogar ihre Entstehung verhindern, so daß sie sich gezwungen sehen, die Welt mit dem Modell der herrschenden Gruppe zu strukturieren. Man kann sie deshalb als „gedämpft" (muted) betrachten, weil sie ihre eigene Weltanschauung nur schwer oder gar nicht ausdrücken können[18].

Rattrays Problem bestand also nicht nur darin, daß er im Hinterkopf ein Modell der politischen und sozialen Organisation hatte, das ihn daran hinderte, die „richtigen" Fragen zu stellen, sondern auch darin, daß die herrschenden Ideologien der Asante im frühen 20. Jahrhundert die Bedeutung der Königin-Mutter abwerteten[19]. Ähnliche Probleme stellten sich für frühere Beobachter. Manchmal konnte man eine Aussage leicht als Teil des ideologischen Modells einer herrschenden Gruppe erkennen, z.B. wenn im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert berichtet wurde, der Asantehene habe 3000 bzw. 3333 Ehefrauen[20]. Aber auch dann war es für den fremden Beobachter normalerweise fast unmöglich, empirische Informationen zu erhalten, die mit dem herrschenden Modell in Widerspruch standen. Das gilt übrigens auch heute noch.

Die wenigen Frauen, die vor Rattrays Zeit überhaupt etwas über die Goldküste schrieben, stellten ungefähr die gleichen Fragen wie die Männer und kamen zu ähnlichen Ergebnissen. Über die besondere Stellung der Königinmutter hat zumindest vor 1948 keine Frau neue Einsichten geliefert. Offensichtlich hatte das einseitige Bild der politischen Verhältnisse nicht viel mit dem Geschlecht des Beobachters zu tun: es waren eher der europäische Hintergrund und die Erziehung, die dazu führten, daß nur bestimmte Fragen gestellt wurden. Manche Europäerinnen hatten noch größere Schwierigkeiten als ihre Männer, mit Afrikanerinnen ins Gespräch zu kommen[21].

Heute ist es fast zu einem Axiom der Ethnologie geworden, daß die Frauenwelt einer fremden Gesellschaft einem männlichen Ethnographen unergründlich bleiben muß und daß das, was ein Mann über Afrikanerinnen berichtet, notwendigerweise eine Verzerrung ist. Diese Ansicht enthält ein Element von Wahrheit, aber es kommt sehr darauf an, *welche* Bereiche beschrieben werden und ob es sich um eine Beobachtung oder eine Wertung handelt. Oft sind die Probleme für einen männlichen Beobachter hier weder

[18] *Ardener* (Anm. 12).

[19] In Dahomey war die Situation ähnlich: siehe *Bay* (Anm. 10), 227f.

[20] *Paul Erdmann Isert,* Reise nach Guinea und den Caribäischen Inseln in Columbien, Copenhagen 1788, 234 (kritische englische Edition in Vorbereitung); *William Hutton,* Voyage to Africa, London 1821, 326.

[21] Siehe *Sylvia Leith-Ross,* African Women. A Study of the Ibo of Nigeria, London 1939, 253 - 255.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

größer noch kleiner als bei der Arbeit über Männer[22]. Ähnliches gilt für die historischen Quellen: es ist nicht immer wahr, daß die Autoren „im allgemeinen unfähig waren, die sehr andersartige Teilung von Tätigkeiten zwischen den Geschlechtern richtig einzuschätzen", weil sie aus einer „im wesentlichen anti-feministischen Gesellschaft" stammten[23].

Natürlich erfahren wir aus den Quellen so gut wie nichts über jene weiblichen Tätigkeiten, die für den europäischen Mann entweder uninteressant (weil nicht exotisch) oder schwer zu beobachten waren, wie etwa das Sammeln von wilden Früchten und Schnecken. Themen, die im 20. Jahrhundert systematisch untersucht worden sind, fehlen in den früheren Quellen oder werden mit einem lapidaren Satz behandelt: Wieviel Geld hatten die Frauen, wie bekamen sie es, was machten sie damit? Wie sah das alltägliche Leben einer Frau aus? Wie oft heiratete eine Frau in ihrem Leben? Vor allem sagen die Autoren fast gar nichts über die Gedankenwelt der Frauen: Wie wurde z.B. die Polygynie von den Frauen bewertet? Man bleibt auf der „Beobachtungsebene"[24], und die wenigen vorkolonialen Quellen, die eine ideologische oder intellektuelle Dimension überhaupt erwähnen, beziehen sich fast ausschließlich auf Männer.

Andererseits gibt es Themen, die ausführlich und mit relativ hoher Objektivität behandelt werden – besonders jene, zu denen die Informationen durch Beobachtung zu erhalten waren. Die Reiseberichte geben ein lebhaftes Bild der Märkte, wo die Frauen ihre Waren verkauften. Die Kleidung, die Frisuren und die Aufmachung von Frauen werden noch detaillierter beschrieben als die von Männern: man könnte sogar einen Aufsatz über die Geschichte der weiblichen Mode an der Goldküste schreiben. Es gibt wirtschaftliche Daten, z.B. über die Höhe des Brautguts, über den Preis von Sklavinnen oder über Schulden. Teile des Arbeitslebens einer Frau werden gut beschrieben, etwa das Bereiten von Kenkey (Mais-Brot). Über manche Riten in den „Krisensituationen" des weiblichen Lebens, wie Pubertät, Schwangerschaft, Heirat usw., berichten Europäer oft viele Einzelheiten.

Zwischen diesen Extremen liegt ein großes Spektrum von Themen, über die die Autoren zwar etwas wußten, zu denen aber die Auskünfte sehr subjektiv sind. Es wäre hyperkritisch, alle Aussagen über die Sexualität zu verwerfen, nur weil sie von europäischen Männern stammen, aber sie sind äußerst schwierig zu interpretieren. Die Bemerkungen über die Polygynie sind ebenfalls von Vorurteilen und stereotypen Redewendungen („Jeder heiratet so viele Frauen wie er ernähren kann ...") geprägt. Bis zum späten 19. Jahrhundert wurden ihre wirtschaftlichen, symbolischen und demographi-

[22] *J. R. Gregory,* The myth of the male ethnographer and the woman's world, in: American Anthropologist 86 (1984), 316 - 327.

[23] *Agnes Akosua Aidoo,* Women in the history and culture of Ghana, in: Institute of African Studies Research Review, Legon NF 1, 1 (1985), 14 - 51, hier: 15.

[24] Vgl. *Ardener* (Anm. 12), 1f.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schen Aspekte kaum wahrgenommen, denn die meisten Europäer sahen darin nur eine Ausbeutung des schwächeren Geschlechts im Interesse männlicher Wollust.

Die Frauen sind also in den Schriftquellen nicht „unsichtbar", wie es oft behauptet wird, sondern meistens stumm und daher lediglich zweidimensional. Sie wurden oft genug erwähnt, aber nur wenn sie anders aussahen oder sich anders verhielten, als ein Europäer es erwartet hätte. Die Beobachtung von Einzelheiten war meistens zuverlässiger als der Versuch, den Sinn, die Zusammenhänge und die Gründe zu erkennen. So erfahren wir z. B. ziemlich viel über die Bezahlung des Brautgutes, über die Arbeit der Frauen und über die Zugehörigkeit der Kinder zu einer Verwandtschaftsgruppe; aber bis zum späten 19. Jahrhundert hat kaum ein Autor gemerkt, daß es einen Zusammenhang zwischen diesen Elementen gab[25]. Die Matrilinearität wird lediglich der Tatsache zugeschrieben, daß ein Mann nicht wissen könne, ob die Kinder seiner Frau auch wirklich seine eigenen Kinder seien; und die „Vererbung" einer Witwe an den Bruder des Verstorbenen wird beschrieben, ohne daß man ihre Position in der Verwandtschaftsgruppe ihres Mannes berücksichtigt. Oft sind die angebotenen Erklärungen nicht ausreichend, und wir müssen uns mit einem „Bild von außen" abfinden. Auch heutzutage kann man die Motivationen manchmal nur aus den Handlungen deuten – eine gefährliche Unternehmung[26].

II. Der Einfluß der Leser und des Zeitgeistes

Man muß auch unterscheiden, wie die westafrikanische Gesellschaft in Büchern dargestellt wurde und wie die Autoren diese Gesellschaft tatsächlich wahrnahmen. Über den europäischen Leserkreis von Werken über Westafrika wissen wir leider noch sehr wenig, aber die Leser haben bestimmt den Inhalt beeinflußt. Die überwiegende Mehrzahl bestand aus Männern, die noch nie in Afrika gewesen waren. Auf der einen Seite wollte man also solchen Leuten die eigenen Eindrücke verständlich machen, indem man sie vereinfachte (ethnische oder geographische Unterschiede waren daher meistens unwichtig, manchmal auch Unterschiede des Geschlechts). Andererseits mußte man ihr Interesse wecken, indem man z. B. das Exotische hervorhob, denn die Leser waren von Völkern fasziniert, die ungestraft die Tabus der europäischen Gesellschaft brachen[27]. Man wählte also „inter-

[25] Vgl. *Jack Goody,* Bridewealth and dowry in Africa and Eurasia, in: J. Goody & S. J. Tambiah, Bridewealth and Dowry, Cambridge 1973, 1 - 58; *Claude Meillassoux,* Femmes, greniers et capitaux, Paris 1975.

[26] Siehe *Ernst Opgenoorth,* Historians and written sources: general problems, in: Beatrix Heintze & Adam Jones (Hrsg.), European Sources for Sub-Saharan Africa before 1900: Use and Abuse (Band 33 von Paideuma) 1987, 107 - 114, hier: 109f.

[27] *Curtin* (Anm. 4), 24.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

essante" Aspekte aus, ohne sich viel um die Zusammenhänge oder den kontextuellen Hintergrund zu kümmern – ungefähr wie heutzutage ein Tourist Fotografien macht. Auch in anderer Hinsicht mußte ein Autor an sein Publikum denken und seine Bemerkungen entsprechend formulieren[28]: die eigenen sexuellen Erfahrungen mußten meistens verschwiegen werden; es war im 19. Jahrhundert nicht ratsam, in einem Buch Beweise der eigenen Schwäche gegenüber den Afrikanern zu liefern; vor allem aber sollte man Humor beweisen, etwa bei der Beschreibung des Aussehens der Afrikanerinnen oder der Institution der Polygynie[29].

Wenn also die Betonung in den Quellen sich mit der Zeit änderte, so heißt das nicht nur, daß die Autoren des 19. Jahrhunderts andere Augen als jene des 17. Jahrhunderts hatten, sondern auch, daß sie für andere Leser schrieben. Die Fragen, die im 17. Jahrhundert über Frauen gestellt wurden, hatten kaum etwas mit der Andersartigkeit fremder Kulturen zu tun, sondern bezogen sich auf die Universalien der Produktion und der Reproduktion. Nach Ansicht der Londoner Royal Society sollten Reisende in fremden Ländern, was Frauen betraf, hauptsächlich zwei Aspekte beobachten: „ihre Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit und ob sie schwere oder leichte Arbeit verrichten"[30]. Der Niederländer Marees, der 1601 die Goldküste besuchte, beschäftigte sich mit ähnlichen Themen, obwohl er gleichzeitig ziemlich viel über das Aussehen der Frauen schrieb:

> „... daß sie von Jugend auff sehr zur Hurerey und Unkeuschheit geartet und geneyget seyn ... Sie seyn auch fast diebisch, doch nicht so sehr als die Manns Personen. Auch seyn sie sehr hoffärtig in ihrem Gang und Kleydung ... Sie seyn von Leib wol proportioniert, deßgleichen auch umb die Lenden, also daß sie auch wol die Weibs Personen bey uns übertreffen, nicht allein was den Leib, sondern auch was die Complexion und harte Natur belanget, so sie Kinder gebären und andern Sachen erzeygen ... In der Haushaltung seyn sie auch wol erfahren, seyn alle mit einander gute Köchin, und können wol kochen, treiben aber keinen Pracht mit ihren Kesseln oder Schüsseln ... Sie seyn nicht zu sehr fruchtbar ... welches dann herkompt von ihrer heissen Natur oder Complexion und von der heissen Lufft des Landes ... sie seyn viel sparsamer als die Manns Personen[31]."

Spätere Autoren übernahmen fast alle Elemente aus dieser Beschreibung: auf der einen Seite seien die Afrikanerinnen gute Hausfrauen und sparsam

[28] Vgl. *Roy Bridges,* Nineteenth-century East African travel records, with an appendix on 'armchair geographers' and cartography, in: Heintze & Jones (Anm. 26), 179 - 196; *Cornelia Essner,* Some aspects of German travellers' accounts from the second half of the 19th century, in: Heintze & Jones (Anm. 26), 197 - 205.

[29] Falls die Briefe und Notizbücher des Autors noch existieren, kann man gelegentlich erkennen, auf welche Weise er seine ersten Eindrücke für das Publikum revidiert hat. Aber das ist nur in Ausnahmefällen möglich, und auch dann wissen wir nur, was der Autor zuerst geschrieben hat – nicht was er eigentlich gedacht hat.

[30] Philosophical Transactions of the Royal Society, I , London 1666, 187.

[31] *Marees* (Anm. 14), 18a - 19b. Ich verwende die deutsche Übersetzung von *Johann Theodor & Johan Israel de Bry,* Warhafftige historische Beschreibung dess gewaltigen goltreichen Königreichs Guinea, Frankfurt a. M. 1603, die an dieser Stelle ausnahmsweise ziemlich zuverlässig ist.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

– ein Musterbild für die Europäerinnen –; auf der anderen Seite seien sie lüstern, gierig und (vielleicht deshalb) nicht sehr fruchtbar[32]. Es fällt aber auf, daß kein Autor z.B. die Pubertätsriten für Mädchen beschrieb: vielleicht wurden sie sogar kaum wahrgenommen, weil es dazu in den Heimatländern der Autoren kein Äquivalent gab.

Die „Lüsternheit" wurde besonders oft erwähnt[33]. Ein Deutscher, der 1603 die Goldküste besuchte, hatte nur eines über die Frauen zu sagen: „Dise Weiber sind beneben sehr hürrisch, und frembder Nationen Männer sehr begürig[34]." Ein Jahrhundert später schrieb ein Holländer von den Frauen im Hinterland der Goldküste: „Die Frauen sind einer viel heißeren Natur als die Männer ... Sie sind so feurig, daß, falls sie einen jungen Mann alleine bekommen können, sie seine Geschlechtsteile freimachen und sich auf ihn werfen[35]." Solche Bemerkungen waren jedoch nichts Ungewöhnliches: im 17. Jahrhundert war die sexuelle Gier von Frauen ein häufiges Thema auch in der europäischen Literatur; sie wurde sowohl von Protestanten als auch von Katholiken beklagt[36].

Einen Wandel im Geschmack merkt man ab etwa 1690. Bemerkungen über die „Lüsternheit" werden seltener[37]. Vergleiche mit Europa werden immer noch gezogen, aber sie dienen zunehmend als Mittel zur Satire, denn die Autoren stellten ständig die Frage: Wie wäre es, wenn wir uns auch so verhielten? Manchmal wird das Bild der afrikanischen Polygynie fast zu einer Karikatur. Die Tatsache z.B., daß eine Ehebrecherin unter gewissen Umständen keine Strafe zu befürchten hatte, faszinierte die Autoren, gerade weil dies in Europa nicht der Fall war[38]. Für die europäischen Männer war

---

[32] *Villault* (Anm. 15), 223 - 228; *Jean Barbot,* Description des côtes d'Affrique, Ms. London 1688, Public Record Office, ADM 7/830, II, 17. Brief (Edition in Vorbereitung); *ders.,* Journal d'un voyage en Guinée et Cayenne, hrsg. v. G. Debien, M. Delafosse & G. Thilmans, in: Bulletin de l'Institut Fondamental d'Afrique Noire, Dakar, série B, 40 (1978), 235 - 395, hier: 340.

[33] Für andere Teile Westafrikas vgl. *Villault* (Anm. 15), 79; *Jacques Joseph Le Maire,* Les voyages du Sieur Le Maire aux Isles Canaries, Cap-Verd, Sénégal et Gambie, sous Monsieur Dancourt, Paris 1695, 154.

[34] Ulsheimer in *Adam Jones,* German Sources for West African History 1599 - 1669, Wiesbaden 1983, 33, 149.

[35] *Willem Bosman,* Nauwkeurige beschryving van de Guinese Goud-, Tand- en Slavekust, Utrecht 1704, 194. Er gab zu, daß er nie im Hinterland gewesen war und daß er diese Informationen von „den Negern, die dorther kommen" erhalten habe: ebd., 196.

[36] *Antonia Fraser,* The Weaker Vessel. Woman's Lot in Seventeenth-Century England, London 1984, 112f.; *Richard T. Vann,* Towards a new lifestyle: women in preindustrial capitalism, in: Renate Bridenthal & Claudia Koonz (Hrsg.), Becoming Visible. Women in European History, Boston 1977, 192 - 216, hier: 198f.

[37] *Barbot,* der in seinem Manuskript (Description, Anm. 32) darüber geschrieben hatte, war in seinem später erschienenen Buch vorsichtiger: "... by Europeans represented as extraordinary lascivious": *John [= Jean] Barbot,* A Description of the Coasts of North and South Guinea, London 1732, 238.

[38] *Otto Friedrich von der Groeben* in Adam Jones, Brandenburg Sources for West African History 1680 - 1700, Stuttgart 1985, 232; *Bosman* (Anm. 35), 189.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

es auch ein sonderbares Rätsel, daß die afrikanischen Mütter die Geburtswehen schweigend ertrugen und bald nach der Geburt ihre Arbeit wieder aufnahmen, denn man wußte aus der Bibel, daß die Frau das Unglück des Mannes verursacht habe und deshalb „unter Schmerzen" Kinder gebären sollte[39].

Der Gegensatz zwischen Afrika und Europa wurde durch solche Vergleiche verschärft. Um die fremden Sitten der Afrikaner in das bestehende Weltbild zu integrieren, zog man Parallelen zum Alten Testament und zur Antike, denn dadurch wurden die Afrikaner problemlos in die inklusive Kategorie des „Anderen" oder des „Heidentums" eingestuft. So fügte Barbot in seine Beschreibung der Ehe an der Goldküste vier lange Absätze über die Hebräer und die alten Griechen ein[40]. Ryan bemerkt dazu: „Durch diese Listen von Konformitäten [zwischen den „neuen Welten" und den Heiden der Vergangenheit] läuft eine fast kindliche Freude, als ob die *wirkliche* Entdeckung nicht die Exotik des anderen, sondern seine grundsätzliche Ähnlichkeit zu den schon ins europäische Bewußtsein assimilierten Völkern wäre[41]."

Im frühen 19. Jahrhundert werden die Beschreibungen der Frau und der Ehe von einem neuen Element geprägt, nämlich von der Debatte über die Moralität des atlantischen Sklavenhandels. In manchen Kreisen in Europa konnte man durch sentimentale Worte über die Afrikanerinnen viel Aufmerksamkeit erregen, denn die Assoziation von Weiblichkeit, Mutterschaft und einer gemeinsamen Menschlichkeit war eine bequeme Methode, das unsympathische Bild der afrikanischen Männer zu umgehen[42]. Der Däne Monrad z. B. beschrieb, wie manche Frauen voller Verzweiflung reagierten, als sie erfuhren, daß man sie verkaufen wollte, und wie die Kinder, die die Sklavinnen auf dem Weg nach der Küste gebaren, oft getötet wurden[43]. In solchen Werken, die sich gewiß z. T. auf wirkliche Ereignisse stützten, wurde die Menschlichkeit der Afrikanerinnen hervorgehoben; andererseits war das Bild manchmal zu sehr von Sentimentalität geprägt, um der Wirklichkeit gerecht zu sein.

Die Frau behielt ihre Nützlichkeit als Propagandamittel bis zum letzten Viertel des 19. Jahrhunderts, denn man konnte mit ihr nicht nur den Kampf

---

[39] *Jean Godot,* Les voyages de Jean Godot, Paris 1704, Bibliothèque Nationale, Manuscrits français 13380 - 13381, 221; *Johannes Rask,* Rejsebeskrivelse til og fra Guinea, Trondheim 1754, 83.

[40] *Barbot,* Description (Anm. 32), 240f. Parallelen zur Antike findet man oft bei *Bosman* (Anm. 35).

[41] *Michael T. Ryan,* Assimilating new worlds in the sixteenth and seventeenth centuries, in: Comparative Studies in Society and History 23 (1981), 519 - 538, hier: 529.

[42] *Curtin* (Anm. 4), 219.

[43] *H. C. Monrad,* Bidrag til en Skildring af Guinea Kysten og dens Indbyggere, Kopenhagen 1822 (Deutsche Übersetzung Weimar 1824), 105, 304f. Vgl. *L. F. Rømer,* Tilforladelig Efterretning om Kysten Guinea, Kopenhagen 1760 (Deutsche Übersetzung Kopenhagen 1769), 240.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gegen den Sklavenhandel, sondern später auch die koloniale Aufteilung Afrikas rechtfertigen. In einem Roman, der 1856 erschien, wurde auf dramatische Weise beschrieben, wie eine Frau in Cape Coast als Hexe mißhandelt und fast hingerichtet wurde, bis sie die Briten retteten[44]; und als britische Truppen sich im Jahre 1873 darauf vorbereiteten, Asante zu erobern, erschien im „Illustrated London News" ein Stich einer (ziemlich europäisch aussehenden) Afrikanerin, die an einen Pfahl gebunden war, mit der Legende „A girl sacrificed to Ju-Ju"[45].

Im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelte sich jedoch das sentimentale Bild der Afrikanerin auch zu einer härteren Kritik an ihrer „Subordination" und „Degradierung". Ausschlaggebend war ein Wandel in der Ideologie der Ehe in Nordwest-Europa. Einige der Gemeinsamkeiten, die die europäischen Gesellschaften mit Westafrika gehabt hatten, verschwanden allmählich während der Industrialisierung. Schon Ende des 18. Jahrhunderts hatte ein britischer Philosoph die Stellung der Frau in einer Gesellschaft als ein Indiz der Zivilisationsstufe dieser Gesellschaft bezeichnet: am Anfang sei sie nur eine Dienerin, weil der Mann größere physische Kraft besitze; dann kämen allmähliche Verbesserungen, bis sie wie in der modernen nordwesteuropäischen Gesellschaft wegen ihrer Anmut und künstlerischen Begabung besonders geschätzt werde[46]. Der Maßstab war im 19. Jahrhundert das bürgerliche Ideal der Domestizität: eine kultivierte, tugendhafte Frau, die ihren Mann aus Zuneigung (allerdings nur aus der gleichen sozialen Schicht) wähle, die mit ihm ein „intimes" Eheleben führe, und die sich der Erziehung ihrer Kinder widme[47]. Von diesem Standpunkt aus konnte man die afrikanischen Gesellschaften als besonders primitiv bezeichnen. „Kann man erwarten, daß sich Afrika in seinem Charakter bessern wird," fragte ein englischer Autor, „wenn die Frauen nicht tugendhaft sind? Wichtige Änderungen müssen durchgeführt werden, bevor irgend eine Verbesserung stattfinden kann[48]." Zusammen mit der Kritik an Menschenopfern und anderen „Greueltaten" diente das Bild der degradierten Afrikanerin in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zumindest im Unterbewußtsein als eine moralische Rechtfertigung für die zunehmende europäische Intervention in Afrika.

Anlaß zur Kritik fand man an der Goldküste genug. Die Frau, so heißt es in manchen Büchern, werde dort degradiert[49]; der Mann betrachte und

---

[44] *Lee* 1887 (Anm. 7), 108 - 114. Zu dieser Geschichte gab es auch ein mitleiderregendes Bild.

[45] *Illustrated London News* LXIII (1873), 521.

[46] *Curtin* (Anm. 4), 64, 218f.

[47] *Barbara Corrado Pope,* Angels in the Devil's workshop: leisured and charitable women in nineteenth-century England and France, in: Bridenthal & Koonz (Anm. 36), 49 - 59.

[48] *Robertson* (Anm. 15), 142.

[49] *Marcus Allen,* The Gold Coast, or a Cruise in West African Waters, London 1874, 21; *British Parliamentary Papers* 1842 XI, 194, Beecham 31. 5. 1842.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

behandele sie wie ein Tier[50] oder wie einen Besitz[51]. Die „ungerechten" Verhältnisse machten eine Reform notwendig[52]. Zwischen den Ehepartnern gebe es keine „Liebe"[53]. Vor allem sei es schlecht, daß die Frauen so viel arbeiten müßten, während die Männer den ganzen Tag faulenzten[54]. Die allgemeine Annahme war, daß die Einführung der christlichen Ehe, der europäischen Erziehung und einer kapitalistischen Wirtschaft die Lage der Frau verbessern würde[55].

Zwischen dem frühen 17. und dem späten 19. Jahrhundert fand also eine gewisse Verschiebung im europäischen Bild der afrikanischen Frauen statt, die vor allem den vollzogenen Wandel in der europäischen Gesellschaft widerspiegelte. Während man im 17. Jahrhundert besonders die „Unkeuschheit" der Frauen kritisierte, wurde die Sexualität im 19. Jahrhundert selten erwähnt. Dagegen beklagte man die „Erniedrigung" der Frau, die für ihren Mann arbeiten müsse und nicht als „gleichberechtigte" und geliebte Lebenspartnerin im viktorianischen Sinne angesehen werde. Man darf diesen Gegensatz jedoch nicht übertreiben: die Sexualität war keineswegs das einzige Thema in den Reiseberichten des 17. Jahrhunderts, und die Autoren des 19. Jahrhunderts wußten schon, daß einige Frauen (zumindest unter den Mulattinnen) große soziale Macht besaßen.

Es ist auffallend bei den Bemerkungen über Frauen, daß die Autoren oft Phänomene beschrieben, die auch in ihren eigenen Gesellschaften nicht völlig unbekannt waren. Für menstruierende Frauen beispielsweise existierten auch in Europa eine Menge „Tabus"[56], obwohl die Autoren so schrieben, als

---

[50] Der *Evangelische Heidenbote* 1848, 22; *C. A. Gordon,* Life on the Gold Coast, London 1874, 17.

[51] *H. F. Tengbergen,* Verhaal van de Reistogt en Expeditie naar de Nederlandsche bezittingen ter westkust van Afrika (kust van Guinea), Den Haag 1839, 48f.; *Gordon* (Anm. 50), 17; *Alfred Burdon Ellis,* The Tshi-Speaking Peoples of the Gold Coast of West Africa. Their Religion, Manners, Customs, Laws, Language etc., London 1887, 286f.

[52] *Gordon* (Anm. 50), 17; *A. B. Ellis,* West African Sketches, London 1881, 40.

[53] *Ellis* (Anm. 51), 285; *R. M. Connolly,* Social life in Fanti land, in: Journal of the Royal Anthropological Institute 26 (1897), 128 - 153, hier: 143f.; *Abbé Pierre Bouche,* Sept ans en Afrique occidentale. La Côte des Esclaves et le Dahomey, Paris 1885, 145; vgl. jedoch *Monrad* (Anm. 43), 7; *Brodie Cruickshank,* Eighteen Years on the Gold Coast of Africa, 2 Bde., London 1853, hier Bd. II, 206 - 212.

[54] *Johann Adam de Marrée,* Reizen op en Beschrijving van de Goudkust van Guinea, 2 Bde., Amsterdam 1817 - 18, hier: Bd. I, 31f., Bd. II, 109; *Captain John Adams,* Remarks on the Country Extending from Cape Palmas to the River Congo, London 1823, 39; *C. A. Jeekel,* Onze bezittingen op de Kust van Guinea, Amsterdam 1869, 17; *Allen* (Anm. 49), 21.

[55] Siehe z.B. *John Beecham,* Ashantee and the Gold Coast, London 1841, 301f.; *Bowdich* (Anm. 13), 96; *Cruickshank* (Anm. 53), Bd. II, 98 - 101. Vgl. jedoch die Bemerkungen des Franzosen *Maurice Delafosse,* Les Agni (Paï-Pi-Bri), in: L'Anthropologie 4 (1893), 402 - 445, hier: 429, wo er über die benachbarten Anyi schreibt, bei denen die Situation der Frau „ausgezeichnet" sei.

[56] Siehe z.B. *Janice Delaney / M. Lupton / E. Toth,* The Curse. A Cultural History of Menstruation, New York 1976.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ob das in Afrika einmalig wäre. Die Tatsache, daß afrikanische Männer und ihre Ehefrauen getrennt speisten, wurde oft erwähnt[57] und diente sogar als Maßstab für die Unterscheidung zwischen der heidnischen und der christlichen Ehe[58]; aber es gab in einigen bäuerlichen Gesellschaften in Europa die gleiche Regel[59]. Die Doppelmoral beim außerehelichen Geschlechtsverkehr für Männer und für Frauen[60] war auch in vielen Teilen Europas fast axiomatisch[61]. Man beklagte, daß ein Mädchen keine Wahl über seinen künftigen Ehepartner hatte, obwohl es in Europa – außer in den niedrigeren Schichten – bis zum späten 18. Jahrhundert kaum anders war[62].

War dies einfach Heuchelei? Es kann sein, daß es möglich war, über Afrika Dinge zu sagen, die über Europa nicht ausgesprochen werden konnten. Aber vielleicht liegt die Erklärung eher darin, daß sich die Autoren erst durch die Begegnung mit einer ganz fremden Gesellschaft dazu aufgerufen fühlten, zu solchen Fragen Stellung zu nehmen. Außerdem kannten sie nur einen kleinen Teil ihrer eigenen Gesellschaft: die meisten westafrikanischen Frauen, die sie sahen, waren Bäuerinnen oder Fischerinnen, aber die Autoren verglichen sie nicht mit den Bäuerinnen und Fischerinnen Europas, sondern mit ihren eigenen Ehefrauen, Schwestern und Müttern, die mit wenigen Ausnahmen zum Bürgertum gehörten.

III. Schlußbemerkung

Ich habe versucht zu zeigen, daß die Diskrepanz zwischen den Aussagen verschiedener Autoren nicht nur einen Wandel in der Rolle der Frauen widerspiegelte, sondern vor allem die Tatsache, daß jeder Autor die Beziehung zwischen den Geschlechtern mit anderen Augen sah. In manchen Fällen hatte das Geschlecht des Beobachters einen entscheidenden Einfluß darauf, was er wahrnahm und wie er diese Wahrnehmung deutete. Wir müssen daher ständig auf der Hut vor „male bias" sein: wie Poullain de la Barre es 1675 formulierte: „Alles, was von Männern über Frauen geschrieben worden ist, sollte verdächtig sein, denn die Männer sind zugleich Richter und Parteien im Prozeß[63]."

---

[57] *P. Labarthe,* Voyage à la Côte de Guinée, Paris 1803, 129; *Henry Meredith,* An Account of the Gold Coast of Africa, London 1812, 111.

[58] *British Parliamentary Papers* 1842 XI, 93, Beecham 31. 5. 1842; *Ordnung für die Evang. Gemeinden der Basler Mission an der Goldküste,* Basel 1902, § 105.

[59] Siehe z. B. *Arlette Gautier,* Les soeurs de Solitude. La condition féminine dans l'esclavage aux Antilles du XVIIe au XIXe siècle, Paris 1985, 29.

[60] *Marees* (Anm. 14), 10 a; *Dapper* (Anm. 2), 106; *Bosman* (Anm. 35), 194 - 196; *Ellis* (Anm. 51), 282; *Bouche* (Anm. 53), 149.

[61] *Keith Thomas,* The double standard, in: Journal of the History of Ideas 20 (1959), 195 - 216; *Lawrence Stone,* The Family, Sex and Marriage in England 1500 - 1800 (gekürzte Ausgabe) Harmondsworth 1979, 315 - 318; vgl. jedoch *Gordon* (Anm. 50), 17.

[62] *Fraser* (Anm. 36), 27 - 43; *Stone* (Anm. 61), 181 - 216.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Ferner gab es vieles, was ein Europäer in einer fremden Kultur nicht wahrnehmen konnte. Die Europäer kamen nach Afrika mit ihren eigenen Verhaltensnormen und mit vorgefaßten Meinungen über die Ehe, die Religion, die Arbeit, die Herrschaft, die Sexualität, die Kleidung, das Tanzen usw. – Meinungen, die auch in Europa nicht immer universal, sondern einer bestimmten Epoche, einem bestimmten Land und einer bestimmten Religionsgemeinschaft eigen waren. Nur wenn man dies berücksichtigt und wenn man weiß, wie die Frauen in Europa betrachtet wurden, kann man das Material über Westafrika verstehen. Bis Mitte des 19. Jahrhunderts war es z.B. für die Europäer fast unmöglich, sich die Ehe als eine historisch bedingte Institution vorzustellen: ihre patriarchalische Form stammte aus der Zeit von Adam und Eva, oder zumindest von Abraham und Sara[64].

Außerdem waren die europäischen Sprachen nicht immer geeignet, um afrikanische Umstände ausreichend zu beschreiben: wenn die Europäer an der Goldküste im 17. Jahrhundert von einer „Königin" sprachen, meinten sie manchmal die Hauptfrau des „Königs", obwohl diese Frau eine ganz andere Rolle als eine europäische Königin hatte; ebenso bezeichneten sie als „Königinmutter" eine Frau, die in vielen Fällen *nicht* die biologische Mutter des Königs war. Ähnliche Probleme kommen bei vielen europäischen Begriffen wie etwa „Hure" oder „Ehe" vor.

Es wäre jedoch irreführend, das Geschlecht und die europäische Herkunft als die einzigen Faktoren zu betrachten, die die Brille der Beobachter bestimmten. Die Erziehung, die ideologische Position und die Persönlichkeit einzelner Autoren sowie der Geschmack der Leserschaft (der sich mit der Zeit änderte) hatten einen Einfluß auf den Inhalt unserer Quellen. Das Genre ihrer Schriften war ebenfalls wichtig: sowohl ethnographische Monographien als auch Reiseberichte enthalten Verallgemeinerungen, die durch einen Vergleich mit den Einzelheiten in den unveröffentlichten Quellen überprüft werden müssen.

Die Quellenprobleme bei der afrikanischen Geschichtsforschung stellen sich bei der Frauengeschichte in schärferer Form als in anderen Bereichen. Aber sie unterscheiden sich nur relativ von den Problemen der afrikani-

---

[63] *François Poullain de la Barre,* De l'excellence des hommes contre l'égalité des sexes, Paris 1675, zitiert nach Linda Frey, Marsha Frey & Joanne Schneider, Women in Western European History. A Select Chronological, Geographical, and Topical Bibliography from Antiquity to the French Revolution. Westport, Conn. 1982, ix. Es war jedoch nicht immer der Fall, daß ein Autor, der viel Sympathie für die Frauen zeigte, zuverlässiger als andere Autoren war.

[64] *Natalie Zemon Davis,* Women on top: symbolic sexual inversion and political disorder in Early Modern Europe, in: Barbara A. Babcock (Hrsg.), The Reversible World. Symbolic Inversion in Art and Society, London 1978, 147 - 189, hier: 172; vgl. *Marees* (Anm. 14), 9b; *Jean Baptiste Labat,* Nouveau voyage aux isles de l'Amérique, Paris 1722, VI, 125; *ders.,* Voyage du Chevalier Des Marchais en Guinée, isles voisines et à Cayenne, fait en 1725, 1726 & 1727, 2 Bde., Paris 1730, I, 124.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schen Geschichte im allgemeinen (auch wenn man sich auf „afrikanische" Quellen verläßt) und der Frauengeschichte in Europa. Es gibt keinen einfachen Weg, die „Brille" abzunehmen und die dahinter liegende Wirklichkeit zu erkennen. Aber ein Bewußtsein von der Möglichkeit einer Verzerrung durch diese Brille bei jedem Dokument ist für dessen Beurteilung unabdingbar.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Anschriften der Mitarbeiter

Prof. Dr. *Urs Bitterli,* Historisches Seminar, Universität Zürich, Blümlisalpstr. 10, CH-8006 Zürich

Priv.-Doz. Dr. *Horst Dippel,* FB 8, z. Z. Gesamthochschule Kassel, Postfach 10 13 80, D-3500 Kassel

Prof. Dr. *Jörg Fisch,* Historisches Seminar, Universität Zürich, Blümlisalpstr. 10, CH-8006 Zürich

Dr. *Adam Jones,* Institut für Historische Ethnologie, Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, Liebigstr. 41, D-6000 Frankfurt am Main 1

Priv.-Doz. Dr. Dr. *Ulrich Knefelkamp,* Fakultät für Geschichts- und Geowissenschaften, Universität Bamberg, Am Kranen 12, D-8600 Bamberg

Prof. Dr. *Hans-Joachim König,* Geschichts- und Gesellschaftswissenschaftliche Fakultät, Lehrstuhl für Geschichte Lateinamerikas, Katholische Universität Eichstätt, Ostenstr. 26 - 28, D-8078 Eichstätt

Dozent Dr. *Wolfgang Neuber,* Institut für Germanistik, Universität Wien, Universitätsstr. 7, A-1010 Wien

Dr. *Jürgen Osterhammel,* Seminar für wissenschaftliche Politik, Universität Freiburg, Rempartstr. 15, D-7800 Freiburg

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-46624-5 | Generated on 2025-10-09 18:15:41
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/